

Verena Konzett

Erstrebtes und Erlebtes

Ein Stück Zeitgeschichte

E-Book 2013 der 3. Auflage von 1929
Konzett Verlag by Sunflower Foundation, Zürich
ISBN 978-03760-024-5

Alle Rechte vorbehalten • Druck Konzett & Huber, Zürich
Copyright 1929 by Morgarten Verlag, Zürich
Printed in Switzerland

Die Schreibweise entspricht, mit geringfügigen Anpassungen, der Ausgabe von 1929.

Dem Andenken
meines verstorbenen Gatten
und meiner früh dahingeschiedenen
Söhne Hans und Simon

Inhaltsverzeichnis

Vorwort

I. Teil. Meine Jugendzeit

Meine Kindheit

Eintritt ins Erwerbsleben

Fabrikarbeiterin

Krawattenmacherin

Modearbeiterin und Ladentochter

Verlobung

Conrad Conzets Lebensgeschichte

II. Teil. Meine Ehe

Eintritt ins politische Leben

Schlosserstreik in Zürich

Auswirkung des deutschen Sozialistengesetzes

Internationaler Sozialistenkongress 1893 in Zürich

Drohende Wolken

Rücktritt des Bundeskomitees des Gewerkschaftsbundes

Conrads Unfall

Internationaler Arbeiterschuttkongress 1897 in Zürich

Schwere Schicksalsschläge

Nachrufe

III. Teil. Geschäftliches Ringen und Erfolg

Politische Tätigkeit

Geschäftliche Erfolge

Ein Traum

Ein Besuch in der einstigen Heimat

Frisch gewagt

Kranken- und Unfallversicherung

«In freien Stunden», Gründung und Entwicklung

Der internationale Friedenskongress

Erholungskuren

Die «Bugra»

Der Inselhof

Kriegsausbruch

Russische Revolution

Die Grippe

Nachkriegszeit

Mein Heim in Kilchberg

Vorwort

Es war im Spätherbst. Ich sass in meinem Heim in Kilchberg am Schreibtisch; sinnend schweifte mein Blick in die Weite, setzte sich am andern Ufer des Zürichsees fest, dessen herbstliche Färbung durch die Beleuchtung der scheidenden Sonne so tief, so kraftvoll glühte, dass ich ins Schauen versank. Wie ich so schaute und sann, traf vor mein geistiges Auge ein anderer, längst versunkener Herbsttag, und die Erinnerung tauchte auf an einen Wunsch, den letzten Wunsch meiner beiden, in der Blüte der Jahre dahingerafften Söhne.

Es war an einem Sonntag im Oktober 1918; ich verbrachte den Nachmittag in der Familie meines ältern Sohnes in Kilchberg. Das gegenüberliegende Ufer entfaltete seine ganze tiefklare, sonnendurchsprühte Herbstpracht. Es war, als wollten alle Farben noch einmal in schöner, grosser Harmonie aufleuchten, bevor Novemberstürme sie zerstörten und verwehten. In diesem Aufstrahlen der Natur vor ihrem Vergehen schien die Seele meines Sohnes unbewusst ihr eigenes baldiges Scheiden zu ahnen. Ins Schauen versunken, meinte Hans: «Mutter, du hast einmal davon gesprochen, deine Lebenserinnerungen zu schreiben.» «Ach ja», erwiderte ich, «man sagt manchmal etwas, das nicht so ernst gemeint ist.» «Du solltest sie aber doch schreiben, Mutter; denn die heutige Generation der mächtig herangewachsenen sozialdemokratischen Partei hat keine Ahnung davon, unter welch schwierigen Verhältnissen die alten Vorkämpfer des Proletariats, zu denen auch unser verstorbener Vater gezählt hat, gerungen und wie viel Selbstlosigkeit und Opfersinn dazu gehörte, die Fahne stets hochzuhalten. Es wäre gut, ihr das einmal vor Augen zu führen. Mutter, versprich mir, deine Lebenserinnerungen zu schreiben!» Während ich zum Gelöbnis meine Hand in die seine legte, kam Simon, mein jüngerer Sohn. Als er hörte, um was es sich handle, sprach er freudig bewegt: «Ja, Mutter, Hans hat recht! Das Buch deines Lebens wird ein Buch werden für die Mutlosen und Verzagten. Alle, die den Glauben an die menschliche Kraft verloren haben, werden aufs neue Mut fassen, wenn sie sehen, wie du dich durchgerungen hast!» Die verschiedenen Auffassungen meiner Söhne vereinigten sich im gleichen Wunsche. An jenem leuchtenden Herbsttag erhielten sie mein Versprechen – vierzehn Tage später hatte ich keine Söhne mehr. –

Acht Jahre waren vergangen, ohne dass es mir möglich gewesen wäre, mein Lebensbuch zu beginnen. Der Verlust meiner beiden Söhne zwang mich wieder ganz in den Geschäftsbetrieb hinein; galt es doch, das grosse Unternehmen meinen Enkeln zu erhalten. Endlich mit 65 Jahren, nachdem ich die Redaktion unserer Zeitschrift meiner Nichte und bisherigen Gehilfin übertragen und mein Geschäftsteilhaber zum Verlag der Zeitung auch die Leitung des Druckereibetriebes übernommen hatte, durfte ich an die Niederschrift meiner Lebenserinnerungen denken. Leicht wurde es mir

nicht; 65 Jahre sind eine lange Zeit, und ich besass keinerlei Aufzeichnungen, sondern war nur auf mein Gedächtnis angewiesen. Die Kinder- und Jugendzeit haftete noch so klar in meiner Erinnerung, dass es mir nicht schwer wurde, die hellen und dunklen Geschehnisse aneinanderzureihen. Schwerer wurde mir die Beschreibung meiner Ehejahre. Nachdem ich die Erinnerungen an das politisch Erlebte niedergeschrieben hatte, suchte Herr Bloch, Verwalter der Zentralstelle für soziale Literatur, mit verdankenswerter Zuvorkommenheit alle Schriften und Bücher, die ich zur Nachprüfung meiner Aufzeichnungen benötigte, unter den Tausenden von Bänden und Schriften heraus.

Es war für mich unsagbar schwer, die Schicksalsschläge zu schildern, und die endgültige Niederschrift dieses Teils wurde überdies durch schwere Krankheiten zeitweise unterbrochen. Auch der dritte Teil, das geschäftliche und finanzielle Ringen, brachte mich in manchen seelischen Zwiespalt. Aber der Gedanke an das meinen Söhnen gegebene Versprechen überwand alle Schwierigkeiten und gab mir die Kraft, ihren Wunsch zu erfüllen und das Buch zu vollenden.

Verena Konzett

I. Teil
Meine Jugendzeit

Meine Kindheit

Es war im Hochsommer 1867 und Ende der Schulferien, die Strassen der Stadt Zürich verödet, wie ausgestorben. Nur die Kinder mit ihren rosigen Wangen und frisch gestärkten Schürzen trippelten, eifrig erzählend, wieder der Schule zu. Oberhalb der Predigerkirche standen die Kleinkinderschüler vor ihrem Schullokal, aber anders als sonst. Kein Hüpfen, kein Springen, Fangen und Lachen war zu sehen; eng beisammen standen sie, wie eine Koppel junger Pferde, die Köpfe gesenkt, und redeten aufgeregt gegeneinander. Händchen fuhren in der Luft herum, etwas Besonderes musste passiert sein.

Neugierig eilte ich die Anhöhe hinauf und sah, wie alle die Buben und Mädchen kleine, weisse Beutelchen unter den Kleidern hervorholten, die einen hastig, die andern mit grosser Umständlichkeit. Dann wurden sie verglichen auf Form und Feinheit der Leinwand. Helen Müller sagte stolz: «Seht, mein Säcklein hängt an einem Seidenband.» Und Hansruedeli, der kleinste unserer Schüler rief: «Und meines hat eine schöne, blaue Schnur!» Ich konnte nicht verstehen, dass diese plumpen Anhänger mit solcher Wichtigkeit behandelt und von so vielen Kindern getragen wurden. Das sagte ich ihnen auch; da war das Erstaunen gross.

«Ja – aber – das sind doch Amulette, und wir tragen sie wegen der Cholera!»

«Amulette – Cholera?», wiederholte ich kopfschüttelnd.

«Nein, aber nein! Jetzt weiss Vreneli nicht einmal, dass die Cholera nach Zürich gekommen ist!» Und alle miteinander wollten es mir erklären. Aus dem Durcheinander der Stimmen hörte ich, dass die Cholera ein furchtbar böses Weib sei – eine gruselige, schwarze Frau, welche die Menschen tötet, sie erwürgt, und nur wer ein solches Amulett trägt, dem kann das Cholera weib nichts antun.

In die Aufklärungen hinein ertönte das Händeklatschen der Lehrerin und wir gingen an unsere Plätze. So unaufmerksam war ich wohl noch nie gewesen; immer musste ich an die schreckliche Frau Cholera denken. Ja, ja, ich kannte sie schon. Ganz in der Nähe unsrer Wohnung war das alte Spital, darin die Irren untergebracht waren. In dem geräumigen Hof hielten sich die ruhigen Kranken auf und oft waren wir Kinder bei ihnen, da das grosse eiserne Tor tagsüber offenstand. Diese Ärmsten hatten Freude an uns Kindern und erzählten uns viel Merkwürdiges.

Da war im Hof ein Mann, gar bärtig und struppig, der gebrauchte stets Hände und Füsse zur Fortbewegung. Der sei, so flüsterten sie uns geheimnisvoll zu, einst als kleines Kind von seiner bösen Stiefmutter im Sihlwald ausgesetzt worden. Aufgewachsen mit den Tieren des Waldes, habe er gelebt und sich genährt wie sie und gehe darum auf allen Vieren. Reden könne der Mann nicht, nur heulen und knurren und wenn man in

seine Nähe komme, sei er böse und bissig. Ängstlich gingen wir dem armen Menschen aus dem Wege.

Eine der Frauen hatte mich besonders ins Herz geschlossen. Sie erwartete mich immer sehnsüchtig, um mir von ihrem Schatz zu erzählen, der in der Sonne wohne und dort auf sie warte. «Siehst du, wie er mir winkt?», fragte sie mich jedesmal. Ich mochte mich noch so sehr anstrengen, den Mann erblickte ich nie, dafür wurde es mir schwarz vor den Augen und sie schmerzten mich, während die Frau die längste Zeit verklärt in die Sonne schauen und ihrem Schatz mit der Hand zuwinken konnte.

Eines Tages, als ich im Hofe war, kam eine Frau mit flatternden Haaren gerannt; sie schrie furchtbar und wollte sich auf die Anwesenden stürzen. Nacheilende Wärter und Wärterinnen versuchten sie zu halten, aber sie tobte und schlug um sich und erst nach langem Kampfe war es möglich, die arme Irre zurückzuführen. Bleich und zitternd kam ich heim und erzählte meiner Mutter das schreckliche Erlebnis. Es hätte ihres strengen Verbotes nicht bedurft, ich ging von nun an in grossem Bogen um das Tor. Meine rege Kinderphantasie brachte natürlich sofort jene Irrsinnige mit der Cholerafrau in Zusammenhang, und die Folge dieser Vorstellung war Angst und Grauen vor ihr.

An jenem Morgen waren wir alle unaufmerksam und darum wurde ausnahmsweise schon am Vormittag ein Spaziergang gemacht, ein Greuel für mich. Wir mussten ständig an einem Strick gehen, für lebhaftere Kinder, wie ich eines war, eine rechte Plage. In den Strick war in Abständen von je dreissig Zentimeter ein rundes Stück Holz, ebenfalls dreissig Zentimeter lang, eingeknotet, an dem sich an jeder Seite des Seiles ein Kind halten musste. Hatte ich sonst schon Mühe, in Reih und Glied zu gehen, an jenem Morgen wollte es gar nicht gelingen. Mir brannte der Boden unter den Füßen vor Aufregung und Verlangen, meiner Mutter erzählen zu können, dass die Frau Cholera da sei. Das wusste sie ganz sicher noch nicht; wie würde sie staunen! In meiner Ungeduld geriet ich wieder einmal nebenaus und wurde, wie schon oftmals vorher, dafür bestraft. Trotzdem habe ich in meinem langen Leben nicht gelernt, stets in den Fussstapfen anderer zu gehen.

Kaum waren wir entlassen, stürmte ich heim und flog gleich mit der Türe in die Stube hinein: «Mutter, Mutter, die Cholera ist da!» In meiner Aufregung habe ich wohl ein krauses Durcheinander erzählt, denn meine Mutter schüttelte den Kopf, nahm mich in den Arm und suchte mich durch Streicheln zu beruhigen, was sonst nicht ihre Art war. Dann sagte sie liebevoll: «Aber Vreneli, was erzählst du für Schauergeschichten; das ist doch alles nicht wahr! Es gibt ja keine Frau Cholera! Denke, wenn es eine so schreckliche Frau gäbe, so müsste sie die Polizei längst eingesperrt haben. Eine Cholera gibt es wohl; das ist aber eine Krankheit, gewiss eine schreckliche, an der schon viele Väter und Mütter gestorben sind. Das ist furchtbar traurig für die Kinder, die dann keine Eltern mehr haben. Denke

einmal, wenn du so ganz allein und hilflos auf der Welt wärest! Bete nur jeden Abend zum lieben Gott, dass er uns gnädig vor dieser Krankheit bewahre!»

«Aber das Amulett, Mutter?», bemerkte ich zaghaft, «bekomme ich auch eines? Weisst du, sonst erwürgt mich die Frau Cholera.»

«Kind, Kind», sprach die Mutter mit ernster Besorgnis, «ich habe dir doch soeben gesagt, dass es keine Frau Cholera gibt, dass die Cholera eine Krankheit ist. Hast du's denn nicht gehört?» Die Stimme der Mutter wurde strenger. «Überhaupt macht die Cholera so kleinen, dummen Kindern nichts. Bete, bete jeden Abend und bitte den lieben Gott, dass er uns alle gesund bleiben lässt; das hilft mehr als alle Amulette zusammen!» Gebetet habe ich auch jede Nacht und wie! Vor dem Einschlafen sagte ich nicht bloss alle meine Gebetlein her, nein, noch eine Menge Gedichte und Verse dazu, die ich in der Schule gelernt hatte, immer schneller und lauter, im festen Glauben, der liebe Gott höre mich dann besser als jene Kinder, die nicht so schnell und laut beten konnten. Und – verschont von der Krankheit blieben wir alle.

Wir wohnten in einer der engen, steilen Gassen, die das Niederdorf mit dem Limmatquai verbinden. Überall am Limmatquai und am Sonnenquai waren die hinteren Häuserreihen zweier Gassen durch einen schmalen Graben, «Ehgraben» genannt, getrennt. In diesen Graben entleerte sich damals aller Unrat der angrenzenden Häuser und bewegte sich langsam der Limmat zu. Nach einem solchen Ehgraben hinaus lagen der Abort, die Küche und ein Schlafzimmer der Wohnungen. Wir Kinder beider Häuserreihen sahen oft stundenlang den mächtigen Ratten zu, die im Graben ihr Unwesen trieben. Hin und wieder versuchten wir, mit Besenstielen Brücken zu bauen oder zogen an einer Schnur Gegenstände von einem Fenster zum gegenüberliegenden.

Unsere Gasse hiess «Schmalzgrube» und ihre Häuser waren schmal und hoch. Nie erhellte ein Sonnenstrahl unsere Wohnung oder auch nur einen kleinen Teil davon. Jeden Morgen ging meine Mutter mit einer Schaufel voll glühender Kohlen, darauf Wacholderbeeren lagen, mehrere Male durch sämtliche Räume, um die stinkige, muffige Luft zu vertreiben. Ähnlich oder noch schlimmer wohnten die meisten Leute in den schmalen Gassen des damaligen Zürichs. Kein Wunder, dass sich die Cholera unter solch ungesunden Zuständen überall einnisten konnte.

An jedes Haus, in dem Cholerakranke lagen, wurde ein gelber Zettel geklebt mit der Aufschrift: «Hier herrscht die Cholera!» Auch unser Haus bekam eine solche Warnungstafel, denn in den Wohnungen über und unter uns lagen Cholerakranke. Trotz allem Zureden meiner Eltern und grössern Schwestern konnte ich das Grauen vor der «Frau» Cholera nicht überwinden. Wenn ich unsere dunkeln Treppen hinauf- oder hinunterstieg, spürte ich ihre Nähe, sogar ihren Atem und fühlte ihre Knochenhand, die nach mir griff. Wie oft bin ich vor Schrecken die steile Treppe

hinuntergestürzt. Wenn dann die Mutter mir das Blut abwusch oder die Beulen mit einem Wasserglas plattdrückte und dringend mahnte, vorsichtiger zu sein und mich am Geländer festzuhalten, klagte ich unter Schluchzen: «Ich bin doch nicht schuld; sobald ich auf der Treppe bin, ist die Frau Cholera hinter mir her, packt mich und wirft mich die Treppe hinunter.» Die Mutter wurde ernstlich böse: «Wie oft muss ich dir noch erklären, dass es keine Frau Cholera gibt! Warum glaubst du solchen Unsinn?» Von nun an sprach ich nicht mehr darüber, mochte ich noch so oft fallen; aber die Frau Cholera war immer um mich, sie war täglich mein erster und letzter Gedanke. Manchmal hörte ich meine Mutter in traurigem Tone sagen: «Das arme Vreneli, es wird sich noch dumm fallen. Es ist aber auch ein Elend mit diesen ausgetretenen, steilen Treppen.» Eine Beule an der Stirne ist mir zur Erinnerung an jene Schreckenszeit bis heute geblieben.

Erst als die Seuche verschwand und mir alle versicherten, dass die Cholera geflohen und auf Nimmerwiedersehen fort sei, wurde ich ruhiger und lebte wieder auf; eine gewisse Bangigkeit und ein Furchtgefühl blieben aber für lange Zeit zurück. Noch Jahrzehnte später konnte ich kein dunkles Treppenhaus, kein dunkles Zimmer betreten ohne inneres Grauen, so tief hatten sich mir jene Ereignisse meiner frühesten Kindheit eingeprägt.

Aus Dank, dass unsere Familie von der Cholera verschont geblieben, gingen meine grossen Schwestern jeden Sonntag in die Kirche und nahmen mich mit. Ich verstand nichts von der Predigt und das Stillsitzen wurde mir unendlich schwer; es kribbelte mir in allen Gliedern. Meine Unruhe störte die Andacht meiner Schwestern und bald bekam ich von der einen, bald von der andern Seite einen heimlichen Stoss. Auf dem Heimweg schimpften sie mit mir, und zu Hause musste ich erst recht hören, welch ein schreckliches Kind ich sei. «Nie mehr werden wir dich in die Kirche mitnehmen», sprachen sie in nachhaltendem Ärger. Da hätte ich am liebsten aufgejauchzt, wagte es aber nicht, doch wie eine reuige Sünderin sah ich sicher nicht aus.

Im folgenden Frühjahr hatte mein Vater, der Aufseher in einer Papierfabrik war, öfters Nachtdienst und ich durfte ihm das Nachtessen bringen. Stolz und behutsam trug ich den grossen Deckelkorb, der Kartoffelsalat und eine heisse Wurst enthielt, in die Fabrik. Wie sehnsüchtig sah ich jedem Bissen nach, den der Vater in den Mund steckte, denn Kartoffelsalat und heisse Wurst schien mir der höchste aller Genüsse. Mein Vater sah die begehrliehen Blicke wohl, tat aber, als bemerkte er sie nicht; er ging vom Standpunkte aus, Gelüste der Kinder müssten unterdrückt werden, damit sie das Entbehren im spätern Leben nicht so hart ankomme. Den Rest seines Nachtessens – er ass nie alles auf – packte er wieder in den Korb und ermahnte mich, sofort nach Hause zu gehen. Der gute Vater rechnete aber nicht mit der Stärke des kindlichen Begehrens; ein blosser Blick auf den Deckel des Korbes genügte, dass mir das Wasser im Munde zusammenlief.

Kaum ausserhalb der Fabrik, stellte ich den Korb in eine Ecke des «gedeckten Brüggli» und verschlang mit Hochgenuss den Wurstzipfel und das Restchen Kartoffelsalat. Sehnsüchtig dachte ich: «Werde ich wohl in meinem Leben noch einmal genug Wurst und Kartoffelsalat bekommen, so recht genug, vier oder gar fünf Würste und eine grosse Schüssel voll Salat dazu?» Aber etwas so Feines musste auf lange Zeit blosser Wunsch bleiben. Verdiente doch damals unser Vater als Aufseher etwa zwanzig Franken in der Woche. Wenn der Lebensunterhalt auch billig war, und wir äusserst sparsam lebten, reichte der Verdienst doch kaum für eine sechsköpfige Familie. Die Mutter half mit Heimarbeit nach. Neben der Besorgung der Hausgeschäfte nähte sie Herrenhemden. Nähmaschinen gab es damals in den Haushaltungen noch nicht, nicht einmal in allen Geschäften. Wie emsig musste die gute Mutter sticheln, am dämmrigen Fenster oder beim flackernden Öllicht, bis sie das Notwendigste an Wäsche und Kleidern für uns Kinder verdient hatte.

Im folgenden Jahre kam ich in die Primarschule. Wie lange schon hatte ich mich darauf gefreut! Mit einer Schiefertafel, an der ein schönes, weisses Lappchen an einer Schnur baumelte, einem Griffelrohr und zwei, mit Goldpapier umwickelten Griffeln trippelte ich glücklich an der Hand meiner Mutter zur Schule. Sie war eine grosse, feste Frau in Wehntalertracht, Hemdärmel und Göller schimmerten in blendendem Weiss, ich meinte mich mit meiner stattlichen Mutter. Sie hingegen fühlte sich nicht wohl unter all den städtisch gekleideten Frauen, die ihre Kinder zur Schule brachten. Sie verliess das Zimmer, bevor wir unsere Plätze eingenommen hatten.

Zwei Jahre später, man schrieb 1870, führte mich mein Schulweg über die Stüssihofstatt. Dort stand eines Tages, just wie wir aus der Schule heimgehen sollten, der städtische Ausrufer, schellte erst gewaltig und rief dann mit erhobener Stimme: «Ich muss euch die Mitteilung machen, dass heute der Krieg zwischen Deutschland und Frankreich erklärt worden ist.» Sofort sammelten sich die Leute mit erschrockenen Gesichtern um ihn, die Frauen schlugen die Hände zusammen und sagten mit ängstlicher Miene: «Herrje, herrje!» Wie interessant war mir das, viel interessanter, als wenn der Ausrufer frische Fische, einen entlaufenen Hund oder eine verlorene Katze ausrief. Ich zog dem Manne bis spät abends von Strasse zu Strasse nach. Inzwischen war meine Mutter in grosser Angst um mich, denn so lange war ich noch nie ausgeblieben. Bei meiner Heimkehr löste sich ihre Angst in Zorn auf. Es half nichts, dass ich die Neuigkeit über den Kriegsausbruch vorbrachte; ich bekam eine gehörige Tracht Prügel und wurde so das erste Opfer der Kriegserklärung.

Am folgenden Sonntagmorgen nahm mich der Vater mit auf den Exerzierplatz, der sich damals von der Kaserne am Talacker bis zum Schanzengraben ausdehnte. Der ganze Platz war voll Soldaten, und ringsum standen Leute in Zivil. Ein Offizier hielt eine Rede, von der ich

natürlich nichts verstand. Als er fertig war, streckten die Soldaten drei Finger in die Höhe. Der Vater mag mir wohl alles erklärt haben, aber mein Kindersinn fasste es nicht oder ich vergass es. Doch das Gesamtbild blieb mir haften, um vierundvierzig Jahre später, als meine Söhne bei Ausbruch des Weltkrieges den Treueid leisteten, lebhaft und bedeutungsvoll wieder aus der Erinnerung aufzutauchen.

Gar bald spielte der Krieg auch in unser Schulleben hinein. Wie allerorts, wurden auch wir Kleinen aufgefordert, an freien Nachmittagen in den Schullokalen Charpie zu zupfen, die damals zur Wundbehandlung der deutschen und französischen Soldaten benötigt wurde. Die kleinen, oft unsauberen Kinderhände zupften und rissen mit grösstem Eifer die Fäden aus den zusammengetragenen, alten, weichen Leinwandlappen. Manches Häuflein Charpie sah aus, als ob vorher mit der Leinwand der Boden geputzt worden wäre. Die schmutzigen Häufchen werden wohl von den Lehrerinnen weggeschafft worden sein; aber trotzdem – arme Verwundete! – wieviel Schmerzen und verlängertes Leiden mögen wir in die Charpie hineingezupft haben. Und wir wollten doch so gerne mithelfen, den armen Verwundeten Gutes tun!

Inzwischen hatten meine zehn und zwölf Jahre älteren Schwestern Albertine und Berta ihre Lehrzeit beendet. Sie verdienten und wollten nun den längst geäusserten Wunsch, unsere ungesunde, düstere Wohnung an eine freundlichere zu vertauschen, erfüllt sehen. Es ging an ein eifriges Wohnungssuchen. Am gemeinsamen Mittagstisch wurden dann Vor- und Nachteile jeder besichtigten Wohnung erörtert und abgewogen. Daraufhin unterliess ich es nie, mir das betreffende Haus genau anzusehen. Aber nicht eines davon hätte mir gefallen. Wenn ich dann beim Essen jeweils ungefragt meinen Befund zum Besten gab, erklärten die Schwestern lachend: «Auf dein Urteil haben wir gerade gewartet.» Endlich war eine Wohnung gefunden! Auf der andern Seite der Limmat, am Rennweg, wurde in einem hübschen, nach unseren Begriffen sogar vornehmen Haus eine Hinterwohnung frei, die für uns passte und unseren Mitteln entsprach. Mutter und Schwestern fanden, wir hätten wirklich Glück, wenn wir diese Wohnung erhielten, und wir bekamen sie.

Als ich am Tage des Umzuges aus der Schule in die neue Wohnung trat, stand ich wie gebannt an der offenen Türe, und es dauerte eine Weile, bis ich zu mir kam. Die ganze Stube war voller Sonne, und eine Stube mit so viel Sonnenschein hatte ich noch nie gesehen. Wohl war unser Schulzimmer auch sonnig, doch fand ich das bei den hohen Fenstern ganz selbstverständlich. Aber eine Stube so voller Sonnenschein, und dazu die unsrige, das machte mich überglücklich. Ich tanzte in der Stube umher, stieg auf einen Schemel und schaute durchs Fenster hinunter auf die grünumsponnenen Häuschen in kleinen Gärten, die an Stelle der heutigen Steinpaläste an der Bahnhofstrasse standen. Auch diese Häuschen waren in

hellen Sonnenschein gebadet und jubelnd rief ich: «Mutter, Mutter, so komm doch und schau! Sieh die herzigen Häuschen, die Blumen, wie schön, wie wunderschön ist das!» Die Mutter hielt in der Arbeit inne, atmete tief auf und erwiderte: «Ja, Gott sei Dank haben auch wir wieder einmal Sonne!» Erst viel später verstand ich die aus dem tiefsten Innern kommenden Worte. War doch meine Mutter, als Tochter eines Kleinbauern, von Jugend auf an Licht und Sonne gewöhnt gewesen. Als junge Frau hatte sie ihr kleines Heimwesen in Mellikon, unserm Heimatsort, selbst bearbeitet, während der Vater in Zürich in Stellung war. Nach ihrer Übersiedelung nach Zürich musste sie jahrelang in einer Wohnung leben, aus deren Fenstern weder der Himmel noch die Sonne zu sehen waren und in deren schlechter, modriger Luft sie oft glaubte ersticken zu müssen. Arme Mutter!

Während sie das neue Heim fertig einräumte, ging ich, mein um vier Jahre jüngeres Schwesterchen Luise an der Hand, auf Entdeckungsreisen aus. Einige Häuser von uns entfernt stand quer über die Strasse das Rennwegtor, ein Überrest der alten Stadtbefestigung und damals nur noch eine Ruine. Mir erschien sie als eine herrliche Burg. Und Leute wohnten darin, und Kinder hatten sie auch, wie ich bald feststellte, und eine Holzterrasse führte ausserhalb der Ruine hinauf zur Wohnung. «Was für schöne Spiele müssen sich da aufführen lassen», sagte ich mir und nahm daraufhin das alte Stadttor von allen Seiten in Augenschein.

Nachher ging die Reise weiter, die Bahnhofstrasse hinauf. Da bemerkte ich eine Anzahl Männer in hellkarierten, baumwollenen Anzügen, welche die Strasse reinigten. Ein Mann in dunkler Kleidung beaufsichtigte ihre Arbeit. Als er uns einmal den Rücken kehrte, sagte einer der Strassenwischer zu mir: «Ich sehe schon, du bist ein braves Kind. Schau, überall auf der Strasse liegen Zigarrenstummel umher; sammle sie und bringe sie mir. Wir sind immer hier in der Nähe: Musst nur aufpassen, dass dich der dort – und er zeigte mit dem Kopf gegen den Aufseher – nicht sieht.» Ich gab mein Versprechen und war hochbeglückt, den armen Menschen, denen so gar nichts gönnt wurde, heimlich eine Freude bereiten zu können.

Beim Nachtessen erzählte ich mein Erlebnis mit den Karierten; da erklärten meine Schwestern: «Das sind Sträflinge aus dem Zuchthaus.» Der Vater fügte hinzu: «So geht es allen Menschen, die nicht brav sein können; die einen lügen und stehlen, andere kommen ins Zuchthaus, weil sie nicht gerne arbeiten, wieder andere haben im Zorn oder aus Habgier jemanden getötet.» Wie fühlte ich Erbarmen mit diesen armen Männern, die nicht hatten brav sein können. Denen wollte ich schon Zigarrenstummel sammeln, soviel als möglich. Ich musste im Bett noch lange an sie denken, denn ich hatte auch schon gelogen, arbeitete auch nicht gerne, denn der Strickstrumpf war mir grässlich. Aber fortan wollte ich immer, immer die Wahrheit sagen und fleissig stricken, auch wenn es mir noch so schwer wurde, damit ich ja nie ins Zuchthaus käme.

An den folgenden Tagen las ich eifrig die Zigarrenstummel von der Strasse auf und brachte sie dem Sträfling, der mir herzlich dankte. Nach einiger Zeit bemerkte mich der Aufseher, schimpfte mit dem Sträfling und zu mir sagte er in bösem Tone: «Wenn du den Männern noch einmal etwas gibst, nehme ich dich gleich mit und stecke dich ins Gefängnis.» Die Angst vor dem Gefängnis war so gross, dass ich keine Stummel mehr sammelte, mich überhaupt nicht mehr in die Nähe der Sträflinge wagte.

Mit Herzklopfen hörte ich oft beim Essen von den schweren Kämpfen und den für die Franzosen verlorenen Schlachten erzählen, und tiefes Mitleid ergriff mich. An einem bitterkalten Abend kam unser Vater niedergeschlagen nach Hause und berichtete: «Die Deutschen haben die Bourbaki-Armee, mehr als 80'000 Mann, über die Schweizergrenze getrieben. Die Franzosen haben unsern Soldaten alle Waffen abliefern müssen und werden nun in der ganzen Schweiz herum verteilt. In unserm Fabrikhof wimmelt es bereits von diesen armen Menschen, und dem Bahnhof gegenüber ist in aller Eile ein grosses Lager für sie bereitet worden. Es ist entsetzlich, in welchem Elend sich die Soldaten befinden. Die wenigsten haben Schuhe, ihre Füsse sind in Lumpen gewickelt, erfroren und voller Wunden; die Kleider hängen in Fetzen an ihren Körpern; dazu sind sie über und über voll Ungeziefer; wir werden ihre Kleidungsstücke alle verbrennen müssen. Menschen und Tiere leiden unsagbaren Hunger. Pferde und Maultiere haben einander die Schwänze abgefressen, darum sehen sie gar so elend aus. Oh, dieser entsetzliche Krieg!»

Am andern Tag ging ich zu den Lagern, um die armen, elenden Franzosen selbst zu sehen. Viele Frauen brachten den Soldaten Körbe voll Äpfel und Esswaren; ich sah, wie sie zuerst nach den Äpfeln langten. Nun sparte ich jeden Apfel und erbat bei Botengängen solche, um sie den Franzosen zu bringen. Wie war ich glücklich über ihr freundliches: «Merci ma petite!» Unser besonderes Interesse hatten die dunkeln, algerischen Soldaten mit den geschlungenen Kopftüchern. Sie schnitten uns Kindern allerlei Grimassen, bald zum Fürchten, bald wieder so lustig, dass wir hell auflachen mussten.

An einem Morgen – ich hatte kaum das Haus verlassen – kam ein Mädchen meiner Klasse in grosser Aufregung auf mich zugerannt und rief: «Hast du gestern nacht den Krawall gehört? Das war ein Rufen und Schreien!»

«Was du nicht sagst! Nein, davon habe ich gar nichts gehört. Wer hat denn krawallet und warum haben sie es getan?»

«Das weiss ich nicht, aber Krawall war.»

Kaum traten wir ins Schulzimmer, riefen die Kinder von allen Seiten: «Wisst ihr schon, dass die Franzosen gestern nacht Schiffchen gemietet und mit Steinen gefüllt haben und vor die Tonhalle gefahren sind? Dort haben sie mit Hilfe der Bevölkerung die Fenster eingeworfen. Sie waren wütend

über die Deutschen, weil sie in der Tonhalle eine Siegesfeier abhielten und wollten sie mit den Steinen totwerfen. Viele Franzosen und andere Leute wurden von der Polizei verhaftet; da gab es Krawall.»

Ich wollte zu Hause die Neuigkeit erzählen, aber meine Eltern und Schwestern wussten schon alles und noch mehr dazu: dass die Regierung verboten habe, in Gruppen zusammenzustehen, und dass niemand weder Waffen noch Steine in den Taschen tragen dürfe.

Jedenfalls hatte die Bevölkerung das Verbot übertreten, denn es wurde Militär aufgeboten. Wir bekamen einen Soldaten ins Quartier und ich hatte eine mächtig grosse Meinung von unserm Vaterlandsverteidiger. Natürlich machte ich mich bei den andern Kindern mit ihm wichtig, aber auch deren Eltern hatten Einquartierung, und jedes von uns wollte den besten, den stärksten und den heldenhaftesten Soldaten haben. Es wird den anderen Kindern gegangen sein wie mir, sie werden ihren «Helden» nie gesehen haben. Morgens, wenn ich aufstand, war er schon fort, und abends, wenn er heimkam, lag ich längst im Bett. Aber in einem Punkt waren wir einig: Unsere mitleidvollen Kinderherzen liessen die Franzosen als gute, brave Menschen gelten, die nur durch die bösen deutschen Soldaten in einen so jammervollen Zustand gebracht worden waren, wie wir ihn bei ihrer Ankunft gesehen hatten.

Mit dem Militäraufgebot bekam das Rennwegtor eine neue Bedeutung. Es lag nur wenig unterhalb der Strafanstalt am Oetenbach, in der die beim Krawall Verhafteten untergebracht waren. Um die geplante Befreiung der Gefangenen zu verhindern, war das Rennwegtor und damit der Zugang zur Strafanstalt ständig bewacht. Kaum war das Militär abmarschiert, machten wir Kinder «Kriegeris». Immer waren die Buben die Soldaten und wir Mädchen in der Rennwegtorruine gefangen; wir mussten bewacht werden, damit keines in die Freiheit entinnen konnte. Auch «Räuberis» spielten wir, Dornröschen und Rosa von Tannenburg. Dabei waren wir zu Tränen gerührt, wenn Rosa ihren Vater im Burgverlies so jammervoll anrief. So wurde uns die alte Torruine zum unvergesslich schönen Kinderparadies.

Seitdem wir in der schöneren Gegend wohnten, war ich wie umgewandelt, war fröhlicher und selbstbewusster geworden. Ich kam mir gar nicht mehr so arm vor, obwohl ich nicht besser gekleidet ging als vorher und wir nur eine kleine Hinterwohnung hatten. Aber die Sonne! Gewiss war es die Sonne, durch die ich so viel freudiger und sicherer geworden war. Ich hatte in unserer Gegend auch nette Gespielinnen gefunden. Sie gingen gerne mit mir, obwohl keine einzige von ihnen an freien Nachmittagen und nach der Schule Holz sammeln musste wie ich. Es wurden damals viele alte Häuser abgebrochen. Da gab es eine Menge kleiner Späne, die mit dem Schutt an einen Haufen geworfen wurden, und diese Schutthaufenspäne gehörten den armen Kindern.

Nach etwa zwei Jahren zogen wir in eine Seitengasse gegen den St. Peter zu und hatten auch dort Sonne, nicht nur in der Stube, sondern in allen Zimmern. Zu meiner grossen Freude brauchten wir beim Umzug für mein gesammeltes Holz einen besonderen Wagen. Wie glücklich war ich, als die Mutter zu mir sagte: «Wenn du noch einige Zeit recht fleissig bist, dann haben wir den Winter über für den Herd und den Ofen Holz genug!»

Am neuen Wohnort befreundete ich mich mit meiner Mitschülerin Anny Walser, die ganz in meiner Nähe wohnte. Anny war einziges Kind und hatte schöne Spielsachen. Ihre Eltern ermunterten mich, sie recht fleissig zu besuchen, was ich bei jeder Gelegenheit tat. Wir machten gemeinsam die Schulaufgaben, spielten mit ihren schönen Puppen, und abends machten Herr und Frau Walser oft Gesellschaftsspiele mit uns. Das waren schöne, glückliche Stunden für mich! Dafür hing ich aber auch mit abgöttischer Liebe an meiner Gespielin und hätte alles für sie getan.

Walsers besaßen unterhalb des Lindenhofes einen Garten mit Hühnerhof, und oft ging ich mit Anny hin, um die Eier zu holen. Darunter waren manchmal grössere Eier mit brauner Schale und Anny erklärte mir, dass ihr Hahn diese lege. Als wir einst den Hühnerhof betraten, schoss der Gügge vom Nest herab, darin ein grosses braunes Ei lag, das noch warm war. Freudig rief Anny: «Ist unser Gügge nicht ein lieber Kerl? Jetzt hast du selbst gesehen, welche schöne Eier er legt.» Natürlich hatte ich es gesehen und stimmte mit ein in das Loblied. Beim Mittagessen erzählte ich von dem Wunderhahn. Meine Eltern und Schwestern lachten hell heraus und sagten: «Bist du ein Dummes! Seit wann legen denn die Gügge Eier?» «Aber wenn ich es doch selbst gesehen und das warme Ei gefühlt habe», sagte ich ganz aufgeregt. Sie aber lachten noch mehr, und ich weinte vor Verdruss, dass sie mir nicht glauben wollten.

Eines Tages klagte mir Anny, dass ihr Nähschächtelchen in die Dachrinne gefallen sei und bat mich, es zu holen. Ich war sogleich bereit, und wir stiegen auf die kleine Zinne, unter der ein steiles Dach war, wie sie die hohen, alten Häuser haben, in dessen Kännel das Schächtelchen lag. Ängstlich schaute ich hinunter und meinte: «Du Anna, da hinunter – glaube – kann ich nicht, es ist zu steil!» «Doch, doch», fiel sie mir ins Wort, «das geht schon. Warte nur einen Augenblick, ich hole in der Werkstatt einen Besen; an seinem Stiel kannst du dich halten.» Und fort war sie, bevor ich hätte erwidern können. Dann brachte sie einen Besen mit langem Stiel und befahl: «So, jetzt steige über das Geländer, halte dich fest am Stiel und ich halte den Besen!» Willenlos folgte ich den Anordnungen – ängstlich rutschte ich das steile Dach hinunter. Der Stiel reichte kaum, ich erwischte aber das Schächtelchen doch und kam glücklich wieder oben an. Als ich in Sicherheit war, wurde mir schwindlig und ich zitterte am ganzen Körper. Da erst kam mir zum Bewusstsein, was ich leichtsinnig gewagt hatte und wie unglücklich alles hätte ausfallen können. Ich durfte nie mehr, auch in spätern Jahren nicht, an ein steiles Dach hinaufsehen, ohne zu schauern,

konnte auch nie mehr aus einem Fenster sehen oder an einem steilen Abhang vorbeigehen, ohne dass mir die Knie zitterten. Anny dagegen fand nichts Besonderes daran. Als sie ihren Eltern das Schächtelchen zeigte und erzählte, dass ich es heraufgeholt habe, wurden sie sehr böse und meinten: «Ihr müsst einen ganz besondern Schutzengel gehabt haben, sonst läge jetzt Vreneli mit zerschmetterten Gliedern vor unserm Hause. Dann noch zu wissen, dass unser unvernünftiges Kind seine Freundin in den Tod getrieben hätte! Nicht auszudenken! Schrecklich!» Auch mir machten sie Vorwürfe, dass ich ihrem eigensinnigen Kind in allem folge. Ein Arbeiter hätte das Ding leicht mit einem Haken heraufholen können. «Aber wenn er es hinuntergestossen hätte», sagte Anny weinerlich. Da polterte Herr Walser zornig heraus: «So, um das Lumpenzeug jammerst du, aber für deine Freundin, die wie durch ein Wunder dem Tode entgangen ist, hast du kein Wort! Schäme dich!»

Einige Wochen später musste ich für meine Mutter etwas besorgen und konnte nicht, wie gewöhnlich, mit Anny aus der Schule heim. Auf der Gemüsebrücke holte ich sie ein. Mit noch zwei Mitschülerinnen stand sie dort, eine Tüte Kirschen in der Hand. Jeder steckte sie der Reihe nach eine Frucht in den Mund, ich dagegen wurde regelmässig übergangen. Es kränkte mich tief, dass Anny mich, ihre Freundin, vor anderen Schülerinnen abfallen liess. Traurig schlich ich hinweg. In der Nähe unserer Wohnung fand ich auf der Strasse zwei schöne schwarze Kirschen an einem Stiel. Ich nahm sie auf, legte meine Schulsachen hinter die Kellertüre und kehrte zurück. Vor der Gemüsebrücke guckte ich um die Ecke und richtig, sie standen noch dort. Schnell rieb ich mit der einen Kirsche den Mund schwarz, hielt die andere lässig in der Hand und traf zu ihnen hin. Erstaunt fragte mich Anny: «Hast du auch Kirschen gehabt?» «Ja, ja», erwiderte ich, «die Mutter hat einen ganzen Korb voll daheim.» Annys enttäushtes Gesicht entschädigte mich für die Zurücksetzung, und voller Genugtuung ging ich weiter.

Unsere Freundschaft hatte durch dieses Vorkommnis einen tiefen Riss erhalten. Ich ging nicht mehr zu Anny, trotzdem Frau Walser ihr Dienstmädchen mehrmals zur Mutter schickte mit der Bitte, ich möchte wieder einmal zu einem Spiel kommen. Meine Mutter fragte nicht, warum ich wegbleibe; sie mischte sich nicht in Kindersachen. Erst als Frau Walser selbst erschien, im Glauben, ich dürfe wegen der Dachsteigerei nicht mehr kommen, erfuhr die Mutter alles. Sie war nicht wenig erschrocken, machte mir bittere Vorwürfe wegen meiner Unbesonnenheit und bat mich dringend, verständiger zu sein. Dann wollte sie wissen, warum ich nicht mehr zu Anny gehe, trotz der Einladungen ihrer Eltern. Da erzählte ich, wie Anny mich beim Verteilen der Kirschen gekränkt habe, verschwieg aber wohlweislich meine Rache mit den gefundenen Kirschen. «Siehst du, Mutter», sagte ich, «jetzt weiss ich auch, dass Anny mich nur einlud und mir schön tat, damit ich ihr die Aufgaben machte. Seit ich nicht mehr

hingeh, hat sie ihre Heimaufgaben entweder gar nicht oder dann falsch. Und antworten kann Anny auch selten, seit ich ihr's nicht immer einblase. Es geschieht ihr ganz recht, sie soll's jetzt nur haben!» Da drohte die Mutter mit dem Finger und sagte: «Kind, Kind, so empfindlich darf man nicht sein! Du wirst noch manche Zurücksetzung und Kränkung erfahren im Leben und dich wundreiben, wenn du nicht lernst, die Empfindlichkeit zu bekämpfen und zu unterdrücken.» Weitere Worte wegen der Besuche bei Anny verlor sie nicht. Anny und ich versöhnten uns mit der Zeit wieder, aber der Riss wollte nicht mehr recht heilen. Lag es an Anny oder mir? Ich weiss es nicht mehr.

An einem nasskalten Herbsttag schaufelten mein Schwesterchen und ich den ganzen Nachmittag an der Pelikanstrasse in einem Schutthaufen herum und klaubten das Holz heraus. Es waren nur kleine Späne, aber sie machten den Sack so schwer, dass ich ihn nicht zu tragen vermochte. Ich rannte nach Hause und holte die Mutter, während mein Schwesterchen den Sack hütete. Auch die Mutter hatte an der Last schwer zu schleppen. An der Bahnhofstrasse kam ein Maurer auf uns zu und polterte: «Ich bin Polier auf dem Platze, wo ihr das Holz weggenommen habt. Sofort tragt ihr den Sack zurück oder ich rufe die Polizei!» Meine Mutter erwiderte ihm: «Der Schutt samt den Spänen wird doch nur als Füllmaterial fortgeführt, deshalb ist es auf allen Bauplätzen den armen Kindern gestattet, vorher das Kleinholz herauszulesen. Den ganzen Nachmittag haben meine Kinder mit steifgefrorenen Fingern Spänchen um Spänchen herausgeklaubt. Sehen Sie nur nach, es ist kein einziges grösseres Stück dabei! Es wäre ein Unrecht, wenn Sie uns dieses Abfallholz wegnehmen wollten!»

«Recht oder Unrecht», brauste der Polier auf, «das geht mich gar nichts an! Tragt ihr den Sack nicht sofort zurück, hole ich die Polizei, und ihr werdet wegen Diebstahl eingesperrt!» Mit herzbrechendem Weinen begleiteten wir die Mutter zum Bauplatz zurück, wo sie stillschweigend den Sack dem groben Polier vor die Füsse schüttete. Wir Kinder weinten nicht wegen der mühsamen, vergeblichen Arbeit; aber dass unsere gute Mutter ohne Schuld von dem grässlichen Menschen so böse angeschnauzt worden war, drückte uns fast das Herz ab.

Auf dem Heimweg meinte die Mutter tröstend: «Seht, liebe Kinder, es ist immer besser Unrecht leiden als Unrecht tun!» So ruhig nahm ich das Unrecht nicht hin, musste ich doch zum erstenmal in meinem Leben erfahren, dass Gewalt vor Recht geht. Durch dieses Ereignis wurde mein Gerechtigkeitsgefühl ausgeprägter, und wo ich fortan Unrecht sah, setzte ich mich mit heiligem Eifer für die Betroffenen ein, unbekümmert darum, ob es mir zum Schaden gereichte oder nicht. Als die Mutter sah, wie schwer das erlittene Unrecht mich plagte, suchte sie mich zu trösten. «Du hast ja so viel Holz zusammengetragen, Vreneli, dass es bis zum Frühjahr reicht. Danke, wie schön das ist, dass ich den ganzen Winter kein Holz kaufen muss und wir doch eine warme Stube haben. Jetzt darfst du

ausruhen und brauchst vor dem Frühjahr nicht mehr ins Holz. Freut dich das nicht?» Natürlich freute es mich und ich lächelte mit meinem verweinten Gesicht der Mutter glücklich zu. Gleich tauchte in mir eine grosse Hoffnung auf: Bekomme ich nun wohl Staubs Bilderbuch mit den schönen Gedichten, das ich mir schon oft zu Weihnachten gewünscht hatte? Das fragte ich mich nur heimlich, laut hätte ich es nicht gewagt. Trotz unserer Armut freuten wir uns auf Weihnachten und aufs «Christkindli» wie die andern Kinder, bei denen es reichlich Einkehr hielt. An einen Weihnachtsbaum bei uns daheim erinnere ich mich nicht; wir feierten nie Weihnachten. Dagegen fanden am Neujahrsmorgen jedes Kind und auch die Eltern ihre Geschenke auf einem Teller. Immer waren es praktische Sachen: Taschentücher, wollene Strümpfe oder ein wollenes Halstuch. An jedem Neujahrsmorgen lag zur Feier des Tages ein grosser Butterwecken auf dem Tisch. Schon frühe waren meine jüngere Schwester und ich wach; wir tuschelten hin und riefen her, was wohl unsere Teller enthalten möchten. Wir wussten genau, dass es nur etwas ganz Einfaches sein konnte, und doch war unsere Vorfreude gross.

Ein grosser Wunsch, unbewusst der grösste, fand seine Erfüllung in einem schwarzen Regenschirm, der auf meinem Teller lag. Den Schirm in den Arm nehmen und ganz närrisch vor Freude in der Stube herumtanzen war eins. Meine Eltern und Schwestern ärgerten sich über das «blöde Getue» und zankten mich zum Eintritt ins neue Jahr schon gehörig aus. Meine unsinnige Freude an dem baumwollenen Schirm konnten sie natürlich nicht verstehen, weil sie von den vielen Kränkungen, denen ich durch den alten Schirm ausgesetzt gewesen, nicht wussten. Wir hatten noch seit Urgrossvaters Zeiten zwei mächtige Familiendächer. Der eine Schirm war himmelblau mit braunen Streifen, der andere hellbraun mit roten Streifen. In ganz Zürich waren keine Kinder mit solchen Scheusalen, wie ich sie heimlich nannte. Ich wäre viel lieber unter dem Regen durchgerannt, aber meine Mutter kannte in solchen Sachen keinen Spass; gegen einen erteilten Auftrag oder Befehl war bei ihr nicht aufzukommen. Ich musste den Schirm bei jedem Regenwetter mitnehmen und hörte oft wohlmeinende Erwachsene sagen: «Wo will auch der Schirm mit dem Maiteli hin?» Die Kinder dagegen spotteten darüber und riefen: «Die hat einen Einsiedlerschirm!» Zu jener Zeit mussten die grossen Pilgerzüge, die zur Wallfahrt nach Einsiedeln gingen, vom Bahnhof bis zur Schiffstation die Stadt durchwandern und manche der Pilger trugen solch farbige Ungetüme. Ich konnte es fast nicht erwarten, meinen neuen Schirm spazieren zu führen, und glaubte, alle Leute würden ihn anstaunen. Leider war just das prächtigste Winterwetter, das mir gar nicht den Gefallen tat, sich zu ändern. Jeden Abend betete ich um Regen, jeder Morgen war strahlend schön, und der Schnee knirschte unter den Füßen. Länger als acht Tage hielt ich es nicht aus. Ich nahm den Schirm heimlich aus dem Kasten, ging auf den Platz vor der St. Peterskirche und tauchte ihn in den Brunnentrog. Stolz

spazierte ich unter dem neuen Dach, an dem das Wasser in Bächlein herunterlief. Als ich heimgehen wollte – o Schrecken! – brachte ich den Schirm nicht mehr zu; der nasse Schirm war gefroren und alle acht Teile spreizten sich steif auseinander. Trotz aller Mühe konnte ich sie nicht zusammenfalten. «Wie bringe ich den verhexten Schirm heim, ohne dass es die Mutter sieht?», dachte ich in meiner Angst. Es liess sich schwer etwas verbergen in unsrer kleinen Wohnung, wo man erst in die Küche eintreten musste, um in die Stube zu gelangen. Als die Mutter mich mit dem unseligen Schirm kommen sah, gab sie mir in ihrem Ärger einen gehörigen Klaps und sagte: «Man muss sich schämen, so ein dummes, närrisches Mädchen zu haben; die Leute glauben ja, du seiest überschnappt.» Die Strafpredigt liess ich ruhig über mich ergehen, sie rührte mich wenig; aber als sie dann hinzufügte, zur Strafe werde der neue Schirm fürs ganze Jahr eingeschlossen, da war es mit meiner Ruhe vorbei. Ich weinte laut und gestand: «Aber Mutter, ich habe mich doch so recht von Herzen gefreut!» Das hat sie nachher wohl auch gedacht, denn das alte Familiendach blieb für alle Zeiten verschollen.

Meine kleine Schwester flüsterte mir heimlich zu: «Weine nur nicht Vreneli, weisst, es ist mir mit meinem Schirm auch nicht besser ergangen; aber die Mutter weiss es nicht, und du darfst es ihr nicht sagen, gelt? Ich habe meinen Schirm heimlich in die Schule genommen und in den Schulbrunnen getaucht. So triefend brachte ich ihn ins Schulzimmer, dass der Boden nass wurde, und ich bekam zwei Tatzen und musste aufs Schandbänkli sitzen. Gemerkt hatte es die Mutter nicht, als ich ihn heimbrachte, denn ich stellte ihn erst in den Keller, dort wird er schon trocken werden.» Daran hatte ich, die um vier Jahre ältere, nicht gedacht.

Im Frühjahr fragte eine Bekannte bei meiner Mutter an, ob ich neben der Schule zu ihr kommen könne, um ihren Bubi zu hüten. Sie müsse für einige Zeit ihrem Manne im Geschäfte helfen und möge den lebhaften Kleinen ihrer Mutter nicht gerne allein überlassen. So wurde ich Kindermädchen. Es gefiel mir, denn die Leute waren gut zu mir. An einem Nachmittag ging die Grossmutter aus, um eine Besorgung zu machen, und ich sass, an einem Strumpfe strickend, auf der Zinne, die sich vor den Zimmern des zweiten Stockwerkes befand. Da wurde geläutet und immer wieder geläutet. Ich ging nachzusehen. Es war der Briefträger, der glaubte, die Grossmutter höre ihn nicht. Als ich wieder hinaufkam, sah ich den Kleinen nirgends, hörte aber vom Hofe herauf plötzlich laute, jammernde Stimmen, und als ich über das Geländer hinunterblickte, hielt jemand den Kleinen in den Armen; ich glaubte Bubi tot. Die Wohnung offen lassend, rannte ich ausser mir vor Schrecken heim und es dauerte einige Zeit, bis ich erzählen konnte, was geschehen sei. Als die Mutter es endlich herausgebracht hatte, eilte sie schweren Herzens in das Unglückshaus; sie fürchtete, eine Leiche zu finden. Bubi aber sass heil und vergnügt auf Grossmutter's Schoss, ein Stück Kuchen in der Hand und einige Kratzwunden im Gesicht. Meine

Mutter traute ihren Augen nicht, als sie das totgeglaubte Kind wohlbehalten sah und meinte, meine Phantasie hätte mir einen Streich gespielt. Doch die Grossmutter erzählte ihr, noch schreckensbleich, den Hergang. «Wie ich heimkam, fand ich das ganze Haus in Aufregung. Verschiedene Nachbarinnen standen beisammen im Hof, hielten mir unsern Kleinen entgegen und berichteten, wie sie plötzlich einen Schrei gehört, nachgesehen und unser Kind mit dem Röcklein an dem grossen Holderstrauch im Hofe hängend gefunden hätten. Dieses Kindlein müsse einen besonderen Schutzengel haben. – Als ich in die Wohnung hinaufkam, standen alle Türen offen, aber kein Vreneli war da; die Postsachen lagen auf dem Tisch und das Garn der «Lismete» (Strickerei) hing über das Geländer hinunter. Da konnte ich mir freilich schon denken, wie das Unglück sich zugetragen hatte. Sehen Sie, Frau Knecht», so schloss die Grossmutter ihren Bericht, «noch zittern meine Beine, dass ich kaum stehen kann.»

In tiefer Angst harrete ich auf die Heimkehr der Mutter. Endlich trat sie über die Schwelle. Ein Blick in ihr Gesicht – und erlöst atmete ich auf; es konnte so schlimm nicht stehen. Die Mutter erzählte mir nun, wie alles sich so glücklich gefügt habe und sagte: «Kind, Kind, der liebe Gott hat es gut mit dir gemeint!» Und beide weinten wir vor Freude. Mit meiner Kindermädchenlaufbahn aber war es endgültig vorbei.

Der Sommer war in voller Pracht eingezogen. Wie jedes Jahr war eines Morgens auf der Wandtafel der bekannte Spruch zu lesen:

Der Himmel ist blau, das Wetter ist schön,
Herr Lehrer, wir möchten spazieren geh'n!
Wir wollen lieber draussen schwitzen,
Als auf der harten Schulbank sitzen.

Zum erstenmal fand unsre Bitte Gehör, und der Jubel war unbeschreiblich. Schon in der folgenden Woche sollte unsre erste Schulreise auf den Zugerberg stattfinden. Freude und Aufregung waren so gross, dass keine Aufmerksamkeit aufkam und der Lehrer uns nach Hause schickte. Ich eilte heim, stürmte die Treppe hinauf und rief zur Türe hinein: «Mutter, wir machen eine grosse Reise, und wir fahren Eisenbahn, das erstemal Eisenbahn! Und wir müssen etwas zum Essen und zum Trinken mitnehmen, und wir müssen einen Franken mitbringen!» Das alles sprudelte ich in einem Atemzuge hervor. Die Mutter liess den Wortschwall über sich ergehen und meinte lächelnd: «Nur langsam, Kind, du wirst schon bekommen, was du brauchst.» Bei jedem Essen erzählte ich nur noch von der Reise, für mich war sie eine Weltreise. Am Abend vorher liess mich die freudige Erwartung kaum einschlafen und weckte mich früh am Morgen. Als ich aufstand, drehte sich alles im Kreise und ich musste brechen. Die Mutter tröstete liebevoll: «Bleib noch ein wenig liegen; es

wird schon besser.» Aber es wurde nicht besser; bei jedem Versuch aufzustehen musste ich Galle brechen – und aus der Reise wurde nichts. Der Lehrer gab mir das einbezahlte Reisegeld, achtzig Rappen, zurück; dabei überkam mich ein grosser Schreck. Meine Mutter hatte mir einen Franken mitgegeben. An einer Konditorei, deren süsse Auslagen meine Sehnsucht täglich weckten, kam ich mit meinem Geld nicht vorbei. Der Lehrer hatte gesagt, wer keinen Franken habe, könne auch weniger bringen; also konnte ich die Reise mitmachen und erst noch für zwanzig Rappen Süssigkeiten kaufen. Das gab es daheim nie, nicht einmal an Weihnachten. Nur wenn ich unwohl war, gab es gezuckerten Kamillentee, den ich fast nicht schlucken konnte. Nun hatte mich der liebe Gott fürs Naschen gestraft, indem ich nicht mitreisen konnte. Als ich der Mutter die achtzig Rappen brachte, fragte sie erstaunt: «Hat dir der Lehrer nicht mehr gegeben?» Ich verneinte es, und sie glaubte mir ohne weiteres. Ihr Vertrauen in meine Redlichkeit beschämte mich tief und ich gelobte mir, die Mutter nie mehr zu hintergehen.

Die Kinder unserer Nachbarschaft durften Sonntags mit ihren Eltern spazierengehen. Bei uns war es dann immer so still und einsam, dass meine Schwester und ich gar nicht wussten, was anfangen, denn Spaziergänge waren bei uns eine Seltenheit. Da fanden wir den Weg in den St. Petersturm. Wie und durch wen, ist mir nicht mehr erinnerlich. Ich weiss nur noch, dass es schöne Stunden waren, hoch über der Stadt beim Turmwart; weiss, dass er Freude hatte, wenn wir zwei kleinen Plaudertaschen in seine Einsiedelei kamen. Er erklärte uns das Feuerhorn, das er bei jedem Brande blasen musste, und erzählte uns manche schöne Geschichte aus dem alten Zürich. Wir durften dann die Häuser und Gegenden, in denen sich diese abgespielt hatten, durch das Fernrohr, das uns der Turmwart vorher richtete, anschauen. Wie ein Wunder erschien es uns, wenn wir die Leute in Oerlikon, auf dem Uetli- und Zürichberge oder gar die Schiffe voll Menschen auf dem See sehen konnten, als ob sie gerade vor uns ständen. Einige Male durfte ich sogar eine kleine Glocke läuten, als sie bereits im Schwunge war.

So grosse Freude uns die Besuche im St. Petersturm machten, so wenig Gefallen fand die Mutter daran. Sie befürchtete immer, es könnte uns etwas zustossen. Wohl begriff sie, dass wir lebhaften Kinder an schönen Sonntagnachmittagen, an denen in unserer Umgebung eine fast unheimliche Stille herrschte, nichts anzufangen wussten, und sie brachte uns in die Sonntagsschule zu St. Anna. Dort wurden wir einer sehr lieben Lehrerin, Fräulein Usteri, zugeteilt, und ich freute mich während der ganzen Woche auf die Sonntagsschule. Oft kamen Gäste, darunter ein Herr von Rechberg, ein grosser, schöner und vornehm aussehender Herr mit langem Bart und freundlichen Augen. Immer wieder musste ich den Herrn ansehen, und sein brauner Bart verwandelte sich vor meinen Augen in

einen schneeweissen und ich dachte bei mir: «So, grad so muss der liebe Gott aussehen!»

Es ging gegen den Winter, und die Lehrerin erzählte von den vielen armen Menschen, die krank oder in bitterer Not seien und eine traurige Weihnachten hätten, wenn wir nicht alle versuchten, ihnen zu helfen. Sie erzählte weiter: «Denkt an die vielen armen Heidenkinder, die auf ihren Loskauf warten und den Weg zum Heiland finden möchten. Dazu brauchen wir viele, viele Briefmarken und ihr seid ja tapfere Sammlerinnen! Sammelt fleissig weiter und bringt sie in die Sonntagsschule. Ihr werdet Freude haben und glücklich sein, da ihr mithelfen könnt an dem grossen schönen Werk.»

Unserm Vater unterstand in der Papierfabrik auch eine Abteilung, in der alte Papiere sortiert wurden; die durchstöberten meine Schwester und ich gründlich. Die Marken, die wir hier fanden, waren bei den Lehrerinnen besonders beliebt und sie baten uns eindringlich, recht viele zu bringen, damit noch mehr Heidenkinder losgekauft werden könnten. Mit Feuereifer suchten wir unter den alten Briefen nach den gewünschten Marken und waren glücklich, immer wieder eine schöne Menge abgeben zu können. Wie ich später erfuhr, waren es in der Tat wertvolle Marken, neben andern seltenen Arten waren die alten Zürcher am meisten vertreten. Wir kannten ihren Wert nicht, wohl aber kannte ihn die Fabrikdirektion. Möglich, dass sie von unsern Lieferungen hörte, möglich auch, dass ihr die Verwertung durch Angestellte bekannt wurde. Sie beauftragte deshalb meinen Vater, das Sortieren der Briefschaften genau zu überwachen und strenge darauf zu halten, dass alle Marken ihm abgegeben würden. Er seinerseits habe sie der Direktion abzuliefern.

An dieses Verbot dachte ich bei der neuen Aufforderung zur Markensammlung. Woher sollte ich Marken bekommen, da der Vater mir und meiner Schwester verboten hatte, den Sortiersaal zu betreten? In tiefen Gedanken und bemüht, einen andern Weg zu finden, kaute ich an den Fingernägeln. Das sah Herr von Rechberg. Er kam auf mich zu und sagte freundlich: «Höre, Maiteli, du kaust an den Fingernägeln und das ist ungesund. Du könntest krank werden, bete deshalb jeden Abend zum lieben Heiland, dass er dir dieses Übel abgewöhne.» Er streckte mir die Hand hin und sagte herzlich: «Gelt, du versprichst mir das?» Ich schlug mit einem «Ja» ein. Die anderen Kinder beneideten mich, dass der freundliche Herr so liebevoll zu mir sprach; sie wollten wissen, was er alles gesagt habe. Ich erzählte nichts, denn ich schämte mich sehr, dass ich hatte gemahnt werden müssen.

Abends im Bett überdachte ich das in der Sonntagsschule Erlebte noch einmal und wollte beten. Ich konnte nicht! Stets musste ich an den Heiland denken, der jetzt im Winter und besonders auf Weihnachten gar so viel zu tun hatte, der so vielen Armen und Kranken und zugleich allen Heidenkindern helfen sollte. Da durfte ich ihn nicht auch noch belästigen,

und das wegen einer Unart, die ich mir selbst abgewöhnen konnte. Dafür aber betete ich inniglich, dass der liebe Heiland allen Kranken und Armen helfe und versprach ihm, mir alle Mühe zu geben, nicht mehr an den Fingern zu kauen. –

Bald nach Neujahr 1874 zeigte sich beim Vater ein Augenleiden. Er begab sich in Behandlung eines tüchtigen Augenarztes, sah aber trotzdem immer weniger. Im Herbst darauf zogen wir vor die Stadt, um billiger zu wohnen, denn wir mussten gewärtigen, dass der Vater noch gänzlich erblinde. Das Leiden wurde zusehends schlimmer, in seiner Verzweiflung ging mein Vater nicht mehr zum Arzt, sondern brauchte Mittel von verschiedenen Quacksalbern, auch sie hatten keinen Erfolg; die gefürchtete Erblindung trat ein. Der Vater konnte nicht mehr zur Arbeit und es bestand keine Aussicht, dass es wieder besser werde. Das war ein harter Schlag.

Meine ältern Schwestern Albertine und Berta hatten sich inzwischen beide verlobt; ich besuchte die sechste, meine jüngere Schwester Luise erst die zweite Klasse.

Eintritt ins Erwerbsleben

An einem schönen Märztage, kurz vor dem Examen, sonnte ich mich mit andern Mädchen auf einem Stoss Holz und wir sprachen davon, was wir nach dem Examen anfangen wollten. Damals besuchten noch wenige Mädchen die Sekundarschule, die meisten nur zwei Vormittage der Woche die Ergänzungsschule, sie arbeiteten daneben als Lehr- oder Laufmädchen in Geschäften oder Fabriken. Eines erzählte, dass es in der nahen Färberei Seelig Arbeit erhalten könne, seine Mutter verlange aber, dass es noch eine Zeitlang in der Haushaltung helfe. Da erklärte ich: «Dann gehe ich hin und frage an, vielleicht wird man mich anstellen.» Sofort stand ich auf und begab mich auf das Bureau der Färberei. Der Buchhalter sass hinter einem grossen Buche und beachtete mich nicht, als ich schüchtern neben der Türe stehen blieb. Als mir die Nichtbeachtung zu lange dauerte, fing ich an, mit den Füßen zu scharren. Da schaute er auf und fragte kurz: «Was willst du?» Ich brachte die Worte kaum heraus: «Ich möchte höflich anfragen, ob ich in der Färberei Arbeit erhalten könnte?» Der Buchhalter sah mich eine Weile prüfend an, dann meinte er: «Aber dazu bist du noch viel zu klein.» Da stellte ich mich auf die Fussspitzen, streckte mich und sagte schon mutiger: «Aber schaffen kann ich doch.» In diesem Augenblick traf der Fabrikherr ein und sagte in freundlichem Tone. «So, so, du kannst also schon schaffen, Kleine? Dann könnten wir es ja zusammen versuchen, was meinst du?» «O gerne! Darf ich nächsten Donnerstag schon kommen? Am Mittwoch habe ich Examen.» Seine Frage: «Pressiert es dir denn so?» bestätigte ich voll Eifer, so dass der Fabrikherr lächelnd hinzufügte: «Dann komme nur, sobald du kannst; aber pünktlich, gelt!» Und er gab mir die Hand zum Abschied.

Ich rannte heim, riss die Türe auf und rief jubelnd: «Mutter, Mutter, denke, ich habe schon Arbeit!» Sie sass nährend am Fenster, ich setzte mich zu ihren Füßen auf einen Schemel und erzählte haargenau, wie kurz angebunden mich der Buchhalter behandelt habe und wie freundlich dagegen der Fabrikherr gewesen. Dabei ahmte ich deren Stimmen getreulich nach. Während ich in sprudelnder Lebhaftigkeit erzählte, sass mein armer, inzwischen ganz blind gewordener Vater am Tisch, ohne ein Wort zu sagen. Wie mag es dem intelligenten, feinfühligem Manne weh getan haben, dass sein zartes Kind, das zur Berufsarbeit zu klein befunden wurde, trotzdem schon in die Fabrik zur Arbeit musste, während er, der 52jährige kräftige Mann, durch das Schicksal zum Nichtstun verurteilt war!

Fabrikarbeiterin

In der Nacht nach dem Examen konnte ich kaum schlafen vor lauter Angst, am Morgen nicht rechtzeitig zu erwachen. Ich war schon früh auf dem Platze, jedenfalls eine der ersten, denn ich sah nirgends Arbeiter oder Arbeiterinnen. Als ich durch den Hof dem Fabriktor zuschritt, hörte ich hinter mir rasseln, und ein mächtiger Bernhardiner an einer langen Kette kam auf mich zu. Das Herz stand mir fast still vor Schreck. Da fuhr es mir blitzschnell durch den Sinn, dass einem die Hunde nichts anhaben können, wenn man die Daumen fest in die Handballen drücke. Die Daumen krampfhaft eingeklemmt, marschierte ich steif vor Angst zur Türe und hinein, der Bernhardiner hart hinter mir her. Später wurden er und ich noch recht gute Freunde; das gleiche Wohlwollen wie sein Herr erwies mir auch der Vierbeiner.

Ein Mann führte mich in die Wollhaspeleri, wo ich das Haspeln zu erlernen hatte. Die grossen, gefärbten Wollstrangen wurden auf langen Haspelmaschinen, die leicht zu drehen waren, in kleine Strängchen geteilt und unterbunden, eine Arbeit, die mir behagte.

Es war dort üblich, dass immer das jüngste der Haspelkinder für die Färber und Drucker «Z'nüni» und «Z'abig» holen musste. Als ich sie nach ihren Wünschen fragte, meinten sie: «Aber Kleine, du kannst ja nicht alle Flaschen tragen!» «Doch, doch», erwiderte ich, «ich laufe nur mehrmals!» Der eine bestellte Bier, Brot und Wurst, der andere Käse und Most usw. Als ich mit der ersten Ladung ankam, sagte der Empfänger: «Hier Kleine, hast du auch etwas!» und steckte mir ein Möcklein Brot und Wust in den Mund. Der zweite reichte mir die Bierflasche hin: «Da, nimm einen tüchtigen Schluck!» Und so ging es fort. Keinem der Arbeiter musste ich je etwas holen, ohne dass er mir von seinem Z'nüni oder Z'abig abgegeben hätte. Diese Fütterung ist mir gut bekommen. War ich mit Beginn der Ergänzungsschule im April noch fast die kleinste Schülerin, so rückte ich gegen Ende des Jahres schon ziemlich über das Mittelmass hinaus und wurde auch kräftiger.

Wie glücklich war ich, als ich mit dem ersten Zahntag nach Hause kam. Stolz legte ich der Mutter mein erstes selbstverdientes Geld in die Hand, bare Franken 7.20 für zwei Wochen. Neben der Arbeit in der Fabrik hatte ich zweimal wöchentlich die Ergänzungsschule zu besuchen. Als ich das erste Mal eintrat, fragte mich Herr Lehrer Schönenberger erstaunt: «Gehst du denn nicht in die Sekundarschule?» «Nein, ich muss verdienen, mein Vater ist blind», lautete meine Antwort. Nach der Schulstunde forderte er mich auf, meinen Vater zu fragen, ob ich die Sekundarschule besuchen dürfe, wenn ich die Lehrmittel unentgeltlich bekäme. Er könne mir allenfalls auch noch für ein Stipendium sorgen. Davon wollte mein Vater nichts wissen: «Ich habe in meinem Leben noch nie ein Almosen erhalten und begehre auch für die Zukunft keines.» Und dabei blieb es. Herr Schönenberger sprach sein Bedauern über Vaters Antwort aus und meinte: «Schade, schade!» Ob das wirklich so schade war? Ich glaubte nicht recht daran, denn in der sechsten Klasse enthielten alle sieben Monatszeugnisse zwar gute Noten in Fleiss und Fortschritt, beim «Betragen» aber stand jedesmal eine gar unliebsame Bemerkung. Der Wortlaut wechselte zwar, der Sinn jedoch war stets derselbe: Ich sei einfach nicht an Ruhe und Stillsitzen zu gewöhnen.

Vaters Ablehnung konnte ich, so jung ich war, recht wohl verstehen, hatte ich doch schon manchmal gehört, wie abschätzig über Unterstützungsbedürftige gesprochen wurde. Unser Heimatort Melliken gab keinen Rappen Unterstützung nach auswärts; da gab es nur Gemeindeversorgung, von der es daheim immer hiess: «Gott behüte uns davor!» Nicht dass unsere Heimatgemeinde schlimmer gewesen wäre als die meisten andern Landgemeinden und sogar Städte der Schweiz. Es war bei Vater nicht allein der Widerwille gegen jegliches Almosen, es war auch sein Stolz, der ihn veranlasste, das Stipendium zurückzuweisen.

Ein inneres Glücksgefühl entschädigte mich für den Verlust des Sekundarschulbesuches: konnte ich doch mit meinen schwachen Kräften der Familie schon eine merkliche Stütze sein.

In der Fabrik ging es mir gut, und der Fabrikherr hatte bei jeder Begegnung ein freundliches Wort für mich. Als seine Familie in die Ferien verreiste, übertrug man mir das Begiessen der Oleanderpflanzen vor dem Hause; dafür bekam ich bei der Heimkehr zwei Franken, mehr als einen halben Wochenlohn. Ich konnte mich kaum fassen vor Freude bei dem Gedanken, was für Augen die Mutter wohl machen werde bei dem unverhofft erhaltenen Gelde.

Am Martinstag, einem in Zürich allgemein gefeierten Markt- und Zinstag, war die Fabrik geschlossen. Die Mutter gab mir zwanzig Rappen, die ich verputzen durfte. Zwanzig Rappen! – für mich damals ein Vermögen. Stolz im Gefühl meines Reichtums reiste ich auf den Jahrmarkt, besah mir gründlich alles, was mir wünschenswert erschien, und davon gab es eine Menge. Den ganzen Nachmittag bummelte ich auf der einen Seite der

Messestände den Kirschengraben hinauf, bei den gegenüberliegenden Ständen wieder hinunter und fragte überall nach den Preisen. Nichts war mir gut genug für meinen Zwanziger. Als es bald am Zunachten war, musste ich mich doch zum Kaufe entschliessen. Ein Paar weisse Manschetten mit eingesetzter Stickerei, wie sie damals Mode waren, wurde mein Eigentum. Hungrig wie ein Wolf, aber freudig meine Manschetten schwingend, kam ich heim. Der Empfang war weniger freudig. Als meine ältern Schwestern die Manschetten sahen, meinten sie: «Du bist ein Modeaffe!» Und auch die Mutter sagte vorwurfsvoll: «Aber Kind, was kaufst du für dummes Zeug. Dass du auch immer den Kopf so hoch tragen musst!» Ich wusste nicht, was sagen, glaubte ich doch, mit den schönen Manschetten, wie sie von den Kindern auch getragen wurden, einen grossartigen Kauf gemacht zu haben; dass ich deshalb ein Modeaffe und hochmütig sei, das konnte ich nicht verstehen.

Am folgenden Samstag wurde einem Teil der Arbeiter und Arbeiterinnen gekündigt, da es über den Winter wenig Wolle zum Färben und Haspeln gab. Natürlich kamen die jüngern zuerst daran, unter ihnen befand auch ich mich.

Eine Nachbarin, die in der grossen Seidenspinnerei am Mühlesteig Aufseherin war, verschaffte mir dort eine Stelle und schärfte mir ein, bei der Anmeldung mein Alter mit vierzehn Jahren anzugeben. Andern Tages stand ich vor Meister Isler; er war ein alter Mann mit weissem Bart und strengen Gesichtszügen. Er schaute mich bei meiner Altersangabe zweifelnd an, denn ich war noch nicht dreizehn und für mein Alter klein. Auch mochte mir beim Aussprechen der Unwahrheit das Blut heiss und verräterisch in den Kopf gestiegen sein. Endlich sagte er zu meiner grossen Erleichterung: «Du kannst am Montag eintreten, musst zeitig da sein; punkt sechs Uhr werden die Maschinen angelassen.»

Wie schwer war für meinen Vater der Gedanke, mich in der Zwirnerei zu wissen, die neben der Papierfabrik lag, in der er über ein Vierteljahrhundert gearbeitet hatte. Er hatte immer betont: «Solange ich lebe, kommt keines meiner Kinder in einen solchen Fabrikbetrieb!» Und jetzt mussten wir froh sein, dass ich dort Arbeit erhielt.

Wie schön fand ich an dem dunklen, stillen Morgen die vielen hellbeleuchteten Fensterreihen der grossen Seidenfabriken des oberen und unteren Mühlesteiges. Ich war frühzeitig dort, stand längere Zeit am Geländer der Limmat und schaute in das prächtige Lichtermeer. Inzwischen gingen Frauen und Kinder scharenweise an mir vorbei in die Fabrik und ich schloss mich ihnen an. Die Arbeiterinnen, jung und alt, trugen Kleider aus dunkelblauem Baumwollstoff, in den kleine weisse Tupfen oder Sternchen eingedruckt waren. Sie hatten wollene, handgestrickte Zipfeltücher umgebunden, eine Wollschleife um die Ohren

und trugen einen mächtigen Deckelkorb am Arm. Sie kamen zum grossen Teil weither, waren schon reichlich eine Stunde gegangen, schlugen bei ihrer Ankunft die Arme übereinander wie die Fuhrleute, wenn sie sich wärmen wollen und hauchten in ihre steifen, blaugefrorenen Hände.

Viele der Kinder waren nicht älter, auch nicht grösser und kräftiger als ich und hatten vor der Arbeit doch schon einen weiten Weg zurückgelegt. Ihre und meine Arbeit bestand darin, Bündel von Seidenfäden, die aus den Kokons der Seidenraupen gewonnen waren, an langen Tischen auf schmale Tücher quer auszubreiten und der Länge nach wieder dreimal zusammenzulegen. Dann wurden die Tücher gerollt, in die Maschine gespannt, und auf Spulen kam die feingespinnene Seide heraus. Die Arbeit wurde beim Stück bezahlt; sie machte mir Freude, denn es war Leben und Bewegung darin.

Fürwitzig wie ich war, hätte ich längst gerne gewusst, was die geheimnisvollen Deckelkörbe enthielten. Einst blieb ich über Mittag in der Fabrik und bekam den Inhalt zu sehen. Am Boden lag ein grosses Stück Brot, daneben eine Strickarbeit. «Ist das alles?», fragte ich erstaunt. Meine Enttäuschung machte den Arbeiterinnen Spass; jede streckte mir einen Zwanziger entgegen: «Damit leben wir Tag für Tag – herrlich und in Freuden wie Gott in Frankreich.» Selten wurde der ganze Zwanziger verbraucht; meist nur die Hälfte, die zu zwei Tassen Kaffee reichte, den jeden Mittag eine Kaffeefrau brachte. Für die andere Hälfte wurde Garn oder Wolle gekauft und während der Mittagspause verarbeitet, die einzige Zeit, die zu solchen Arbeiten verblieb. Es kam auch vor, dass der Kaffee den Frauen verleidet war. Dann gingen sie an die obere Zäune, wo eine gemeinnützige Gesellschaft einen grossen Teller ausgezeichnete Suppe mit Fleischstücken und Gemüse zu zehn Rappen ausschöpfte. Bald aber zog es sie wieder zu ihrem Strickstrumpf – und Kaffee zurück.

Mit Dödli (Dorothea), einem neben mir arbeitenden Mädchen, hatte ich mich gut befreundet und besuchte es öfters in Affoltern bei Zürich. Zu Dödli und ihren Schwestern, die auch in der Fabrik schafften, fanden sich noch andere Arbeitskameradinnen ein und es gab immer einen vergnügten Tag. Von der Fastnacht wurde erzählt, vom gemütlichsten Fest des Dorfes, an dem auch die Kinder teilnehmen durften. Abend für Abend begleitete ich mein Kamerädli ein Stück Wegs, um recht viel von dem bevorstehenden Fest zu hören. Die Kinder sollten eine Szene aus Wilhelm Tell aufführen, und die Mutter hatte erlaubt, dass ich mitmachen und bei meiner Freundin schlafen dürfe. In ihrer elterlichen, grossen Stube versammelten sich die Kinder und übten das Stück ein. Nach unserer Meinung sollten Gessler und seine Begleiter ganz vornehm gekleidet sein, und ich wurde gebeten, die Gruppe mit Gold- und Silberpapier zu schmücken. Die Hosen bekamen auf den Seiten silberne Streifen, die Brust wurde mit Ordenssternen bedeckt, auf den Kopf ein mit Gold verziertes Barett gesetzt und unter die Nase ein mächtiger Schnurrbart geklebt. Die

Tyrannen sahen glänzend aus. Tell und den Landleuten wurden Säcke als Hirtenhemden übergezogen, an den Hüften von einer festen Schnur zusammengehalten. Mit unsern Schauspielern, auf die wir sehr stolz waren, traten wir in den beiden Gasthäusern auf. Die Säle waren voll besetzt, und die Erwachsenen zeigten grosse Freude an der Jungmannschaft. Wein und Kuchen bildeten unsere Belohnung.

Es war Mitternacht vorbei, als wir zu Bette gingen. Um halb vier Uhr war schon wieder Leben auf den Dorfstrassen und Dödlis Mutter rief: «Es ist Zeit zum Aufstehen, Kinder, macht schnell, schnell! Es hat tüchtig geschneit, deshalb gibt es frühern Abmarsch als sonst.» In allen Strassen war ein Rufen und Pfeifen, damit sich niemand verspäte, und gegen halb fünf Uhr bildete sich ein langer Zug in der Mitte des Dorfes. Voran marschierten die Arbeiter der Maschinenfabrik Neumühle, dann kamen die Frauen und Mädchen und den Schluss bildeten die Kinder. Es gab ein langes Hin- und Herrufen, bis festgestellt war, dass alle beisammen seien. Die Kontrolle konnte nur durch Fragen und Antworten erreicht werden, denn es war zu dunkel, um einander zu sehen. Dazu schneite es immer noch fein und dicht. Es war ein Glück, dass die Männer und Frauen einen Weg durch den hohen Schnee bahnten, denn an diesem Morgen hätten wir Kinder uns kaum durchgewatet. Die Frauen blieben von Zeit zu Zeit zurück, riefen einzelne Kinder auf, fragten nach andern, um sicher zu sein, dass keines der Kleinen auf dem Weg zurückgeblieben sei. Todmüde vor Anstrengung, die Unterkleider vom Schweiss, die Oberkleider vom Schnee durchnässt, langten wir gegen sechs Uhr in der Fabrik an. Solchen Anstrengungen waren die fernwohnenden Fabrikkinder oft ausgesetzt vor und nach der elfstündigen Arbeitszeit. Arme Kinder! Wie gut hatte ich es ihnen gegenüber! Ich wohnte nur wenige Minuten von der Fabrik entfernt und konnte mittags heim zum Essen.

Meiner Mutter tat es leid, mich morgens bei dem kalten Wetter so frühzeitig hinauszuschicken, deshalb wartete sie mit dem Wecken bis zur letzten Minute. Sie rief mir erst um halb sechs Uhr. Bis ich gewaschen, Unterkleider und Schuhe angezogen hatte, war der Kaffee gewärmt und das Brot darin weich. Die Mutter kämmte und flocht mir die Haare, unterdessen konnte ich gemütlich meine Kaffeebrocken essen und kam doch noch rechtzeitig in die Fabrik.

Eines Tages holte mich meine jüngste Schwester ab und rief schon von weitem: «Denke dir, Vreneli, ich habe einen Schlitten! Ich habe ihn eingetauscht gegen ein altes Buch!» Ich freute mich über den Schlitten, legte meine Hand in die Schlinge und half ziehen. Einen Schlitten hatten wir noch nie besessen, und doch hätte ich gerne geschlittelt. Wie oft war ich als kleines Mädchen ganze Nachmittage oben am Rennweg gestanden und hatte gewartet, bis mich ein Kind auf seinem Schlitten mitnahm. Wie herrlich, so hinunterzusausen! Was kümmerte es mich, dass mir beim Warten fast die Füsse abfroren? Jetzt hatten wir einen eigenen Schlitten.

Den wollte ich am Sonntag probieren; meine Schwester konnte ja an den schulfreien Nachmittagen schlitteln. Wichtig zog ich den Schlitten die alte Beckenhofstrasse hinauf. Es war eine alte Schlittenform, ein sogenannter Kessler; aber es fehlte ihm die Eisenstange mit den Ringen, die so lustig klirren beim Fahren. Auch hatte er keine Eisenschienen; darum kam der Schlitten nie recht in Lauf, nicht einmal den Berg hinunter. Bald wurden die anderen Kinder darauf aufmerksam und spotteten: «Jetzt chunnt's Knechtli wieder mit siner Speuzdrucke!» (Spuckkästchen). Das kränkte mich, denn ich hatte grosse Freude gehabt, auf einem eigenen Schlitten zu fahren, wenn er auch nicht so davonsauste wie die andern. Da riefen die Buben meiner Klasse: «Komm, setze dich zu uns auf einen Schlitten; wir binden eine ganze Anzahl zusammen und hauen es den Berg hinab!» Ich gab den Schlitten meiner Schwester und setzte mich zu den Buben. Mit Jubeln und Jauchzen ging die Fahrt vor sich und wir langten unten an, bevor wir recht aufgesessen waren. War das schön! Und der Aufstieg nicht weniger lustig! Ich blieb, bis die einbrechende Dunkelheit zur Heimkehr mahnte.

Einer der Fabrikherren übergab trotz der grossen Zahl Arbeiterinnen jeder ihr Zahltagsäcklein persönlich. Nach einiger Zeit sagte Herr Escher in Gegenwart der andern Kinder zu mir: «Du erhältst einen Franken Abzug, denn deine Arbeit war mangelhaft.» Als Herr Escher fort war, umstanden mich alle Kinder und fragten, ob Meister Isler mich wegen schlechter Arbeit ausgeschimpft habe. «Nein, niemals! Er hat übrigens noch nie ein Wort wegen der Arbeit zu mir gesagt», erwiderte ich. Da riefen verschiedene Mädchen: «Aber mich hat er schon oft gescholten und doch habe ich noch nie Abzug erhalten.» Am folgenden Zahltag wiederholte sich der Abzug und dann noch ein drittes Mal. Erst später erfuhr ich durch die Nachbarin, die mir die Arbeit vermittelt hatte, den Grund der Abzüge. Sie kam im Auftrag von Meister Isler und sagte zur Mutter: «Er ist wohl ein strenger Mann, hat aber ein goldenes Herz. Er bedauert die Lohnabzüge Vrenelis. Es treffe das Kind keine Schuld, im Gegenteil, es sei nur zu fleissig gewesen. Als es im Stücklohn mehr verdiente als die erwachsenen Arbeiterinnen an der Maschine, habe Herr Escher befürchtet, sie würden, sobald sie vom Verdienst des Kindes wissen, höhern Lohn verlangen, und mehr könne er nicht zahlen.»

Deshalb sagte Meister Isler zu mir: «Wir können dich in dieser Abteilung nicht weiter beschäftigen. Komm, ich will dir deinen neuen Arbeitsplatz zeigen.» Ich kam in ein anderes Gebäude an eine Maschine, an der zwei Frauen beschäftigt waren, denen ich zudienen musste. Nach einigen Tagen sagten sie zu mir: «Weisst Kind, seit du da bist, sind wir stets in grösster Angst, du könntest verunglücken. Ein solches Windspiel gehört nicht an eine Maschine, das werden wir Herrn Isler sagen.»

Als ich abends die Fabrik verliess, waren eine Anzahl Arbeiterinnen um eine junge Frau versammelt, die zu ihnen sprach und Flugblätter verteilte.

Ich drängte mich vor, denn ich wollte auch hören, was die Frau sagte. Es war die Rede von bessern Arbeitsbedingungen, die besonders den Arbeiterinnen not taten; diese müssten in einem Fabrikgesetz festgelegt werden, an das sich die Fabrikanten zu halten hätten. Die Frau gab auch mir zwei Flugblätter und sagte: «Da lies! Was darin steht, geht auch dich an!» Eine entfernt stehende Arbeiterin rief laut: «Frau Greulich!» und die Flugblattverteilerin wandte sich dieser zu.

Ich ging heim, ahnungslos, dass das meine erste Begegnung mit der Sozialdemokratie gewesen, in deren Dienst ich später einen so grossen Teil meines Lebens gestellt habe.

Beim Nachtessen erzählte ich von meiner Versetzung an die Maschine und von der Angst meiner beiden Mitarbeiterinnen. Da sagte die Mutter aufgeregt: «Geh morgen früh sofort zum Meister und frage ihn, ob er nicht andere Arbeit für dich habe. Ich will kein verstümmeltes Kind, ich habe mehr als genug an einem Unglück zu tragen!» Mein zukünftiger Schwager gab der Mutter recht. Er meinte: «Ein Kind gehört nicht an eine Maschine, es ist zu wenig vorsichtig, sieht die Gefahr noch nicht, und im Handumdrehen ist das Unglück da. Was wird dann mit solch einem armen, verkrüppelten Geschöpf? Der Fabrikant ist rechtlich zu keiner Entschädigung verpflichtet und bald genug wird er die invalide Arbeiterin auf die Strasse stellen.»

«Nein, nein, das macht Herr Escher nicht», wehrte ich mich. «Vor einiger Zeit geriet einem Mädchen die Hand in eine Maschine und hat ihm die Finger weggerissen. Nein, nicht alle! Der Daumen und ich glaube noch ein Finger sind geblieben. Da hat ihm Herr Escher versprochen, dass es immer in der Fabrik bleiben dürfe; das ist doch schön!» «Bist du eine dumme, kleine Schwägerin! Da hat das Mädchen viel davon! Wenn es andere Arbeit verrichten möchte oder die Fabrik einginge, was dann? Es wird mit der verstümmelten Hand kaum Arbeit finden oder nur schlecht bezahlte, und einen Mann bekommt es am Ende auch nicht. Was hat ihm eigentlich dein guter Herr für den erlittenen Schaden bezahlt?» «Nichts!» musste ich kleinlaut bekennen. Ich sah nun die Sache schon in einem etwas andern Lichte an.

«Es ist ein Glück», sagte mein Schwager weiter, «dass bald das Fabrikgesetz kommt und Arbeiter und Arbeiterinnen von Gesetzes wegen versichert sind. Eben weil das Gesetz vor der Türe steht, musstest du dein Alter um ein Jahr höher angeben.» «Gerade davon hat heute abend Frau Greulich gesprochen.» Da leuchteten die Augen meines Schwagers Strässle, und er sagte freudig: «So, so, Genossin Greulich hat zu euch geredet; eine prächtige Frau! Sie hat daheim eine grosse Familie und findet dennoch Zeit, ihren Mann bei der Aufklärung und Organisation der Arbeiterinnen zu unterstützen. Eine Anzahl solcher Frauen und es stünde in mancher Hinsicht besser bei uns!»

Einige Jahre später kam das für mich Unfassbare: die grosse Seidenzwirnerei stellte den Betrieb ein, und die Fabrikgebäude wurden an andere Gewerbe vermietet. Lange dachte ich darüber nach, ob wohl die vielen Arbeiterinnen wieder lohnende Beschäftigung gefunden hätten. Wie mochte es wohl dem Mädchen mit der verstümmelten Hand gehen? Es war gewiss nicht das einzige in dem grossen Betriebe, das körperlichen Schaden davongetragen hatte.

Ich dachte an die Reden Frau Greulichs und meines Schwagers und empfand es als ein Unrecht, dass die schwerreichen Fabrikbesitzer nicht verpflichtet waren, die in ihrem Betrieb verunglückten Arbeiterinnen zu entschädigen.

Am andern Morgen bat ich Meister Isler um andere Arbeit; an der Maschine dürfe ich nicht länger bleiben. Erst sah er mich eine Weile an, als ob er sich auf etwas besinne, dann erwiderte er in seiner trockenen, kurzen Art: «Habe nichts für dich; komm in mein Bureau, damit ich dir den Lohn geben kann!» Beim Überreichen sagte er freundlich: «Leb wohl, Kind, ich wünsche dir Glück!»

Noch bevor Mutter und Schwestern beim Kaffee sassen, war ich wieder daheim, legte den Lohn der vergangenen Woche hin mit den Worten: «Jetzt bin ich wieder arbeitslos», legte den Kopf auf den Tisch und weinte bitterlich. «Das ist kein grosses Unglück», meinte meine Schwester Albertine, «komm morgen mit mir ins Geschäft und lerne Krawatten machen.»

Krawattenmacherin

Nun lernte ich unter Anleitung meiner Schwester das Krawattenmachen. Meine Eignung und meine leichte Hand ermöglichten es mir schon in kurzer Zeit, Maschen und Schleifen gefällig anzufertigen. Dagegen war das Stillesitzen, Tag für Tag elf Stunden, und darauf loszusticheln eine Qual für ein lebhaftes Kind, wie ich eines war. Manch tiefer Seufzer entfloß meinem Innern, und langsam ging in der ersten Zeit die Arbeit vor sich. Wenn mich der Rücken schmerzte, ich mich streckte und rankte, auf dem Stuhle hin und her rutschte, stupfte mich meine Schwester und meinte: «Das wird schon vergehen. Wehre dich, sonst verdienst du ja nichts!» Die Krawatten wurden vom Stück bezahlt.

An den früheren Stellen war ich in Abteilungen, in denen nur Kinder beschäftigt waren, und nun sass ich zum ersten Male in einem Arbeitsaal unter lauter Erwachsenen. Da hörte ich täglich Liebesgeschichten erzählen und vieles andere, das nicht für Kinderohren bestimmt war. Das meiste verstand ich nicht, manches blieb aber doch haften, wofür ich die Erklärung erst nach Jahren fand. Meine Schwester mahnte und bat öfters um Rücksicht mit einem bezeichnenden Blick auf mich. Kurze Zeit half es, war

aber bald wieder vergessen. Wurde es ihr zu bunt, rief sie ärgerlich und laut: «D'Stube ischt nüd g'wüsch!»

Nach langjährigem Brautstand verheirateten sich meine beiden ältern Schwestern und arbeiteten fortan zu Hause statt im Geschäft. Nach der Hochzeit von Schwester Berta durften wir Kinder sie mit Schwester Albertine in einer Droschke zur Bahn begleiten und nachher noch eine kleine Rundfahrt machen. Unsere Rückfahrt das Limmatquai hinunter traf auf die Zeit, da die Massen zur Arbeit strömten. Ich sah Schulkameradinnen und andere Bekannte, die ich alle anrief und ihnen zuwinkte trotz des Verbotes meiner Schwester Albertine. Als wir von der Droschkenfahrt heimkamen, hatte sie einen hochroten Kopf vor Ärger über mein unschickliches Benehmen, und ich – ich glühte vor lauter Freude und Stolz über die Droschkenfahrt.

Der Lohn meiner Schwestern fehlte daheim sehr, was sie erübrigen konnten, brachten sie der Mutter. Es mag ihnen manchmal schwer geworden sein, denn es gab noch viel Nötiges für den eigenen jungen Haushalt anzuschaffen. Nun sollte ich etwas mehr verdienen, und ich fragte die Zuschneiderin um Heimarbeit für den Abend, die sonst nur Erwachsene bekamen. Mit Rücksicht auf unsere schwere Lage wurde eine Ausnahme gemacht, und nun arbeitete ich täglich bis Mitternacht. Das half nach, es war aber auch bitter nötig.

Eines Tages führte mir die Zuschneiderin ein Mädchen zu, welches das Krawattenmachen lernen sollte. Julianne mochte vierzehn Jahre alt sein, trug ein hübsches grünes Jackettkleid, und ein Tirolerhütchen sass keck auf ihrem Strubelkopf. Sie hatte blasse Wangen und grosse braune Augen. Ich fand sie wunderschön und war stolz, ihre Lehrmeisterin zu sein. Dass das Lehren Zeitverlust bedeutete, bedachte ich nicht. Mit wichtiger Miene sagte ich: «Du sollst das Krawattenmachen bei mir gut lernen, ich werde mir Mühe geben, dir alles recht zu zeigen.» Da lachte Julianne hell auf, im reinsten Triller, und meinte: «Gib dir keine Mühe, ich werde es doch nicht lernen; bei mir ist Hopfen und Malz verloren. Meine Mutter ist eine feine Damenschneiderin; ich sollte bei ihr lernen, stellte mich aber so dumm, dass ihr die Geduld ausging. Nun soll ich das Krawattenmachen erlernen. Aber ich kann nicht, ich habe einfach keine Lust zu der langweiligen Näherei.» Ich war sprachlos vor Überraschung. War es möglich, dass ein Kind einfach sagen durfte: «Ich mag und will nicht lernen.» Und dazu noch die Damenschneiderei? Herrgott, wie gern hätte ich diesen Beruf erlernt! Schon als Schulkind verfertigte ich andern Mädchen für ihre Puppen – eine eigene besass ich nie – Kleidchen und Hüte, die allgemein bewundert wurden. Öfters sagten Erwachsene zu mir: «Kind, du musst Schneiderin werden, du hast besondere Begabung dazu!» Daran war nicht zu denken: zwei Jahre Lehrzeit! Für mich gab es nur eines – Verdienen!

Ein einziges Mal wagte ich daheim zu sagen, dass ich gerne Schneiderin oder noch lieber Modistin würde. Da kam ich schön an! Meine ältern

Schwestern erwiderten gleich: «Das fehlte gerade noch, so ein eitler Fratz und Modenarr wie du bist. Du trägst den Kopf sowieso immer zu hoch.» Warum ich ein eitler Fratz und Modenarr sein sollte, wollte mir nicht in den «hohen» Kopf, denn nichts, auch gar nichts hatte ich, um darauf eitel zu sein. Meine Schwestern waren gewiss beide gut und aufopfernd, glaubten aber, arme Mädchen könnten nicht bescheiden und anspruchslos genug sein. Diese Tugenden fehlten mir in ihren Augen vollständig. Selbst in dürftigen Verhältnissen aufgewachsen, meinten sie, jeder noch so schüchterne Versuch nach etwas Besserem müsse unterdrückt werden.

Julianne hatte recht – es war vergebliches Bemühen, ihr das Krawattenmachen beizubringen; sie war nach Wochen nicht weiter als am Anfang. Ich konnte mir noch so viel Mühe geben, sie für die Arbeit zu begeistern, sie lachte mich nur aus.

Einmal kam Julianne mittags eine Stunde später mit leuchtenden Augen und glühenden Wangen ins Geschäft, erzählte lebhaft von einer wunderschönen Kutschenfahrt mit einem Bekannten und zeigte mir ein Zwanzigfranken-Goldstück, das er ihr geschenkt hatte. Diese Mitteilung elektrisierte mich, ich bekam fast ebenso glühende Wangen bei der blossen Mitteilung wie Julianne vom wirklichen Erleben. Kutschenfahren und dazu noch ein Goldstück! Meine Phantasie sah ein Märchen Wirklichkeit werden, und ich sah schon den Prinzen, der das arme Mädchen als Gemahlin heimführte.

«Glaubst du nicht, dass dein Bekannter mich auch einmal in der Kutsche mitnehmen würde?», fragte ich zaghaft.

«Ja, ja, gewiss, warum nicht?»

Täglich fragte ich Julianne, ob sie den Herrn noch nicht gesehen und gefragt habe und erhielt als Bescheid immer das gleiche Nein. Nach etwa zwei Wochen kam sie wieder verspätet und wieder mit glänzenden Augen und glühenden Wangen. Sogleich fragte ich: «Bist du wieder Kutsche gefahren? Nimmt mich der Herr mit?» Ärgerlich wehrte sie ab: «Nein, nein, ich habe ihn nie mehr gesehen.» Ich fühlte, dass Julianne nicht die Wahrheit sprach, und – von diesem Tag an blieb sie vom Geschäft weg. Für mich war das eine grosse Enttäuschung. Erst später erkannte ich, welche glückliche Fügung mich vor schwerer Gefahr bewahrt hatte.

Seit einiger Zeit war in unserm Atelier eine junge Witwe, Frau Schulte, tätig. Sie war eine vorzügliche Erzählerin und verstand in einer Art und Weise zu schildern, dass die Ereignisse in meinen Gedanken geheimnisvoll anwuchsen und mir unvergesslich blieben.

Zum ersten Male hörte ich einen Roman. In Italien war ein junges Paar, Emilio und Ninetta, das sich von Kindheit an innig geliebt hatte, durch einen falschen Freund getrennt worden. Während zwölf dumpfe Schläge vom Dome Mitternacht verkündeten, stand Emilio mit dem Dolch in der Hand hinter einem Torbogen, um an dem Verführer blutige Rache zu nehmen ...

Mir verging fast der Atem vor Aufregung über das Gehörte, auch die andern Arbeiterinnen waren ganz benommen und atmeten tief auf, als die Erzählerin schwieg. Es gab nur einen Ausspruch: Er war zu schön, dieser Roman! Mir hatte er sich so tief eingepägt, dass ich dreissig Jahre später, als ich nach Italien kam, vor einem Torbogen stehen blieb, in das tiefe Innere schaute und unbewusst nach etwas suchte. Da schlug eine Kirchenglocke dumpf an, und die Erinnerung an jenen ersten Roman wurde lebendig in mir. Wir baten Frau Schulte, uns bald wieder etwas zu erzählen. «Das geht nicht», erwiderte sie, «da müsste ich abends lesen und das kann ich nicht, denn ich habe eine alte Mutter und ein Kind zu Hause, für die ich sorgen muss; also heisst es tüchtig arbeiten.» Sofort waren wir alle einig, dass ihre Abendarbeit unter uns gleichmässig verteilt und am Morgen mit der unsrigen fertig ins Geschäft gebracht werde.

Eine Nebearbeiterin gab mir «Rinaldo Rinaldini, Italiens grösster Räuberhauptmann», zu lesen. Nun sass ich jeden Sonntagnachmittag im Gartenhäuschen versteckt, in den Roman vertieft, sah und hörte nichts mehr, vergass sogar das Essen über Rinaldini! Ich wob einen Strahlenkranz um das geliebte Räuberhaupt, sah die mir begegnenden Männer prüfend darauf an, ob sie einem Rinaldini ähnlich seien, und – ich fand zum Glück keinen. Nachher fesselten mich «Isabella von Spanien» und ähnliche «wunderbare» Romane. Alle diese Romane beschäftigten meine Phantasie aufs lebhafteste. Ich, die kaum Vierzehnjährige, wurde zur Träumerin. Ich liess das Gehörte und Gelesene immer und immer wieder an mir vorbeiziehen und verträumte dabei die Zeit. Unter den vielseitigen Ablenkungen, die ein Atelier mit den verschiedenartigsten Arbeiterinnen in sich birgt, litt ich, litt auch meine Arbeit. Nicht, dass sie schlechter wurde, aber ich leistete weniger. Mein früherer Fabrikherr wäre nicht mehr in der Lage gewesen, mich wegen zu grosser Arbeitsamkeit zu büssen oder gar zu entlassen.

Ein Ereignis daheim rüttelte mich wach. Es kam oft vor, dass ein Nebenaufseher meines Vaters ihn besuchte. An einem Sonntag kam er sehr früh und sagte beim Eintritt in die Stube: «Ich bringe euch gute Nachricht, Kollege Knecht. Ihr werdet bald wieder sehen können!» «Wieder sehen können? – Bald?» ertönte es zweifelnd und freudig zugleich aus vier Kehlen. Ich stellte Herrn Thalman einen Stuhl hin und bat: «Bitte, bitte, Herr Thalman, berichten Sie schnell, wie kann unser Vater wieder sehend werden?» Herr Thalman erzählte: «Mir ist letzte Woche etwas ins Auge geraten und ich ging darum zu Prof. Horner. Bei dieser Gelegenheit sprach ich auch über euer Leiden. Da sagte der Professor: «Knecht heisst er, sagen Sie?» Dabei schlug er ein Buch auf. «Da haben wir's, der hat ja den grauen Star. Warum ist er nicht mehr gekommen? Drei Jahre seines Lebens hat er dadurch verloren! Er soll sofort herkommen, er wird bald operiert und sehend werden!»»

Auf einmal steht mein Vater auf, tastet sich zu Thalmann hin, umklammert zitternd seine Hände und ruft mit vor Aufregung heiserer Stimme: «Thalmann, Thalmann, ist das wahr? Sagt mir doch, kann das wirklich wahr sein? Ich soll wieder sehend werden? Ich soll die Mutter wieder sehen, die Sonne und die Bäume und das Gras, und ich soll wieder arbeiten können? Gott, mein Gott, das ist fast zu viel des Guten für mich!» In einer solchen Aufregung hatten wir unsern allzeit geduldigen Vater noch nie gesehen. Wir waren alle tief ergriffen und hatten Tränen in den Augen, auch Herr Thalmann. Dann tastete sich Vater wieder zu seinem Stuhl zurück, sank in diesem ganz zusammen und murmelte immer wieder vor sich hin: «Mehr als drei Jahre meines Lebens verloren – Not – Elend!» Herr Thalmann konnte diesen Jammer nicht mehr länger mit ansehen; er drückte uns wortlos die Hand und ging hinaus, ohne dass der Vater es bemerkte.

Wir überliessen den Vater einige Zeit sich selbst. Dann setzte sich die Mutter zu ihm, streichelte ihn und fing an, von dem grossen Glück zu erzählen, das uns bevorstehe, wenn er operiert sei. Nach und nach wich die Starrheit. Aber dann kamen ihm wieder seine verlorenen Lebensjahre in den Sinn. Er drückte der Mutter die Hand und sagte: «Ich habe ja nicht gewusst, dass ich den Star habe, der Professor hat mir nie etwas davon gesagt. Glaubst du mir das, Mutter?» Und wieder jammerte er von der Not, die er über uns gebracht habe. Die Mutter fiel ihm ins Wort: «Papperlapp! Das ist nicht so schlimm; verhungert sind wir nicht, sind sogar recht gesund, und dafür wollen wir dankbar sein! Und du, Vater! Erst Mitte fünfzig und dazu kräftig und gesund; du wirst sehen, wie schön wir es haben werden! Du wirst wieder schaffen können, Vreneli verdient auch, wir werden ja ein Herrenleben zusammen führen und nachholen, wo wir zu kurz gekommen sind.»

Länger hielten meine Schwester und ich es nicht mehr aus, wir mussten unsern verheirateten Schwestern die Freudenbotschaft überbringen. Bald kamen sie mit ihren Männern, um dem Vater Glück zu wünschen, und baten die Mutter, gleich am andern Tag den Professor aufzusuchen. Das war das erstemal in meinem Leben, dass wir alle in solchem Glück – einem berausenden Glück – beisammensassen. Es wurde den ganzen Abend nur von der Zukunft gesprochen und da zeigte sich, wie unendlich schwer Vaters Schicksalsschlag auf allen gelastet hatte, ohne dass je geklagt oder gejammert worden wäre.

Am andern Tage waren sie bei Professor Horner, der den Vater mit den Worten begrüßte: «Warum seid ihr nicht mehr gekommen? Ich habe es euch doch seinerzeit gesagt, dass ihr den grauen Star habt und dieser eine längere Zeit brauche, bis er operationsreif sei.» Mein Vater erwiderte nur: «Herr Professor, das habe ich nicht gehört. Ich weiss, wie es sich mit dem grauen Star verhält, und manchmal habe ich gewünscht, wenn es doch so wäre.»

Es musste mit der Operation noch drei Wochen gewartet werden, ob wegen Behandlung der Augen, ob wegen Platzmangel im Spital ist mir nicht mehr erinnerlich. Endlich kam der wichtige Tag. Wie waren wir alle in Aufregung, bis wir wussten, ob die Operation gelungen sei. Dann aber fühlten wir uns erlöst und konnten kaum die erste Besuchsstunde erwarten. Der Vater lag in einem dunkeln Zimmer. Als wir ihm in unserer Freude die Hände schütteln wollten, verwies uns dies der nebenstehende Arzt, da jede Erschütterung den Erfolg der Operation gefährde.

Nach etwa vierzehn Tagen sass Vater, als ich heimkam, am Mittagstisch und erzählte, wie ihm zuerst alles neu und gespensterhaft vorgekommen sei, aber mit jedem Schritt vertrauter und schöner; auch seine Brille erklärte er uns. Wie beredt doch auf einmal der Wortkarge war; wir mussten staunen, merkten wohl, das tat die Freude, die grossmächtige Freude. Keines dachte mehr an Essen, keines fühlte Hunger.

In der Fabrik erhielt der Vater wieder seine frühere Stellung, und nun war es mit der Not vorbei.

Bald aber wuchs der Star wieder; trüber und trüber wurde unseres armen Vaters Augenlicht, und es folgte eine längere Zeit drückender Untätigkeit, bis die zweite Operation möglich wurde. Wohl erleichterte die Zuversicht auf eine bessere Zukunft die Wartezeit; aber bitter und schwer war sie doch, für den Vater und für uns alle, da sein Verdienst aufs neue ausblieb. Ich versuchte durch vermehrte Heimarbeit den Lohnausfall auszugleichen, aber der Verdienst war bei allem Fleiss sehr gering.

Da meldete ich mich in einem Geschäft gleicher Art, von dem es hiess, es zahle gut. Wie gross war meine Enttäuschung schon beim ersten Schritt in den neuen Arbeitsraum; er befand sich im fünften Stockwerk und bestand aus zwei kleinen Mansardenzimmern, in denen die Arbeiterinnen eng zusammengedrängt sassen, und ich wunderte mich, dass sie beim Nähen einander nicht verletzten. Schon in den ersten Tagen sah ich mich getäuscht. Die Arbeit war schlechter bezahlt als die vorherige, und ich musste tagsüber sehr fleissig sein und abends noch ein grosses Paket Arbeit nach Hause nehmen, um nur auf den früheren Verdienst zu kommen. Selten bekamen wir den Lohn, der alle vierzehn Tage ausbezahlt werden sollte, rechtzeitig. Kam der Zahltagabend, kam auch der Geschäftsinhaber mit der Nachricht: «Meine Frau hat Kopfschmerzen; es kann nicht ausbezahlt werden.» Und oft hatten wir bis Dienstag oder Mittwoch auf unser sauerverdientes «Gerstli» zu warten. An Spötteleien und Witzen über das unvermeidliche Zahltagskopfweh fehlte es unter den Arbeiterinnen natürlich nicht. Es tat mir leid, mit leeren Händen heimzukommen, wusste ich doch, wie sehnsüchtig die Mutter auf mein Lohnlein wartete. Nun musste sie das Nötigste mit der Vertröstung auf die nächste Woche zu bekommen suchen, oder wir hatten schmale Küche bis zum Lohneingang. Es sollte aber noch schlimmer kommen. Gegen den Sommer hin wurden die Bestellungen knapp; es gab keine Arbeit mehr für den Abend. Da

stichelten dann tagsüber alle Arbeiterinnen, und ich mit ihnen, wie wahnsinnig drauf los. Wir waren ganz schweissgebadet vor Anstrengung und wegen der glühenden Hitze des Daches unmittelbar über uns. Eines Tages hiess es: «Die jüngeren Arbeiterinnen sind entlassen bis zum Herbst.»

Nun ging das Elend an! Tagtäglich lief ich von Geschäft zu Geschäft, um Arbeit zu suchen, doch vergeblich. Hie und da vertröstete man mich auf Ferienende. Doch bis dahin dauerte es noch sieben Wochen, während welcher Zeit wir alle verhungert sein konnten. Ob ich vierzehn Tage oder einen Monat um Arbeit umherirrte, daran erinnere ich mich nicht mehr; ich weiss nur – es waren schreckliche Tage! Wie machte ich mir Vorwürfe, an der vorherigen Stelle nicht fleissiger gewesen zu sein und so viel Zeit mit Träumen verloren zu haben. Wie hatte ich dort weggehen können, ohne mich vorher über das neue Geschäft genau zu erkundigen. Die Zuschneiderin hatte nur zu recht, als sie mich beim Abschied gemahnt hatte: «Glaube mir, Kind, die gebratenen Tauben fliegen dir auch dort nicht in den Mund!»

Wir wohnten zu jener Zeit in einem kleinen Haus auf einer Anhöhe. War ich schon hoffnungslos elend von den vergeblichen Bemühungen um Arbeit – das kleine Gässchen hinauf zu unserm Häuschen wurde mir vollends zum Martergang. Ich fühlte meine Beine wie Bleiklötze, kaum zu schleppen. Am Fenster stand jeweilen meine liebe Mutter und erwartete mich mit Bangen. Kam ich endlich in die Stube, sagte sie in gütigem Tone: «Du hast nichts gefunden, ich habe es dir schon angesehen.» Weinend schüttelte ich den Kopf: «Gar nichts!» Wie hat mich damals beim Nachtessen jeder Kaffeebrocken gewürgt, und wie gerne hätte ich auf jegliche Speise verzichtet! Das aber hätte meiner Mutter noch mehr Kummer bereitet.

Mein Vater fragte nichts; aber es war rührend, wie der Arme in seiner Blindheit und Hilflosigkeit uns nach dem Abendbrot zu zerstreuen suchte. Bei seinen hübschen Erzählungen vergassen wir ein wenig des Tages Schwere.

Endlich lachte auch mir wieder das Glück! Das Seidenhaus Zürrer an der Bahnhofstrasse hatte eine Stelle ausgeschrieben; ich meldete mich und wurde sogleich eingestellt. Alle Müdigkeit war verschwunden und schnell eilte ich heim. Geflügelten Schrittes ging es das Gässchen hinauf. Die Mutter empfing mich schon vor der Haustüre mit den freudigen Worten: «Du hast Arbeit! Ich sah es schon auf den ersten Blick!» «Ja, ja», rief ich jubelnd, «und was für welche!»

Beim Mittagessen erzählte ich in sprudelnder Freude: «Ein feiner Herr hat mich über meine bisherige Tätigkeit ausgefragt und war befriedigt von meinen Antworten. Ich darf mich immer in dem schönen Verkaufslokal aufhalten und habe dort die bestellten Krawatten zu machen. Und denkt

euch nur: auch Kunden darf ich bedienen, und dafür bekomme ich sechzig Franken Monatslohn!»

Mutter und Schwester strahlten vor Glück und der Vater verzog alle Augenblicke sein Gesicht, um das Weinen zu unterdrücken. Unsere Kartoffelsuppe schmeckte uns an diesem Mittag so gut wie noch nie. In unserer Freude dachten wir nicht daran, wie lange es dauern werde, bis wir aus den ärgsten Geldnöten sein würden. Wochenlang war durch den eingeschränkten Geschäftsbetrieb an meiner letzten Stelle der Verdienst gering gewesen. Dann war völlige Arbeitslosigkeit gekommen. Und nun dauerte es ja noch einen ganzen Monat, bis ich das erste Gehalt erwarten durfte. Trotzdem ging ich nie hungrig an die Arbeit und schlüpfte nie hungrig unter die Decke. Wie meine liebe Mutter das fertig gebracht hat, ist mir heute noch ein Rätsel, denn wir hatten keine Unterstützung, ausgenommen, was meine Schwestern ihrem eigenen Haushalt absparen konnten. Es mag ihnen manchmal schwer genug geworden sein, als ihre Familien sich vergrösserten. Es wundert mich heute noch, dass es mir nie bewusst wurde, wie arm wir waren. Ich glaube, das ist einzig das Verdienst unserer wackern Mutter. Wie manchmal sie selber im Verborgenen gedarrt und entbehrt hat – wer weiss?

Modearbeiterin und Ladentochter

Es war mir jeden Tag erneut Freude, in das schöne, vornehme Geschäft zur Arbeit zu gehen. Ich war nun im sechzehnten Jahre und sollte den Konfirmandenunterricht in Unterstrass besuchen. Wodurch ich wöchentlich einen halben Tag versäumt hätte. Das kam dem Geschäftsleiter, Herrn Henneberg, sehr ungelegen. Auf seinen Wunsch meldete ich mich bei der nahen Kirche zu St. Anna, in der ich schon zu Weihnachten statt erst zu Ostern konfirmiert werden konnte. Diese Kürzung der Unterrichtszeit bedauerte ich keineswegs, denn so grosse Freude mir die Sonntagsschule in dieser Kirche einst bereitet hatte, so völlig kühl und innerlich unberührt liess mich der Konfirmationsunterricht. Er bot mir gar nichts, was mein Gemüt hätte bewegen, mein Herz hätte erwärmen können.

Endlich fand die Konfirmation statt, an einem Sonntagabend vor Weihnachten, in hellerleuchteter Kirche. Es sah alles sehr feierlich aus. Die Kirche war bis auf den letzten Platz gefüllt, auch Mutter und Schwestern waren erschienen. Zu Hause sagten sie nachher: «Wie froh waren wir, dass uns niemand gekannt hat. Schämen hätten wir uns müssen, deinetwegen! Steif wie ein Stecken sassest du da und wusstest wieder einmal nicht, wie hoch den Kopf tragen. Nicht einmal geweint hast du, wie die andern Konfirmandinnen und wie sich's doch gehört!» Verzweifelt erwiderte ich: «Ich wollte ja weinen, aber es hat mich nichts gerührt!» Ich glaube, das Schelten meiner Schwestern war nicht so ernst gemeint, denn jede lud mich

auf einen der Weihnachtstage zum Mittagessen ein, und jede versicherte mir, es gebe etwas Besonderes.

Zu meiner grossen Überraschung erhielt ich mein Gehalt schon am Weihnachtsvorabend statt erst am Sylvester. Das gab eine Weihnachtsfreude für die Mutter! Die Hauptüberraschung aber blieb mir vorbehalten. Als ich zu Hause das Zahltagsäcklein öffnete, lag darin ausser dem Gehalt noch ein kleineres Säcklein mit der Aufschrift «Fröhliche Weihnachten» und darin lag ein Zwanzigfranken-Goldstück. Meine Freude kannte keine Grenzen. Immer wieder rieb ich das Goldstück mit einem Wollappen glänzend, und ein jedes musste es bewundern, sogar mein blinder Vater. Wie manchmal fragte ich an jenem Abend die Mutter: «Gelt, du hast noch nie ein so schönes Goldstück gehabt, überhaupt noch keines?» «Nein, nein», versicherte sie lächelnd.

Der Vormittagsgottesdienst am ersten Weihnachtstage läutete aus. Beinahe hätte die Spannung, welch seltenes Gericht meiner auf dem Mittagstisch warte, mir die Andacht der ersten Abendmahlfeier gestört. Nun aber, auf dem Weg zu meiner ältern Schwester, liess ich meinen Gedanken freien Lauf. Etwas, was ich noch gar nicht kenne, hatte Schwester Albertine mir gesagt. Was aber auf dem festtäglichen Mittagstisch stand, übertraf meine kühnsten Erwartungen. Koteletten, herrliche, dicke, umfangreiche Schweinskoteletten! Wie liess ich mir's schmecken, ach, nur allzusehr! Mein einfach gewöhnter Magen vertrug das üppig fette Gericht nicht, versagte den Dienst und meine Geniesserfreude nahm ein gar schnelles und klägliches Ende.

Dafür wartete meiner eine andere grosse Freude. Am folgenden Morgen sagte die Mutter: «Vater und ich sind übereingekommen, dass du für die Hälfte des Goldstückes ein Kleid kaufen und den Stoff dazu selbst aussuchen darfst.» «Hurra!», hätte ich gerne gerufen. Aber mein schönes Goldstück! Ich liess es von einer Hand in die andere gleiten, schaute es an und wieder an und fürchtete mich, es zu opfern. Die Mutter sah den Kampf und half mir aus der Not. Sie erinnerte mich daran, dass ich ja kein Sonntagskleid mehr habe, seit ich das bisherige täglich ins Geschäft anziehe. «Willst du jeden Sonntag zu Hause bleiben, wenn deine Freundinnen spazieren? Denkst du, das Goldstück werde dich über den Verlust trösten?» Das glaubte ich auch nicht und ging nach den Feiertagen auf die Stoffsuche. Es dauerte einige Zeit, bis ich mich zu einer Wahl entschliessen konnte, denn ich verlangte schöne Farbe, gute Wolle und niedrigen Preis. Das alles vereint erhielt ich um acht Franken; eine Freundin und ich arbeiteten einige Abende zusammen, bis das Kleid fertig war.

Nach Neujahr kamen im Geschäft Sendungen von Schleifen aus Stoff und Spitzen an, welche die Damen, der damaligen Mode entsprechend, zu Schmucke ihrer Kleider unter dem Halskragen befestigten. Sie waren plump und ohne Geschmack. «Die würde ich hübscher machen», sagte ich

zu einem Ladenfräulein. Herr Henneberg hörte das und lächelte ungläubig; er hielt mich junges Ding jedenfalls für anmassend; trotzdem ermunterte er mich, Proben anzufertigen. Meine Schleifen fanden bei den Kunden Gefallen und wurden vor den andern verkauft. Der Chef sprach sich anerkennend aus, bedauerte nur, dass ich nicht genügend Schleifen anfertigen könne. Da schnitt ich tagsüber aus den verschiedensten Stoffen Schleifen zu und formte sie abends daheim zusammen, es wurde ein ordentlicher Nebenverdienst. Jetzt konnten wir zuversichtlicher der in Aussicht stehenden zweiten Operation entgegenblicken, und für den Vater war dies eine grosse Beruhigung.

Das kleine Haus, in dem wir wohnten, gehörte einer Witwe, die sehr fromm war und jede Woche mit ihren Töchtern die Bibelstunde besuchte. An dem Tage, da der Vater zu dem schweren Gang in das Spital gerüstet stand, erschien die Hausbesitzerin, verlangte den Rest des Mietzinses und erhöhte zugleich den Preis der Wohnung. Die Mutter brach erschrocken in die Worte aus: «Aber Frau Meli, das verlangen Sie in dem Augenblick, da der Vater zur Operation muss. Gedulden Sie sich bis Monatsende, dann werden Sie, wie verabredet, die fehlenden zwanzig Franken erhalten.» Da giftete sie: «Zu neuen Röcken reicht das Geld, für den Zins nicht!» Mein achtfränkiges Kleidchen, das ich so bitter nötig hatte, musste als Vorwand für den Zinsaufschlag dienen. Mein Vater, der sonst selten etwas sagte, in allen Angelegenheiten die Mutter schalten und walten liess, wies empört den Aufschlag zurück und kündigte kurzerhand die Wohnung.

Als wir den Vater im Spital besuchen wollten, trat uns der Arzt entgegen und erzählte, der Vater sei während und nach der Operation sehr aufgeregt gewesen. Wenn die Ärzte von seinem unangenehmen Erlebnis gewusst hätten, wäre die Operation verschoben worden. «Hoffen wir aber trotzdem das Beste! Sie dürfen jetzt zu Ihrem Vater, aber nur kurze Zeit und – ruhig, ganz ruhig.» Der Vater fühlte, dass etwas nicht stimmte und war niedergeschlagen.

Gedrückt gingen Mutter, Schwester und ich nach Hause, die Angst schnürte uns die Brust zusammen. Wie wird es werden? Der Bericht des Arztes war nicht ermutigend. Der Gedanke an eine Fehloperation quälte uns; wir mochten weder essen noch schlafen.

Endlich kam Bericht, dass der Vater geholt werden könne. Es war wieder ein sonniger Frühlingstag wie im vorigen Jahr. Aber – wie glücklich letzten Frühling, wie traurig dieses Jahr! Nach der letzten Operation fand der Vater den Weg allein nach Hause. Er war rührend in der Freude, uns wiederzusehen. Diesmal musste er im Spital abgeholt werden. Still schritt er neben der Mutter her, sein erneutes Unglück schien ihm so gross, dass er glaubte, nicht darüber hinwegzukommen; ein Auge war infolge der Aufregung verloren.

Wir versuchten den Vater aufzurichten, sprachen in freudigem Tone von dem grossen Glück, dass ihm doch ein Auge erhalten geblieben und dass er

somit seine Arbeit wieder verrichten könne. Er schüttelte den Kopf und meinte bitter: «Glaubt ihr denn, die Direktion stelle mich alten, invaliden Mann wieder ein? Es gibt jüngere Kräfte, die mehr leisten als ich mit meinem geschwächten Augenlicht!» Aber die Direktion stellte Vater wieder an seinen alten Platz. Nach dreissigjähriger Tätigkeit war ihm seine Arbeit so vertraut, dass er sie auch mit verminderter Sehkraft zur Not ausüben konnte. Wurden die Tage kürzer, brachte die Mutter den Vater zur Fabrik, damit ihm in der Dunkelheit nichts passiere, und meine jüngere Schwester holte ihn abends wieder ab. So hatten wir vorläufig unser ordentliches Auskommen, um so mehr, als auch meine Stellung sich inzwischen verbessert hatte.

Herr Henneberg, vom Seidenhaus Zürrier, eröffnete zu dieser Zeit ein eigenes Geschäft gleicher Art, nur viel grösser und lud mich ein, in seinen Betrieb überzutreten, was ich gerne tat. Das Geschäft ging sehr gut und ich hatte mit Bedienen der Käufer so viel zu tun, dass meine Schleifen, nach denen immer Nachfrage war, tagsüber liegen blieben. Dafür musste ich abends zu Hause länger arbeiten. Ich lehrte die Mutter einige kleinere Vorarbeiten, was die Zusammenstellung der Schleifen beschleunigte. So konnte ich jeden Morgen bedeutend mehr ins Geschäft bringen und erntete dafür Anerkennung.

Noch in anderem Sinne wurde mir die Stellung im Hennebergschen Geschäfte nutzbringend. Zum Ärger der Meinigen hatte ich von klein auf manchmal eine störrische Art. Es wurde mir immer schwer, fremden Leuten zu danken oder mich zu entschuldigen. Ich litt darunter, aber ich brachte die Worte einfach nicht heraus, auch dann nicht, wenn ich wegen dieser Verstocktheit geschlagen wurde. Folgendes Vorkommnis heilte meinen Eigensinn: Herr Henneberg wünschte eine bestimmte Sorte Schleifen. Ich raffte probeweise den Stoff, um ihm zu zeigen, wie unschön sie aussehen würden. Er glaubte mir nicht und erwiderte: «Führen Sie die Arbeit aus, wie ich sie wünsche!» «Gut», dachte ich trotzig und gekränkt, «dann soll er sie so haben!» Die Schleifen waren wirklich nicht schön, ganz wie ich vorausgesehen hatte. Da sprach Herr Henneberg: «Ich bedaure, Verena, Ihnen vergebliche Mühe gemacht zu haben.» Das sagte der feine Herr mit einer Selbstverständlichkeit seiner jüngsten Angestellten wie einer Dame! Fürderhin ging mir das Danken und Entschuldigen leichter von den Lippen.

An Weihnachten lagen diesmal meinem Gehaltsäckli sogar drei Zwanzigfranken-Goldstücke als Geschenk bei. Wie glücklich war ich über den Reichtum und gar als der Vater sagte: «Diese sechzig Franken trägst du gleich nach Weihnachten auf die Sparkasse. Sie sollen den Grundstock bilden, auf dem du hoffentlich bald aufbauen kannst.» Schnell nahm ich das Geldtäschchen, schwenkte es in der Höhe hin und her und rief: «Jetzt bin ich Kapitalist, juchhe ...!» Ich war glücklich über mein

Weihnachtsgeschenk; aber die unbändige Freude wie mit dem ersten Goldstück des vorigen Jahres war es nicht mehr.

Am Neujahrstag lieh mir eine Freundin ihre Schlittschuhe, damit ich auf die Eisbahn gehen könne. Ich hüpfte nach Hause, schlug die Schlittschuhe gegeneinander, dass sie klirrten, und rief: «Seht, was ich habe! Ich darf auf Emmys Schlittschuhen fahren lernen; ist das nicht fein?» Meine älteste Schwester, die gerade daheim war, den Eltern ein gutes Neujahr zu wünschen, sagte ärgerlich: «Es wundert mich, dass du dich nicht schämst, das macht doch kein anständiges Mädchen!» Erst war ich starr vor Staunen. Als ich wieder Worte fand, zählte ich alle Mädchen meines Alters auf, die schon längst Schlittschuh liefen, und um Eindruck zu machen, nannte ich in erster Linie die Namen der reichen Mädchen. Meine Schwester schlug die Hände zusammen und meinte: «Nein! Das geht doch übers Bohnenlied! Du willst dich mit diesen reichen Mädchen vergleichen?» Länger hörte ich nicht zu, warf die Schlittschuhe in eine Ecke, schloss mich in das Schlafzimmer ein und weinte. Das war mein Jahresanfang und das Ende einer grossen, grossen Freude, die mir den Alltag in der Erinnerung noch lange vergoldet hätte.

Und er war streng, dieser Alltag! Unser Geschäft blieb abends bis acht Uhr offen, sehr oft auch länger. Wurde dann endlich geschlossen, wanderte ich müde und abgehetzt nach Hause, wo das Abendbrot auf mich Hungrige wartete. Jeden Abend gab es eine Wurst, Brot und ein Glas Bier; das war das Köstlichste für mich. Mir war es täglich aufs neue ein Hochgenuss, recht gemütlich hinter meinem Abendbrot zu sitzen. Wie verstand ich es, diesen Genuss auszudehnen, indem ich kunstvolle Wursträdlein wie Papier so dünn herunterschnitt, mein Brot in kleinen Bröcklein, mein Bier in winzigen Schlücklein zum Munde führte!

«Es ist ein Glück», sagte der Vater einst, «dass du im Schaffen nicht so langsam bist wie im Essen, sonst wäre es schlimm um dich bestellt.» «Bitte, Vater, lass mir doch das Ruhestündchen und das herrliche Geniessen meiner Wurst; ich freue mich den ganzen Tag darauf! Am Morgen habe ich kaum Zeit, die Kaffeebrocken hinunterzuwürgen, am Mittag heisst es, den langen Weg nach Hause eilen, schnell essen und wieder ins Geschäft rennen. Einzig am Abend kann ich in aller Ruhe mein Abendbrot verzehren.»

Herr Henneberg war ein vorzüglicher Geschäftsmann und hielt strenge darauf, dass alle Käufer mit äusserster Zuvorkommenheit behandelt wurden und keiner unbedient blieb. Er zeigte uns, wie jede Verkäuferin sich mehreren Kunden gleichzeitig widmen könne, nur hiess es, die Augen offen halten. Dadurch wurde der Blick auch für scheinbare Kleinigkeiten geschärft, was mir im späteren Leben wohl zu statten kam.

Täglich hörte ich meine Kolleginnen mit den Käufern Französisch und Englisch sprechen. Wie sehnte ich mich, das auch zu können, passte auf jedes Wort auf und versuchte es nachzusprechen, natürlich ganz leise und

heimlich, damit niemand etwas merke; man hätte mich sonst ausgelacht. Ich wollte aber doch wenigstens Französisch lernen, obwohl ich die englischen Worte leichter nachsprechen konnte und auch besser behielt; aber der französische Verkehr war grösser.

Eine welsche Professorientochter erklärte sich bereit, mir französischen Unterricht, die Stunde zu fünfzig Rappen, zu erteilen. Wie leicht und freudig stieg ich jede Woche zweimal die fünf Treppen zu ihrem Dachstübchen hinauf. Es war so klein, dass mehr als eine Schülerin neben ihr nicht Platz fand. Vermutlich war die Zahl ihrer Schüler recht gering; darum kam sie mir sehr entgegen. Oft kam ich eine halbe oder ganze Stunde später, war müde und hungrig und brachte deshalb nicht immer die nötige Aufmerksamkeit mit; dennoch war sie immer gleich freundlich und geduldig. Erschien ich rechtzeitig und frisch, dehnte sie den Unterricht oft aus. Trotzdem ging es für meinen Eifer viel zu langsam. Leider hatte ich keine Zeit für schriftliche Aufgaben, die mich tüchtig gefördert hätten. Ich durfte nur studieren, wenn meine Eltern im Bett waren; dann nahm ich mein Lehrbuch vor und lernte laut die Verben und Wörter auswendig, während ich meine Schleifen büschelte.

Als ich eines Abends in den Unterricht wollte, war das Zimmer geschlossen und eine Nachbarin erzählte, dass das arme Fräulein in die Irrenanstalt Burghölzli verbracht worden sei. Ich weinte auf dem Heimweg vor Bedauern, bin aber nicht mehr sicher, galt das Mitleid allein dem Fräulein oder auch mir; denn mit meinen Französischstunden war es aus. Sie kosteten anderswo einen Franken und mussten pünktlich eingehalten werden, was ich leider nicht ermöglichen konnte. Wie hatte ich mich darauf gefreut, meine Kolleginnen mit meiner Sprachkenntnis zu überraschen. Oft überkam mich ein tiefes Weh, dass es mir, die so Freude an Sprachen, überhaupt an Weiterbildung hatte, versagt war, zu lernen und mein Wissen zu vertiefen.

Herr Henneberg überraschte uns einst mit einem feinen Vorschlag: Es sollte der Abenddienst so eingeteilt werden, dass jede der Ladentöchter wöchentlich zweimal um sieben Uhr heimgehen konnte. Samstag abends kamen immer viele Käufer und es wurde meistens sehr spät, bis der letzte das Geschäft verliess, und just am Samstag war die Reihe an mir, früher heimzugehen. Gelang es mir nicht, Schlag sieben Uhr zu entwischen, war's vorbei mit meinem schönen Feierabend. Zwar bemerkte eines Samstagabends meine Vorgesetzte etwas vorwurfsvoll: «Verena, Sie machen es ja genau wie die Maurer! Ist der Mörtel schon auf der Kelle, und es schlägt zwölf Uhr, so schmeissen sie ihn eher in den Kübel statt an die Mauer!» «Das ist etwas anderes, Fräulein Emma», erwiderte ich. «Beim Maurer handelt es sich nur um eine Handbewegung, bei mir aber darum, auf den ersehnten frühern Feierabend verzichten zu müssen.» Das Fräulein lächelte, teils weil sie mir nachfühlte, teils wohl auch über den Eifer, mit dem ich mich für mein gutes Recht wehrte. So oft ich später den Vorwurf

hörte, dass die Frauen ihre Haushaltsbedürfnisse immer erst am Samstagabend einkauften, musste ich lächeln, lächeln trotz des berechtigten Vorwurfes; denn ich dachte an die Wochenschlussabende im Geschäfte Hennebergs, an denen die Herren oft bis halb zehn Uhr ihre Krawättli einkaufen kamen.

Wäre es nicht gerade am Samstag gewesen, hätte ich mich wohl kaum so ereifert. Doch damit hatte es eine besondere Bewandtnis. Wenn ich um sieben Uhr das Geschäft verliess, läuteten just alle Glocken die Arbeitswoche aus. Vom Fraumünster- und Petersturm her klang ihr Feierabend – Sonntagsruhe! Oh, ich hätte laut mitjubeln mögen! Feierabend – Sonntagsruhe! Da wo man vom Münsterhof in die Storchengasse einbiegt und die St. Petersglocken so laut ertönen, dass der Boden unter den Füßen zittert, erfasste mich zuweilen ein wonniges Glücksgefühl. Langsam ging ich dann durch die Storchengasse, um das Wohlgefühl ganz auszukosten nach dem vollgerüttelten Mass Wochenarbeit. Und dann der Gedanke an den Sonntag! Herrlich – schlafen zu dürfen, solange ich mochte. Es ertönte kein: «Vreneli, es ist Zeit!», bald darauf schon dringender «Vreneli, es ist höchste Zeit!» Wohl gab ich Bescheid, doch zwischenhinein träumte ich, dass die Arbeit fertig sein müsse, träumte und arbeitete mich in eine solche Hast hinein, dass ich beim letzten Weckruf durch Schütteln endlich erwachte, zur Wirklichkeit erwachte, in Schweiß gebadet – Tag für Tag, Jahr für Jahr.

Der Sonntagnachmittag gehörte mir. Da besuchten wir Freundinnen uns gegenseitig oder spazierten zusammen. An einen Palmsonntag erinnere ich mich lebhaft. Ich wanderte mit meiner Freundin Mina gegen Witikon. Wir verliefen uns und erreichten gegen Abend müde und hungrig die Waldwirtschaft zu Adlisberg. Es sassen nur noch wenige Gäste dort. Nachdem wir unsere gemeinsame Barschaft gezählt hatten, setzten wir uns an einen Tisch und bestellten einen halben Liter Most und zwei Stücke Bauernbrot. Zaghafte fragte ich, was der Käse koste, und – es reichte zu zwei Portionen. Wir schmausten mit Wonne und fütterten in unserer Freude die Hühner, die zutraulich auf den Tisch hüpfen und aus unseren Tellern pickten. Bald war uns die Freundschaft zu viel, und wir verjagten die Frechlinge.

Es war das erste Mal, dass wir allein in einem Wirtshaus gewesen und selber bestellt hatten, und wir fühlten uns sehr. Auf dem Heimweg waren wir so übermütig, dass wir Hand in Hand durch den Wald hüpfen und wie die Vögel im Hanfsamen sangen. Es tat uns leid, dass wir nicht auch den Rest unserer Barschaft – die eine hatte noch zehn, die andere fünf Rappen – verjubeln konnten. Wir sagten uns sehr richtig, dass wir mit dem kläglichen Rest unseres monatlichen Taschengeldes doch nichts mehr anfangen konnten, und dabei war es erst Monatsanfang.

Eine Freundin, die im Töchterchor war, erzählte mir hie und da, wie hübsch es dort sei, das Singen und die Geselligkeit. «Das wäre nett für dich», meinten meine Eltern und ermunterten mich, dem Chor beizutreten. So kam ich in den Töchterchor Oberstrass und fühlte mich dort bald heimisch. Mein angeborener Frohsinn, durch schwere Verhältnisse lange zurückgedrängt, gewann wieder Oberhand, ja brannte manchmal mit mir durch, so dass der Dirigent mich öfters «Fräulein Übermut» nannte.

Im Februar erhielt ich unverhofft einen Brief mit Einladung zum Turnerball. Der erste Ball! Wer war der Einladende? Ich kannte ihn nicht, erinnerte mich nicht, ihn schon gesehen zu haben. «Ob er hübsch ist, ob gross», denn ich schwärmte für grosse Männer. Gar zu gern hätte ich gewusst, wie er aussah. Aber was nützte mir das alles? Obwohl ich im Töchterchor leidlich tanzen gelernt hatte, war es mir nicht möglich, den Ball zu besuchen – es fehlte mir das Ballkleid. Meine Eltern bedauerten es, sie hätten mir die Freude von Herzen gegönnt. Ich konnte mich nicht entschliessen, gleich am nächsten Tage abzuschreiben; ein kleiner Funken Hoffnung lag doch in meiner Brust; wer weiss, vielleicht fand sich noch ein Ausweg. Am folgenden Tage besuchte mich meine Freundin und hörte von meinem Kummer. Da erklärte sie einfach: «Du gehst an den Ball! Ich leihe dir mein Ballkleid.» Der Vater stimmte zu meiner grossen Verwunderung zu. Meine Schwester frischte das weisse Kleid auf, dass es wie neu aussah, und ich verzierte es mit hübschen Seidenschleifen und war selig in dem geborgten, einfachen Kleide. Am Ballabend klopfte mein Herz zum Zerspringen. Ich war längst gerüstet und wartete voller Neugierde und Zappeligkeit auf meinen Ballherrn. Er hatte den Vater besucht, um seine Erlaubnis zum Ball einzuholen. Nun schmeichelte ich dem Vater, um zu vernehmen, wie er aussehe; es nützte nichts, er neckte mich nur. Endlich läutete es; ich hielt die Hand aufs Herz und – er gefiel mir gut.

Im folgenden Winter bekam ich wieder eine Einladung an einen Turnerball. Im Töchterchor fragte ich: «Kennt ihr einen Alfred Meyer? Er hat mich zum Ball eingeladen.» Da lachten die Mädchen laut: «Du hast es aber fein getroffen! Du brauchst kein Licht in der Kutsche; Alfred zündet dir mehr als genug!» «Hat er denn rote Haare?», fragte ich schnell. «Ja, ja, feuerzündrote», gaben sie zurück. Ihre Neckereien quälten mich. Kaum war ich eingeschlafen, strich mir im Traum ein feuerroter Wuschelkopf mit seinen Haaren übers Gesicht, so dass ich voller Schrecken auffuhr. Das wiederholte sich und am Morgen war mir recht elend zumute. Beim Abendessen erzählte ich meinen Traum. Da meinte der Vater: «Es ist besser, du schreibst dem Herrn ab, wenn dir schon beim Gedanken an seine Haare übel wird.» Bald darauf lernte ich den Versmähten kennen und fand in ihm einen netten, angenehmen Menschen und seine rötlichen Haare gar nicht hässlich. Zu spät merkte ich, dass mich die Töchterhörerinnen geuzt hatten.

Oft malte ich mir in Gedanken aus, wie schön es sein müsste, einmal in den Armen eines geliebten Menschen durch den Saal zu schweben. Da sich mein Traum nicht verwirklichte, wies ich alle weiteren Einladungen ab; bald hiess es, ich sei hochmütig, was mir den Übernamen «'s stolz Knechtli» eintrug.

Warum mir die Ablehnung als Hochmut und Stolz ausgelegt wurde, erfuhr ich eines Sonntags bei einem Spaziergang mit meinen Schwestern. Ich ging voraus, ihren Kinderwagen stossend. Ein Mädchen aus dem Töchterchor gesellte sich zu mir und wir sprachen über den bevorstehenden Vereinsausflug. Da sagte sie unvermittelt: «Emil Widmer hat mich kürzlich gefragt, worauf du eigentlich stolz seiest. Du habest ja nichts.» Das also war die Auffassung! Hätte ich Vermögen gehabt, wäre mir die Ablehnung einer Einladung gestattet gewesen. Als armes Mädchen aber durfte ich mir nicht erlauben, einen so eingebildeten und zudringlichen Burschen, wie Widmer, abzuweisen. In gekränktem Stolz warf ich den Kopf zurück. Das sahen meine Schwestern und äusserten sich wieder einmal ärgerlich über meine Art. Das also war des Rätsels Lösung: weil ich mich hie und da über die Grenzen erhob, die nach der Ansicht meiner Schwestern der Armut gezogen waren, oder weil ich Anmassungen zurückwies, trug ich in ihren Augen den Kopf zu hoch.

Seit einiger Zeit wohnten wir weit draussen an der Nordstrasse; ich hatte ins Geschäft reichlich eine halbe Stunde zu gehen. Der lange Weg machte sich besonders über die Mittagszeit unangenehm bemerkbar. Unsere Mittagspause dauerte nur anderthalb Stunden, und da über Mittag das Geschäft offen blieb, mussten die Angestellten zwischen elf und zwei Uhr einander ablösen. Niemand wollte zuerst zum Mittagessen. Da musste ich, als die jüngste, mit dem weitesten Weg, um elf Uhr heim. Auch meiner Mutter kam die frühe Essenszeit recht ungelegen, da Vater und Schwester erst eine Stunde später nach Hause kamen. Mir blieben im günstigsten Falle zwanzig Minuten Zeit zum Essen, und kam ich nur wenige Minuten zu spät ins Geschäft, traf ich Herrn Henneberg schon mit der Uhr in der Hand, da ich ihn ablösen musste.

Diese Hasterei verursachte mir während des Sommers häufig Nasenbluten. Eine Bekannte rief zum Schröpfen; sie meinte, ich hätte zu viel Blut. Meine Mutter schickte mich vorerst zu unserm Arzt. Der platzte in seiner kurzen Art heraus: «Was, Sie und zu viel Blut! Solch ein Blödsinn! Zu wenig Blut haben Sie. Das einzig Richtige wäre, Sie den Sommer über auf eine Alp zu schicken, wo Sie frische Luft, Milch und Ruhe hätten!» Als ich ihm entgegen wollte, fuchtelte er mit den Händen in der Luft herum und fiel mir ins Wort: «Weiss schon, weiss schon, dass es nicht geht. Trinken Sie wenigstens täglich zwei Glas frische Kuhmilch und ein Likörgläschen Chinawein mit Eisen! Es ist höchste Zeit, dass Sie für Ihre Kräftigung sorgen.»

Täglich erhielt ich nun frische Milch, Chinawein, und die Mutter gab mir mittags ein Stück gebratenes Fleisch mit. Aber daran dachte niemand, dass ein blutarmes Mädchen vor allem genügend schlafen sollte. Seit meinem vierzehnten Jahr gab es selten einen Abend, an dem ich nicht bis zwölf Uhr und noch länger arbeitete und dann vor Übermüdung den Schlaf erst recht nicht finden konnte.

Ein grosses Fest, eine Jubiläumsfeier der Sänger und Turner, sollte stattfinden, wozu auch ich Programme erhielt. Ich bat den Vater, das Fest mit mir zu besuchen. Davon wollte er aber nichts wissen; er führe seine Tochter nicht auf den Markt. Wenn ich nicht eingeladen werde, solle ich daheim bleiben. Ich konnte dem Vater lange erklären, dass es ein Familienfest sei und nicht einzeln eingeladen werde, es nützte alles nichts. Wie rückständig waren doch meine Lieben in solchen Dingen! Da gab es kein Stipendium, kein Schlittschuhlaufen, kein Begleiten auf ein Fest; alles fassten sie auf, wie es fünfzig Jahre früher Brauch gewesen.

Dass ich so zurückgezogen lebte und alle Einladungen ablehnte, war nicht Hochmut. Aber – ich liebte – liebte schon lange! Wir hatten beide auf der gleichen Schulbank gesessen, der neueingetretene, hochaufgeschossene Junge mit seinen lachenden Braunaugen und seinem Lockenkopf. Schon am ersten Morgen unserer Bekanntschaft lächelten wir zwei uns zu und so blieb es. Eines Tages fragte die Mutter: «Was ist auch mit dem Maurerbub drüben? Die Frauen hier herum (sie sassen immer vor den Häusern, zupften Rosshaar und sahen dabei alles!) sagen, der Bub gucke immer an unsere Fenster hinauf; das gelte natürlich dir.» «Natürlich gilt das mir, sicher nicht den alten Frauen!», erwiderte ich. Des Maurerbubs Vater baute das Haus nebenan, und der Junge sollte das Bauhandwerk von Grund auf erlernen. Nun stellte ich mich so oft als möglich ans Fenster, damit er nicht umsonst hinaufgucke.

Jede Woche holte mich Carl, so hiess er, einige Male vom Geschäft ab. Oft musste er wohl eine Stunde und länger warten; aber er hielt getreulich Wacht, bis ich kam. Wie freuten wir uns auf den Heimweg, und was hatten wir uns nicht alles zu erzählen! Er begleitete mich immer nur zur Hälfte, höchstens zwei Drittel des Weges, nie bis heim; dann wurde Abschied genommen mit einem lieben Blick und einem warmen Händedruck. So ging es Jahre.

Wurde ich eingeladen, bat mich Carl eindringlich, anzunehmen, da er noch nicht in der Lage sei, mir etwas zu bieten. Er bildete sich im Baufach aus und war daher von seinen Eltern abhängig; wir konnten deshalb noch längere Zeit nicht daran denken, dass sich unser Verhältnis ändern werde.

Wenn Samstags die Wagen mit Ballpärchen durch die Strassen fuhren und ich die Wolken von weissem Mull durch die Fenster leuchten sah, packte mich eine fieberhafte Erregung. Dann schwärmte ich Carl vor, wie herrlich es sein müsste, wie glücklich ich wäre, nur einmal in seinen Armen durch den Saal walzern zu können. Seine sonnigen Augen leuchteten, und er

vertröstete mich: «Habe nur noch eine Weile Geduld, es kommt schon. Ich hoffe und freue mich sicherlich nicht weniger darauf als du.»

Nach einiger Zeit zeigte sich Carl seltener, und ich glaubte ihn mehr beschäftigt. Da fragte mich unerwartet einer seiner Freunde: «Ist denn nichts mehr zwischen euch zwei, dass Carl mit einem andern Fräulein den Männerchorball in der Tonhalle besuchte?» Ich nahm meine ganze Kraft zusammen, um meine Bestürzung nicht zu verraten und sagte: «Ja, schon länger nichts mehr; wussten Sie das nicht? Wen hatte er als Balljungfer?» Der Freund nannte den Namen einer Wirtstochter und bemerkte dazu: «Es ist ein hübsches Mädchen!» Todwund über das Unfassbare verschloss ich das Leid in mir. Aber der Stachel war tief in mein Herz gedrungen, und noch lange, lange Zeit fühlte ich seine Spitze. Hochmütig war ich nun wirklich geworden, der Verrat an der Liebe hatte mich verbittert und ich fühlte mich damals erhaben über eine Wirtstochter. Jede weitere Annäherung Carls wies ich stolz zurück. Ich liess es zu keiner Entschuldigung kommen; ich war zu sehr verletzt. In Wirklichkeit war es mehr das Gefühl innerer Schwäche, das mich so mit Stolz wappnete, dass ich sogar seine freundlichen Grüsse nicht mehr erwiderte. Später schämte ich mich meines kindischen Benehmens, obwohl ich es nicht eingestanden hätte.

Das war das Ende meiner ersten Liebe! Und doch hätte ich sie nicht missen mögen; denn sie hatte mir schöne, glückliche Stunden gebracht. So oft ich junge Menschenkinder in ihrer schämigen Verliebtheit sehe, wünsche ich ihnen in Gedanken von Herzen Glück. Vor wie manchem Hässlichen, vor wie schwerem Leid bewahrt ein zartes Liebesband junge Leute. Noch jetzt als alte Frau kann ich in Erinnerung an die Reinheit und Seligkeit erster Liebe nicht anders, als mich mit aller Wärme und Beredsamkeit wehren, wenn ich spöttisch oder abschätzig über zwei junge Menschenkinder reden höre.

Eines Tages wurde mein armer Vater aus der Fabrik heimgebracht; der dritte und schwerste Schlaganfall hatte ihn betroffen. Der Arzt zeigte wenig Hoffnung auf Genesung; er bereitete uns im Gegenteil auf eine lange, schwere Leidenszeit vor. Kleinere Schlaganfälle folgten nach. Bei dem einen stand ich zu Tode erschrocken dabei, als mein kräftiger Vater wie eine gefällte Eiche vor meine Füsse fiel.

Von da an näherte ich mich immer mit Herzklopfen unserem Hause. Teilnehmend wurde oft von seinen Arbeiterinnen nach Vaters Ergehen gefragt. Einst klopfte es kräftig an die Tür. Sechs Arbeiterinnen trafen ein, stellten ein Sofa in die Stube, schüttelten dem Vater die Hand und sagten: «Da, Meister, bringen wir Euch ein Ruhebett! Wir alle haben dafür zusammengelegt, damit Ihr es etwas bequemer habt!» Die Mutter erzählte uns nachher beim Abendessen: «Ihr hättet den Vater sehen sollen! Aufregung und Freude waren so gross, dass ich einen neuen Schlaganfall

befürchtete. Auch die guten Frauen waren ergriffen und verabschiedeten sich bald.» Wir standen um das Sofa und besichtigten es mit grosser Ehrfurcht von allen Seiten. Es war nicht neu, aber gut erhalten. Noch heute gedenke ich dankbaren Herzens jener Arbeiterinnen, die ihr Scherflein beigetragen haben, um unserem Vater eine Freude zu bereiten.

Der arme Vater! In seinen Gedanken beschäftigte er sich viel mit uns und unsrer Zukunft. Einmal fragte er unversehens: «Hast du dein Ersparnes noch? Wenn du einmal heiratest, wirst du froh sein.» Ich bejahte und dachte: «Eine fromme Lüge ist besser als eine verhängnisvolle Wahrheit.» Denn der Vater hätte nicht begriffen, dass wir zur Ergänzung des Mietzinses Geld benötigten und ich von der Sparkasse holen musste. Er hätte sich darüber aufgeregt, und nach Aussage des Arztes konnte jede Aufregung den Tod herbeiführen. Mein Kassabüchlein, das erste und einzige in unserer Familie, war dem Vater ein Heiligtum, an dem nicht gerührt werden durfte.

Unser Familienleben war bei all der bitteren Not, die oft bei uns einkehrte, ein friedliches. Nie hörten wir ein ungerades Wort zwischen unsern Eltern, und wenn meine jüngere Schwester und ich einander zankten, gebot die Mutter Frieden und mahnte: «Wartet nur Kinder, wenn das Schicksal das eine dahin, das andere dorthin verschlagen hat, da wäret ihr froh, wenn ihr einander sehen könntet.»

Ich erinnere mich nur eines einzigen Streites mit meiner Schwester Luise. Wichtiges kann es nicht gewesen sein; denn ich erinnere mich der Ursachen nicht mehr, wohl aber daran, wie wir uns wieder versöhnten. Jedes nannte eine Kommodenschublade sein eigen, in der es seine Habseligkeiten und seine Heiligtümer aufbewahrte. Ich räumte eben meine Schublade aus, um alles wieder schön geordnet hineinzulegen. Da kam Luise herbei; noch tropften ihr die Tränen über unsern Zwist die Backen hinunter und sie meinte zaghaft: «Was für schöne Sachen hast du!» Sie zeigte auf einige bunte Schachteln und Schächtelchen. Ich sah sie kaum, wohl aber die sauber gehäkelten Leintuchspitzen und die kunstvoll gearbeiteten Teppichli, die meine Schwester für mich angefertigt hatte, während sie mir bei der abendlichen Berufsarbeit Gesellschaft leistete. Und ich konnte mit dem guten Kinde streiten? Wie herzlich leid tat mir das! Schnell schenkte ich ihr die Schachtel, die ihr am besten gefiel. Ihre Freude an dem kleinen Geschenk war rührend; aller Streit war vergessen und überglücklich lachte sie mich unter Tränen an.

Unser Vater beschäftigte sich damals viel mit der Erwerbung des Bürgerrechts von Unterstrass; dieses zu besitzen, war seit Jahren sein Traum. Neun Jahre wohnten wir bereits in der Gemeinde; ein einziges Jahr fehlte noch zur unentgeltlichen Einbürgerung. Der Vater hatte einst in seiner Heimatgemeinde im Kanton Aargau einen Prozess über Familienwaldungen verspielt; seither war er verbittert. Er schwelgte in dem Gedanken, schon nach einem Jahre nach Mellikon schreiben zu können:

«Ich danke, meine Herren, für das bisherige Bürgerrecht, verzichte aber für alle Zukunft darauf. Ich bin jetzt Bürger von Unterstrass.» Schon die Aussicht auf diesen bescheidenen Triumph stimmte ihn so freudig, dass er seine Leiden darüber vergass. Oft ging er in der Stube auf und ab, klopfte dabei der Mutter auf die Schulter und sagte gemütlich: «Alte, lass den Mut nicht sinken!» Welcher Tapferkeit es für die Mutter dazu bedurfte, davon hatte der gute Vater keine Ahnung. Wussten wir doch durch den Arzt, dass auf seine Wiederherstellung nicht mehr zu hoffen war. Wir hatten lange überlegt und dann beschlossen, gemeinsam mit Schwester Albertine und ihrem Mann eine grössere Wohnung im Innern der Stadt zu mieten. Das befürwortete der Arzt besonders meinetwegen, da er den weiten Weg während der kurzen Mittagspause für meine zarte Gesundheit zu anstrengend fand. Aber wie das dem Vater beibringen, der so sehr an Unterstrass oder vielmehr an dem dortigen Bürgerrecht hing? Unterbrach man den Aufenthalt in der Gemeinde, wurde das Bürgerrecht hinfällig. Bereits hatte meine Schwester eine schöne, geräumige Wohnung gefunden; aber von Tag zu Tag verschoben wir die Mitteilung an den Vater, und es war gut! Denn so wurde ihm das sehnlich begehrte Bürgerrecht doch noch zu teil, wenn auch in anderer Art als er gehofft hatte. Als die Wiesen grünten und die Knospen sprangen, wurde unser Vater, erst neunundfünfzig Jahre alt, in die Erde des Friedhofs Unterstrass zur ewigen Ruhe gebettet. Unser Zusammenleben mit Schwester, Schwager und ihren Buben war friedlich und schön. Meine Schwester, die noch vor wenigen Jahren mein Tun nach den Verhältnissen ihrer Jugendzeit bemessen und oft getadelt hatte, zeigte nunmehr Verständnis für die Jugend und war nachsichtiger. Mit der Zeit stellten sich verschiedene Freier ein; aber bei keinem schlug mein Herz schneller. Meine Angehörigen glaubten, mich belehren zu müssen, dass reiche Herren ein einfaches, armes Mädchen nicht heiraten. Als ob ich das nicht selbst gewusst hätte! Ich konnte die Meinen nicht verstehen; denn mit meinen zwanzig Jahren durfte ich doch noch auf den Rechten hoffen, auf einen, den ich von ganzem Herzen lieb haben könnte. «Willst du mich denn los sein», fragte ich einst die Mutter. Da erwiderte sie: «Was schwatzest du für dummes Zeug? Ich bin herzlich froh, wenn du noch lange bei mir bleibst; nur wäre es mir leid, wenn du dein Glück verscherztest.» «Habe keine Angst, Mutter, solange mein Herz unberührt bleibt, ist das Glück noch nicht gekommen.»

Kurz vor Weihnachten waren wir durch einen Brief wieder auf das Thema zurückgekommen. Da setzte sich mein Schwager Strässle zu mir und sagte in aller Gemütlichkeit: «Jetzt aber erzähle mir einmal, Schwägerin, wie soll der Mann aussehen, der vor deinen Augen Gnade finden wird? Weisst, vielleicht kann ich dir helfen.» Lachend fing ich an aufzuzählen: «Erstens muss er gross sein; zweitens dunkle Haare und dunkle, blitzende Augen haben; drittens muss er ein Charakter sein, überhaupt etwas Besonderes, und viertens und fünftens muss ich ihn und er mich furchtbar lieb haben.»

«So-o-o», ertönte es von seinen Lippen, «da kann ich dir nur raten, lasse ihn an die Wand malen, damit du ihn wenigstens einmal siehst.»

Am Neujahrstag nahmen mein Schwager und wir Schwestern an einer Unterhaltung der Spenglergewerkschaft teil. Die Berufskameraden meines Schwagers waren mir alle mehr oder weniger bekannt. Einer aber war an jenem Abend dabei, der mir durch seine Fremdartigkeit auffiel. Er war anfangs Dreissig und überragte die andern bedeutend, sah stattlich aus und hatte mit seinen schwarzen Haaren, seinem Spitzbärtchen und den dunkeln Augen etwas Südländisches. Er sah gar nicht wie ein Arbeiter aus.

«Wer ist der Herr dort?», wollte ich von meinem Schwager wissen. «Aha», lachte er, «ich merke schon, da spinnt sich etwas an! Auch er hat nach dir gefragt und wollte nicht glauben, dass ich eine so herzige Schwägerin habe.» «Ach, schwatz doch kein Blech!», fiel ich ihm ins Wort, «es kann mir übrigens gleich sein, wer er ist.» Darauf bemerkte er spitzbübisch: «Dann behalte ich es für mich, dass dieser interessante Mann Conrad Konzett von Chur Redaktor der <Arbeiterstimme> ist.»

Natürlich lachten alle am Tisch und weideten sich an meiner Verlegenheit. Mir flüsterte mein Schwager ins Ohr: «Du, ich glaube wahrhaftig, dein Idealist gefunden.» Das Blut stieg mir heiss in den Kopf und das Herz pochte so laut, dass ich befürchtete, die andern könnten es hören. Im Laufe des Abends hatte ich Gelegenheit, einige Worte mit Redaktor Konzett zu wechseln; er kam mir bei aller Freundlichkeit recht finster, fast unheimlich vor.

Inzwischen war das Geschäft Henneberg in einen grossen, schönen Neubau an der oberen Bahnhofstrasse verlegt worden. Es war fein eingerichtet, hatte die grössten und schönsten Verkaufsräume Zürichs und die erste elektrische Beleuchtung. Der Strom hiefür wurde im Hause selbst erzeugt. Damit die Riesenschaufenster klar blieben, lief ihrer untern Kante entlang eine Öffnung, die ständig Durchzug verursachte. Im ersten Winter waren die grossen, hohen Räume fast nicht zu erwärmen und wir froren den ganzen Tag. Ich erkrankte an einer heftigen Hals- und Gelenkentzündung. Herr Henneberg, der jedenfalls an meine Krankheit nicht glaubte, schrieb mir nach einigen Tagen: «Wenn Sie Ihre Stelle innert drei Tagen nicht einnehmen, sind Sie entlassen.» Der Arzt schimpfte über solchen Unverstand und meine Angehörigen waren ärgerlich und ängstlich zugleich; nur ich blieb ruhig. Ich war todmüde. Es war mir alles so gleichgültig; nur schlafen, schlafen wollte ich. Die Kündigung empfand ich als bitteres Unrecht. Fünf Jahre lang hatte ich fast jeden Abend nach Geschäftsschluss noch für das Geschäft gearbeitet, und im Laufe dieser Zeit nicht einen einzigen Ferien- oder Freitag erhalten. Und nun, da ich in dem kalten, zugigen Neubau krank wurde, warf mir Herr Henneberg den Sack vor die Türe. Hätte ich mich in meinen Schmerzen aufrichten und

aufsitzen können, meine Schwester hätte wieder Ursache gehabt, sich über den hochgetragenen Kopf zu ärgern.

Unsere erste Angestellte besuchte mich und bat: «Kommen Sie doch ins Geschäft. Sie brauchen nicht zu arbeiten; wenn Herr Henneberg nur sieht, dass Sie da sind. Er ist ärgerlich und will nicht an Ihre Krankheit glauben.» «Es geht nicht», erwiderte ich, eine andere Antwort konnte ich nicht geben, so aufrührerisch sah es in meinem Innern aus. Meine Mutter war sehr bekümmert und meinte, ich sollte es doch versuchen. Der Gedanke an eine Entlassung war ihr schrecklich. Ich vertröstete sie, dass ich ihr im schlimmsten Falle mein Ersparnes zur Verfügung stellen werde, während ich zu meiner Freundin nach England reisen und mir von dort aus eine Stelle suchen wolle. Das Gespräch ermüdete mich sehr, ich hatte nur einen Wunsch – ausruhen und schlafen – wochenlang! Endlich durfte ich aufstehen. Der Arzt befahl: «Jetzt aber hinaus an die Frühlingssonne, damit Sie wieder Farbe bekommen. Aber noch nicht ins Geschäft; erst sehen, wie es geht!» Die Frühlingstage waren herrlich, die Sonne köstlich, das Bummeln an Arbeitstagen wunderschön. Bei einem Spaziergang traf ich mit Redaktor Konzett zusammen. Er fragte mich voller Teilnahme nach meinem Befinden und begleitete mich. Merkwürdig! Er kam mir nicht mehr so finster vor wie am Neujahr; er war herzlich und liebenswürdig.

Als ich mich einigermaßen erholt hatte, ging ich ins Geschäft. Ich zog den Mantel nicht aus; denn ich wollte zuerst wissen, woran ich war. Als ich zu Herrn Henneberg ins Bureau kam, sagte ich sogleich: «Ihren Brief mit der angedrohten Entlassung habe ich erhalten; es war mir trotzdem nicht möglich, Ihrem Wunsche Folge zu leisten. Fräulein Emma wird Ihnen berichtet haben, wie es mit mir stand; auch unser Arzt hat Ihnen darüber geschrieben.» Daraufhin machte Herr Henneberg eine geringschätzig Handbewegung. Doch mochte ihn mein noch leidendes Aussehen von der überstandenen Krankheit überzeugen. Er wurde freundlicher: «Geht es jetzt wieder besser? Glauben Sie, dass Sie wieder arbeiten können? Probieren Sie es!» Ich nahm mich sehr zusammen, und es ging zur Not.

Verlobung

Bald darauf lud mich Conrad Konzett, der inzwischen im gleichen Hause, in dem wir wohnten, Mieter geworden, zum Besuche der schweizerischen Landesausstellung in Zürich ein. Nachdem ich unter seiner kundigen Führung viel Schönes gesehen hatte, spazierten wir im Schatten der riesigen Kastanienbäume im Platzspitz. Da fragte er mich ganz unversehens: «Wollen Sie meine Frau werden?» Ich war starr von Überraschung – sprechen konnte ich nicht. Er sah es und seine Verlegenheit war nicht geringer als die meinige. Er entschuldigte sein Ungestüm: «Ich begreife schon, dass Sie mir keine Antwort geben können. Sie kennen mich ja noch gar nicht, und bei einem so entscheidenden Schritt

sollten Sie etwas mehr von mir wissen als nur, dass ich Redakteur der «Arbeiterstimme» und Sozialistenführer bin. Bei den meisten Menschen ist das eine schlechte Empfehlung. Sie wissen aber von Ihren beiden Schwägern, dass wir Sozialisten nicht die bösen Menschen sind, als die man uns gewöhnlich schildert, und ich hoffe auch bei Ihnen einiges Verständnis zu finden. Ich kenne Sie schon besser; seit ich Sie das erste Mal gesehen habe, waren Sie mein einziger Gedanke.»

Dann erzählte er mir von seiner geschiedenen Frau: «Sie hat mich vor zwei Jahren verlassen, weil sie sich in der kleinen Stadt Chur, wo ich bis letztes Jahr gewohnt habe und wo sich meine Buchdruckerei noch befindet, gedemütigt fühlte. In Amerika, wo sie aufgewachsen ist und mit mir fünf Jahre verlebte, war sie als die Frau eines Sozialistenführers recht angesehen, während sie in meinem Heimatstädtchen nichts galt und manche hämische Bemerkung zu hören bekam. Wir sind am 23. März geschieden worden, und jetzt kehrt sie nach Amerika zurück. Ich habe zwei Buben im Alter von acht und zehn Jahren, an denen ich mit inniger Liebe hänge und die mir geholfen, das Schwere der Trennung zu überwinden. Es sind gutgeartete Bürschchen und leicht zu lenken. Wenn Sie erlauben, werde ich Ihnen sämtliche Briefe meiner Frau, die ich in den zwei Trennungsjahren erhielt, zum Lesen geben. Ich glaube, dass Sie sich so am besten ein Urteil über mich bilden können.»

Als ich heimkam, hämmerte mein Kopf zum Zerspringen. Ein geschiedener Mann und zwei Buben! Der Gedanke machte mir das Herz unsäglich schwer. Dann aber sah ich seine lieben, guten Augen vor mir, die er angstvoll auf mich richtete, als ich erklärte, noch lange nicht ans Heiraten zu denken. Warm und wohl wurde mir aber doch ums Herz und ich hatte das Gefühl: in den starken Armen dieses Mannes musste man geborgen sein.

An drei Abenden las ich die Frauenbriefe der zwei Trennungsjahre durch und wieder durch. Ihr Inhalt empörte und erschütterte mich. Der Frau waren die Verhältnisse in Chur zu kleinbürgerlich, der Ertrag des noch ziemlich neuen Geschäftes zu gering und als Gattin eines Sozialistenführers, der von allen Seiten befehdet wurde, fand sie sich nicht genug geehrt. Sie fühlte sich deshalb unglücklich und wünschte wieder nach Amerika zurückzukehren, wo alles grosszügiger war. Aus einigen Briefen ergab sich, dass Conzett versucht hatte, sie umzustimmen; denn es hiess darin: «Du bist wirklich ein armer Mensch, dass du dich nicht in die veränderte Lage zu schicken vermagst, ich aber kann nicht anders handeln, ich kann nicht mehr zurückkehren.» Was aus den beiden Buben werden sollte, davon sagte sie nichts. Ihre Selbstsucht war mir unverständlich, und Conzett und seine Buben dauerten mich.

Als Conzett mich nach einigen Tagen fragte, ob ich die Briefe gelesen und was er zu hoffen habe, erwiderte ich: «Käme es nur auf uns allein an, würde ich mich nicht besinnen; aber Ihre Buben, die Mutterliebe brauchen,

muss ich erst kennenlernen; bei ihnen liegt die Entscheidung. Gewinne ich ihre Liebe und ihr Vertrauen, will ich Ihre Frau werden und Ihre Buben sollen eine treubesorgte Mutter an mir haben.»

Nach einigen Wochen kam Conzett's Vater mit seinen Enkeln aus Chur hergereist. Es waren urwüchsige Bürschchen und sie gefielen mir gut. Sie mochten zugehört haben, als ihr Vater dem Nani, wie sie den Grossvater nannten, den Zweck seiner Reise und seine Hoffnungen mitteilte. Es war reizend zu sehen, wie sie sich Mühe gaben, recht artig zu sein und mir zu gefallen. Der Grossvater reiste am folgenden Abend wieder heim; die Buben jedoch blieben einstweilen bei uns. Nach einigen Tagen umfasste Adolf, der ältere der beiden, meinen Hals und sagte: «Du Fräulein, los, wänn de Vater di nüt hüratet, hürat i di!» «Das wolltest du wirklich?» «Ja, ganz sicher, denn i ha di grusam gära (lieb).»

Der 23. Juni wurde mein Verlobungstag. Zart, rührend zart schenkte mir der ernste, in reifem Mannesalter stehende Conzett mit dem heissen Herzen seine Liebe, und wie in seligem Traum befangen ging ich umher.

Meine Mutter, die in ihrem Leben viel Leid und Kummer erfahren hatte, misstraute dem übergrossen Glück. Oft schüttelte sie den Kopf und meinte: «Ich kenne dich bald nicht mehr, Kind; du scheinst immer im siebten Himmel zu sein!»

«Bin ich auch, Mutter, bin ich auch!»

«Glaube mir, Vreneli, niemand freut sich mehr über dein Glück als ich, und doch bange ich für dich. Wie willst du mit deinen einundzwanzig Jahren die lebhaften Buben meistern, wie sie erziehen? Buben in diesem Alter brauchen Zucht.»

«Mit Liebe werde ich sie erziehen und mit Liebe leiten. Und ist einmal Strenge nötig, so ist der Vater da!»

Meine Mutter seufzte. Sie war noch aus der alten Zeit, da bei aller Liebe und Aufopferung für die Kinder zur Zucht durchaus die Rute gehörte.

Obwohl seit der Verlobung sechsundvierzig Jahre vorübergegangen sind, erlebe ich beim Niederschreiben der Erinnerungen das grosse Glück jener seligen Zeit in allen Einzelheiten wieder.

Nicht weniger glücklich war mein Bräutigam. Wenn seine Mitarbeiter in der Genossenschaftsdruckerei Hottingen etwas Artiges von mir erzählten, liess er ihnen im Übermasse seines Glückes Bier holen. Machte ich ihn darauf aufmerksam, dass seine Kollegen mich gar nicht kannten, sondern nur seine Stimmung ausnützten, meinte er: «Das ist doch gleich, es macht mich glücklich!»

Nach unserer öffentlichen Verlobung am ersten Juli überreichte ich Herrn Henneberg meine Verlobungskarte und kündete meine Stelle. Er fragte: «Haben Sie sich's auch überlegt, Verena? Denn wissen Sie, wenn man einmal hineingepatscht ist, so ist man's!»

Natürlich mit einem verhassten Sozialdemokraten, und dazu noch einem Führer, musste man doch hineinpatschen. Schrieben doch damals alle

bürgerlichen Zeitungen schlecht über die rote Gesellschaft und besonders über meinen Bräutigam. Und was diese Zeitungen schrieben, das musste doch wahr sein!

Während der Landesausstellung kamen auf den Abend hin viele Käufer ins Geschäft, und um uns anzuspornen, versprach Herr Henneberg jeder Verkäuferin fünf Prozent vom Verkaufsbetrag nach sieben Uhr abends. Da verdiente ich in zwei Stunden mehr, als wenn ich bis ein Uhr nachts Schleifen nähte. Dass ich trotzdem auf diese Einnahme verzichtete und um sieben Uhr das Geschäft verliess, begriff niemand. Doch mein Verlobter wünschte es, auch dass ich mich vor der Hochzeit recht erhole. Er befürchtete, ich würde die Freizeit zu wenig benützen, zu wenig an die frische Luft gehen, dafür aber jede Minute zum Nähen der Aussteuer verwenden. Er meinte: «Nähen können andere Leute für dich, aber niemand kann sich für dich erholen, und du bist so zart, dass ich grosser, tappiger Bündnerbär immer in Angst bin, dich zu zerdrücken. Ja, lache nur, es ist mir heiliger Ernst!» Bis zu meinem Austritt holte er mich jeden Abend um sieben Uhr ab, und dann genossen wir gemeinsam die schönen Sommerabende.

Meistens führte mich mein Verlobter ein Stück weit den See entlang, das eine Mal auf dem rechten, das andere Mal auf dem linken Ufer. Als ich das erste Mal auf der Höhe der alten Landstrasse in Wollishofen den Sonnenuntergang miterlebte, glaubte ich mich in eine Märchenwelt versetzt. Die Fenster aller Häuser vom Zürichberg bis hinauf nach Zollikon glänzten, von der Abendsonne beleuchtet, wie pures Gold. Es war, als ob alle Lichter eines Riesenfestsaales angezündet wären. Der Himmel war feuerrot und spiegelte sich im See, wo die Farben nach und nach ins Violette übergingen. – Dass die Welt so schön war – und ich hatte es nicht gewusst! Mir fehlten die Worte, mein Empfinden auszudrücken. Das war stets der Fall, wenn ich innerlich stark bewegt war, in der Freude wie im Leid.

Aber Conrad verstand mich, freute sich an meinem stillen Entzücken und dass er mich in die Schönheiten der Natur einführen durfte. Nächstens sollte ich die goldene Pracht nicht nur von weitem sehen, sondern selbst in Gold gebadet sein. Am ersten schönen Abend spazierten wir gegen den Zürichberg, wo wir auf einer Terrasse den Sonnenuntergang erwarteten. Die linke Seeseite, von der aus wir die wunderbare Beleuchtung betrachteten, war schon in Dämmerung gehüllt, und die im Scheiden begriffene Sonne verwandelte sich in eine mächtige rote Kugel, alles unter sich vergoldend. Aber von einem Goldbad bemerkte ich nichts; wie ein kleines Kind meinte ich, das Goldwasser müsse über meine Hände rieseln. Mein Bräutigam lenkte meine Aufmerksamkeit der Sonne zu, die sich als goldene Kugel sachte dem Herrenberg näherte, um dahinter zu

verschwinden. Da atmete ich auf: «Herrgott, war das schön!» Hand in Hand, das Herz voll Seligkeit, wanderten wir heim zu.

An einem Sonntagvormittag begleitete ich Conrad in die Buchdruckerei in Hottingen. Schon auf dem Wege erklärte er mir die geschäftlichen Verhältnisse: «Die Druckerei gehört nicht mir, sondern der deutschen sozialdemokratischen Partei und befindet sich nur hier, weil das in Deutschland gegen die Sozialdemokraten erlassene Sozialistengesetz jeden freiheitlichen Gedanken, in Rede oder Druck, verboten hat und mit Gefängnis bestraft. Es war mit Sicherheit anzunehmen, dass die schweizerische Regierung auf Verlangen der deutschen die Druckerei verbieten würde. Da musste ich mit meinem breiten Rücken, der manchen Puff vertragen kann, die deutsche Partei decken. Die Buchdruckerei ist unter meinem Namen eingetragen; mit der Geschäftsführung habe ich jedoch nichts zu tun.»

Auf einen grossen Stoss Zeitungen weisend, machte Conrad mich aufmerksam: «Das ist der ‹Sozialdemokrat›, das Organ der deutschen sozialdemokratischen Partei. Weil in Deutschland verboten, muss er hier gedruckt und auf geheimen Wegen und unter grossen Gefahren über die Grenze geschmuggelt werden. Treuergebene und zuverlässige Leute besorgen diese gefährvolle Arbeit. Viele unserer besten Genossen, goldlautere, prachtvolle Menschen, schmachten in deutschen Gefängnissen, weil sie in uneigennütziger Weise den Arbeitern zu einem menschenwürdigeren Dasein verhelfen wollten. Ich möchte heute nicht zu weit gehen mit meinen Erklärungen. Nur auf eines mache ich dich aufmerksam: Die traurigen Hüter des Sozialistengesetzes haben ein ganzes Heer von Spitzeln gedungen, die sich als Genossen an unsere Leute schleichen, sie hetzen und sticheln, bis diesen ein unüberlegtes Wort entschlüpft, das verdreht und aufgebauscht weitergeleitet wird und Judaslohn einbringt. Es könnte sein, dass sie auch an dich gelangten, um irgendetwas zu erfahren. Denke daran, mein Lieb, ein einziges unvorsichtiges Wort einem solchen Menschen gegenüber brächte den besten Genossen auf lange Zeit ins Gefängnis. Diese Bande lügt unglaublich, sonst wäre es um ihr trauriges Handwerk schon längst geschehn.»

Ich war erschrocken über solche Schlechtigkeit; ich fasste sie nicht, und ich sollte durch Unvorsichtigkeit gar noch Hand dazu bieten? Nein, das durfte nicht vorkommen! Ich legte die Hände auf Conrads Schultern und bat: «Vertraue mir! Wenn irgendwelche Fragen an mich gestellt oder etwas aus mir herausgelockt werden sollte, ich weiss nichts, selbst auf die Gefahr hin, als Tüpfli (dummes Ding) zu gelten.»

Mein Verlobter führte mich noch in die Buchhandlungsabteilung und erklärte mir auch da den Betrieb. Dann holte er ein Buch und sagte: «Ich möchte dir gerne ein Gedicht vorlesen.» Das Buch in der linken Hand haltend, die rechte weit ausgestreckt, stand er vor mir, gross und ernst wie

ein Seher, und las mit bewegter Stimme alle Verse des Gedichtes von Ferdinand Freiligrath:

O lieb', so lang du lieben kannst!
O lieb', so lang du lieben magst!
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du an Gräbern stehst und klagst.
Und Sorge, dass dein Herze glüht
Und Liebe hegt und Liebe trägt,
Solang ihm noch ein andres Herz
In Liebe warm entgegenschlägt.

Wie aus einem Traum erwacht, sah Conrad mir in die Augen, gab mir die Hand und sagte: «Gelt, mein Liebes, wir wollen uns heute geloben, immer so miteinander zu leben, dass nie eines am Grabe des andern stehen muss mit Reue im Herzen!» Ergriffen legte ich meine Hand in die seine. Ob Conrad wohl unbewusst geahnt hat, wie plötzlich und unvorbereitet ich an teuren Gräbern stehen würde?

Mein Verlobter sehnte meinen letzten Arbeitstag im Geschäft herbei. Endlich war der 1. August da, und mit ihm mein erster freier Tag. Der musste gefeiert werden!

Conrad Conzetts Lebensgeschichte

Schon am frühen Morgen wanderten wir aufs Land hinaus. Stundenlang ging es durch Wiesen und Wälder bis an einen kleinen See. Dort assen wir zu Mittag und setzten uns weiter oben an den Waldrand. Was war das für eine wohlige Ruhe! Gemütlich plauderten wir miteinander und kamen unvermerkt in Conrads Lebensgeschichte hinein, die ich schon längst gerne gehört hätte:

«Im sturmbewegten Jahr 1848 bin ich geboren. Diese Sturm- und Drangperiode ist mir in Fleisch und Blut übergegangen. Schon als Knabe bäumte ich mich dagegen auf, wenn die adeligen Buben beim Spiel uns andere so von oben herab behandelten. Mehr als einmal schleuderte ich ihnen entgegen: Wenn eure Vorfahren als Raubritter den Leuten nicht Geld und Gut gestohlen hätten, wäret ihr vielleicht nicht einmal, was wir sind.

Stell dir einen kleinen, vierjährigen, dicken, drolligen Bengel vor, mit schwarzem Struwelkopf – das war ich! Ich sass am liebsten zu Füßen meiner <Nana>, wie die Grossmutter bei uns daheim genannt wird, und hörte ihre Geschichten, von den herzigen Engelskindern, die der Mutter zugeflogen kamen, manchmal auch ihr, der Nana, denen allen sie die Äuglein öffnen musste mit einem Himmelsschlüssel. Meine Grossmutter war eine tüchtige Hebamme und von den Frauen, arm und reich, geliebt und begehrt; wusste sie doch für alle möglichen Anliegen Rat. Bei uns in

den Bergen holt man nicht so schnell den Arzt, sondern zieht in vielen Fällen erst die weise Frau zu. Wie oft wurde sie in der Nacht im Wagen oder Schlitten zu einem armen Weiblein geholt, das in einem Bauernhöfchen auf einsamer Bergeshöhe in Angst und Sehnsucht ihrer wartete. Im Winter war der Schneesturm oft so heftig, dass man befürchtete, der Schlitten bleibe stecken oder falle über einen Abhang hinunter, da die Wege verweht und nicht mehr zu finden waren. Ich war ihr ältester Enkel und ihr Liebling. Wenn die Nana am Tage eine Frau besuchte, durfte ich sie bis zum Hause begleiten und ihr die Tasche, die geheimnisvolle, tragen, die ich wieder und wieder an die Ohren hielt und versicherte, ich höre das «Poppeli» (Säugling) lutschen. Dann lächelte die Grossmutter verschmitzt und fragte: «Isch es es Maiteli oder en Bueb? Wenn du es richtig erraten hast, bekommst du einen der feinen Schmalzpizoggel, die im Küchenkasten liegen.» Ich wartete ihre Rückkehr und ihren Entscheid nicht ab, sondern eilte sofort in ihr Heim zurück und holte mir, was im Küchenkästlein Gutes versteckt war; denn für mich war immer etwas dort.

Mein Vater war Schuhmacher; er hatte ein eigenes Haus in einem altertümlichen Stadtteil Churs, im «Süssen Winkel»; dort verbrachte ich eine sorglose, schöne Jugendzeit. Wir lebten sehr einfach, wie das in der damaligen Zeit auch in den vermöglichen Bürgersfamilien üblich war. Mangel oder gar Not kannten wir nicht; doch freute ich mich, in die Welt hinauszukommen, damit ich nicht immer «Gediegenes», wie im Bündnerland geräuchertes Fleisch genannt wird, essen müsse, da ich doch das frische so gerne hatte. Bei uns wurden, wie in vielen Churer Familien, Kartoffeln und Gemüse selbst gepflanzt, den Sommer über zwei Schweine gemästet, die anfangs Winter geschlachtet und mit einem dazu gekauften halben Rind geräuchert wurden. Die «Metzgete» war immer ein grosses Fest; da gab es frisches Fleisch und Würste in Hülle und Fülle! Die dichten Reihen der in unserer Vorratskammer hängenden Fleischstücke und Würste lichteten sich jedoch bald, da zu unserer sechsköpfigen Familie auch noch Vaters Gesellen mit am Tische assen.

Gegen Ende der Schulzeit trat die grosse Frage an uns heran, was aus mir werden solle. Ich hätte gerne studiert; mein «Näni» (Grossvater) und auch meine Eltern dagegen wünschten, dass ich als der älteste der Enkelschar in Nänis Mehlhandlung als Lehrling eintreten solle. Die grossen Säumerkolonnen von und nach Italien brachten den Mehlhandlungen schönen Verdienst, da der Hafer für die vielen Pferde meistens dort bezogen wurde.

Meinem Wunsche, studieren zu dürfen, trat die ganze Verwandtschaft entgegen. Aber «Mehljude», wie ich mich respektlos äusserte, wollte ich auf keinen Fall werden; denn der kaufmännische Beruf war mir in der Seele zuwider. Eher wollte ich, wie so viele Buben bei uns, auswandern, um bei einem Bündner Konditor im Ausland in die Lehre zu gehen. Die Bündner

Konditoren sind in aller Herren Ländern vertreten, besitzen meist grosse, schöne Geschäfte und sind berühmt geworden. In der Regel kehren sie reich heim und bauen sich einen hübschen Ruhesitz, auf dem sie ihren Lebensabend zubringen.

Schliesslich wollten mich meine Eltern Pfarrer studieren lassen, da der Staat für dieses Studium Stipendien bezahlte. Dafür musste sich der Kandidat verpflichten, eine reichliche Anzahl von Jahren als Pfarrer im Kanton zu amten. Falls der junge Pfarrer diese Verpflichtung nicht innehielt, mussten er oder seine Eltern das Stipendium zurückbezahlen. Pfarrer mochte ich nicht werden, wohl aber Lehrer. Das wiederum wollten meine Eltern nicht, da die Lehrer im Kanton Graubünden, der auf dem Lande nur Winterschulen kennt, ein gar kärgliches Brot verdienen.

Wir kamen zu keiner Einigung. Da musste ich eines Tages Formulare in eine Buchdruckerei tragen. Dort sah ich mit grossem Interesse den Setzern und Druckern zu. Plötzlich schreckte mich der Buchdruckereibesitzer mit den Worten auf: <Was meinst, Chueri, hättischt nüd Lust, Buchdrucker z'werde?> Sofort überdachte ich die Aussichten dieses Berufes. Erstens bot er viel Abwechslung; dann hätte ich Gelegenheit, mich weiterzubilden und bald in die Welt hinauszukommen. Das war immer mein Traum gewesen, und dieser Beruf schien mir der einzige, ihn in absehbarer Zeit zu verwirklichen. Kurz entschlossen sagte ich zu, und bald waren wir über die Bedingungen einig.

Zu Hause erklärte ich meinen erstaunten Eltern, dass ich Buchdrucker werden wolle und dem Geschäftsherrn schon zugesagt habe. Noch einmal drangen sie in mich, Vernunft anzunehmen und in Grossvaters Geschäft einzutreten; dies sei für mich von grossem Vorteil. Doch es nützte nichts; ich konnte und wollte nicht Kaufmann werden. Als meine Eltern einsahen, dass alles Zureden umsonst sei, fügten sie sich in den Beruf, den ich selbst gewählt hatte.

Eben kommt mir noch ein Erlebnis meiner Kindheit in den Sinn, das mit einem von dir erzählten viel Ähnlichkeit hat. An einem Sonntagmorgen hatte ich für den Vater etwas zu besorgen. Da sah ich vor der Kirchentreppe auf dem Martinsplatz eine Menge Leute stehen. In meiner Bubenneugier drängte ich mich weit vor, damit mir ja nichts entgehe. Da kam der Messmer, blieb auf der obersten Treppenstufe stehen und rief mit lauter Stimme: <Ich muss euch kund tun, dass Joh. L. über unsere Stadt Schande gebracht hat. Seiner Schulden wegen musste der <Geldstag> (das ist der Konkurs) über ihn verhängt werden, und er ist deshalb der bürgerlichen Ehren und Rechte entsetzt worden.>

Die Buben dieser <verlumpten> Familie waren mir gute Kameraden, und ihr Vater durch schwere und lange Krankheiten und geschäftliche Misserfolge in Zahlungsschwierigkeiten geraten. Also nicht genug, dass die Familie unter dem Unglück schwer zu leiden hatte, es wurde überdies als Schmach und Schande öffentlich bekannt gegeben. Zornig ballte ich damals die

Hände und schwur, gross geworden, gegen solche Ungerechtigkeiten zu kämpfen. «Gelt, mein Lieb, du fühltest damals ganz ähnlich, als dich der böse Polier um dein mühsam zusammengelesenes Holz brachte? Ich glaube, das war unser erster, wenn auch noch unbewusster Schritt auf dem Wege zum Sozialismus.»»

Während der Erzählung erinnerte ich mich, wie einst mein Vater in wahrer Angst vom Konkurse sprach, und ich unterbrach Conrad: «Erst jetzt verstehe ich, dass mein Vater sich weigerte, die Hilfe seiner Freunde anzunehmen, als sie ihm zum Kaufe der Liegenschaft <zum Elsässer> und etwas später zu einem vorteilhaften Bauernheimeli im Hard verhelfen wollten. Ich wusste nicht, dass der Konkurs als Schande gelte und dass jeder ehrliche Mann sich hütete, zu den <Verlumpten> zu zählen, wie die Konkursiten damals genannt wurden. Ich tat dem Vater Unrecht, als ich glaubte, es habe ihm an Mut gefehlt; in meinem sorglosen Kindersinn stand fest, dass ich mit beiden Händen zugegriffen hätte. Die Mutter bewirtschaftete jahrelang in Mellikon ein kleines Heimwesen, während der Vater in Zürich in Arbeit stand. Es war längst ihr sehnlichster Wunsch, nach Zürich zu ziehen, um mit dem Vater wieder vereint zu sein. Deshalb traf sie die Nachricht, dass er das Gütlein in Zürich nicht gekauft habe, recht hart. Auch ihm tat es nachträglich leid, wurde ihm aber erst recht zum Kummer, als ein Jahr später die Nordostbahn das Land kaufte und dem neuen Besitzer 30 000 Fr. mehr bezahlte, als es vor Jahresfrist gekostet hatte. Während seiner Blindheit, und besonders dann, wenn die Not an unsere Türe klopfte, plagte der Gedanke an das verscherzte Glück unsern Vater unsäglich. Er grübelte und grämte sich und wünschte manchmal, vergangene Zeiten und verpasste Gelegenheiten zurückrufen zu können.»

Conrad fuhr weiter: «Bald nach Beendigung der Lehrzeit zog ich in die Fremde. Den grössten Teil des Weges reiste ich auf Schusters Rappen und landete in Leipzig. Ich bekam sofort Arbeit und besuchte abends die Buchdruckerschule. Wilhelm Liebknecht war mein liebster Lehrer. Von ihm und Bebel hörte ich die sozialistische Weltanschauung in einfachen, klaren Worten. Da ging mir ein Licht auf über etwas Unbewusstes, das längst in mir geschlummert, das ich aber nicht zu deuten verstanden hatte. Sie weckten in mir Hoffnung und Glauben an eine bessere Zukunft für die Menschheit. In meinem jugendlichen Idealismus und Eifer meinte ich, jeder, der die sozialistische Lehre gehört habe, müsse davon überzeugt sein. Ich glaubte fest daran, dass wir in zehn, spätestens zwanzig Jahren einen Sozialstaat haben würden, in dem jeder, der arbeiten will, lohnende Arbeit und Brot erhalte, und in dem für Kinder, Kranke und Greise richtig gesorgt sei. Seit ich im härtesten Kampfe stehe und sehe, dass jeder Fortschritt, auch der aller kleinste, unter schweren Opfern errungen werden muss, ist die Hoffnung auf baldige Erfüllung in weite, weite Zukunft entflohen.

Nach einem Jahr Aufenthalt wanderte ich wieder der Heimat zu. Wie klein und eng kam mir mein Heimatstädtchen vor, wie kleinlich und engherzig

die Bewohner. Am Althergebrachten hängend, lehnen sie alles Neue ab: <So war es immer, und so ist es gut!> Ein Beispiel mag es dir zeigen: Im ganzen Bündnerland wird nicht Mutter, sondern Mama gerufen. In Deutschland hörte ich nur Mutter sagen, und als ich daheim die Mama <Mutter> nannte, meinte sie ärgerlich: <Seht einmal diesen Hochmutsnarren; sagt er gar noch Mutter!>

Damals herrschte unter der Jugend Graubündens ein starker Drang, nach Amerika auszuwandern, der auch mich erfasste. Als ich den Eltern meinen Entschluss mitteilte, waren sie darüber sehr aufgebracht und meinten: <Lieber sähen wir dich auf dem Friedhof als so weit fort.> Der Abschied war schwer.

In meiner Heimat wurde damals erzählt, dass drüben jeder in kurzer Zeit ein reicher Mann werde. Der Dollar gelte nicht mehr als hier ein Franken und das Geld liege sozusagen auf den Strassen. Von dieser Auffassung wurden wir über dem grossen Bache schnell und gründlich geheilt. Unsere lieben Landsleute, die dort grosse Restaurants oder kleinere Hotels besaßen, suchten uns mit schönen Versprechungen festzuhalten und knöpften uns von den mitgebrachten Goldstücken möglichst viele ab. Da ich nur wenig Englisch sprach, war ich glücklich, in Chicago endlich eine Arbeit zu finden, von der ich mir allerdings in der Heimat nicht hatte träumen lassen. Mit einem österreichischen Baron schnitt ich tagsüber Eis, und nachts schliefen wir, Rücken an Rücken, gemeinsam auf Tischen; mit Galgenhumor stellten wir fest, dass wir so den österreichischen Adler darstellten. Als der Baron in ein grosses Bankhaus nach Neuyork berufen wurde, verliess auch ich die Arbeitsstelle, blieb aber noch Jahre hindurch mit ihm in freundschaftlicher Verbindung.

Die zweite Stelle fand ich bei einem Coiffeur. Erst ging alles glatt, trotzdem ich keine berufliche Vorbildung besass. Als ich aber eines Tages einem Amerikaner im Eifer eine grosse Warze wegschnitt und das Blut mächtig quellen sah, nahm ich schleunigst meinen Hut und verschwand auf Nimmerwiedersehen.

Endlich verstand ich so viel Englisch, dass ich Arbeit in einer Druckerei bekam. Da arbeitete und sparte ich, bis ich wieder ein Sümmechen, das allenfalls zur Heimreise langte, auf der Seite hatte, und mit diesem stellte sich auch das Heimweh ein. Das Gras war nicht so grün und die Blumen nicht so leuchtend und duftend wie daheim; auch fehlten mir unsere mächtigen Berge mit ihrem ewigen Schnee – mir fehlte die Heimatluft. Da packte ich zusammen und reiste nach Hause.

Die Freude meiner Eltern war unbeschreiblich. Meine älteste Schwester, ein kräftiges, liebes Mädchen von neunzehn Jahren, das mir bei der Abreise zugerufen: <Wenn es dir gut geht, Conrad, komme ich nach!>, lag nun schon auf dem Friedhofe. Sie hatte während einer Typhusepidemie Hausleute gepflegt und fiel dann selbst der furchtbaren Krankheit zum Opfer. Als ich gesund und wohlbehalten vor meinen Eltern stand,

bedauerten sie ihre unbedachten Worte vor meiner Abreise. Sie schienen ihnen so sündhaft, dass sie dem lieben Gott dankten, der es zum Guten gelenkt hatte.

Es hielt mich nicht lange zu Hause. Die Auswanderung in Graubünden nahm einen solchen Umfang an, dass viele Dörfer beinahe entvölkert wurden. Ausser der Hotelindustrie, die zu jener Zeit nur wenige Angestellte benötigte, gab es keine Erwerbsmöglichkeiten für die vielen jungen Leute. Als mir die Auswanderungsagentur Imobersteg in Basel die Stelle als Führer eines Transportes von Landsleuten anbot, griff ich freudig zu. So kam ich mit einer Auswanderungstruppe zum zweiten Mal nach Amerika und später noch ein drittes Mal.

In Chicago arbeitete ich in der grössten Druckerei und zwar an einer deutschen Zeitung in Nachtschicht. Für die Redaktion bedeutete meine Arbeit eine grosse Zeitersparnis, da ich die einlaufenden Telegramme und Artikel gleich beim Setzen ins Deutsche übertrug. So verdiente ich mehr als meine Kollegen.

Einst kam ich mit einem alten Churer Zimmermeister zusammen, der mich als kleinen Jungen oft mit einem Stocke von seinen Holzstössen heruntergejagt hatte. Er lud mich ein, ihn zu besuchen, und seine älteste Tochter wurde meine Frau.

Seit Jahren herrschte in den führenden Industrien Amerikas ein rücksichtsloser Wirtschaftskampf, der dann auch im Jahre 1873 zu einer schweren Krise führte. Grosse Unternehmungen waren gezwungen, ihre Betriebe einzuschränken oder gar einzustellen. Banken verkrachten; davor standen händeringend oder drohend Scharen weinender und verzweifelter Menschen. Es waren grösstenteils kleinere Geschäftsleute, die ihre Betriebskapitalien, oder Arbeiter, die ihre Ersparnisse in den kleinen Banken angelegt hatten. Ich bin verschiedentlich zu solchen Verzweiflungsauftritten gekommen; es war unsagbar traurig. Hunderttausende von Menschen gerieten in Not und Elend, und Scharen von Arbeits- und Obdachlosen mit ihren Frauen und Kindern belagerten Nach für Nacht die Polizeiwachen Chicagos, um Unterkunft zu erhalten und nicht auf der Strasse zu erfrieren. Die Not war nicht nur in Chicago so gross; laut Polizeiberichten waren in andern Industriestätten ganze Familien Hungers gestorben, und das in einem Lande, in dem mehr erzeugt als verbraucht wird.

Eines der Krisenjahre war ein gesegnetes Jahr. Alles gedieh im Überfluss, besonders das Getreide, und Millionen Menschen freuten sich, endlich wieder genug Brot zu haben. Anders die Farmer. Sie rechneten: an dem Getreidereichthum gewinnen nicht wir, sondern die Bevölkerung, die billiges Brot erhält. Deshalb schlossen die Farmer der Oststaaten mit den Eisenbahngesellschaften einen Vertrag, laut dem in den Weststaaten die Transportkosten so hoch gestellt wurden, dass es unmöglich war, Getreide auszuführen. Damit hatten sie den Zweck erreicht; die Getreidepreise

wurden hochgehalten; die Bevölkerung bekam teures Brot. Die Farmer im Westen heizten ihre Öfen mit Getreide, und die Farmer des Ostens und die Eisenbahngesellschaften strichen hohe Gewinne ein.

Die gedrückte Geschäftslage hielt fünf Jahre an, und die Zahl der Arbeitslosen stieg in dieser Zeit auf über drei Millionen. Die Behörden versprachen Hilfe, taten aber nichts zur Linderung der Not, was die Arbeitslosen sehr erbitterte. Hunderttausende durchstreiften brot- und obdachlos als «Tramps» (Landstreicher) das Land. Während des guten Geschäftsganges waren sie begehrte Arbeitskräfte; jetzt wurden sie wie lästiges Ungeziefer behandelt. So schrieb die «Chicagoer Tribune»: «Wenn jemand nicht gerade Mitglied einer menschenfreundlichen Gesellschaft ist, so ist es am einfachsten für ihn, Strychnin oder Arsenik unter die Lebensmittel für die Tramps zu mischen. Das führt einen schnellen Tod herbei und dient anderen Tramps als Warnung, die Nachbarschaft zu meiden.» Nicht weniger roh schrieben auch die andern Kapitalistenblätter, nur dass sie zum Empfang der armen Teufel Blei statt Strychnin empfahlen. (* Sorge, Amerikanische Arbeiterbewegung)

Inzwischen blieben wir Sozialdemokraten auch nicht müßig. Wir entfalteten eine rege Tätigkeit unter den Arbeitern, die sich in erfreulicher Zahl unseren Verbänden anschlossen. Aber uns fehlte ein Organ, das die Arbeiter ausgiebiger aufklärte als die Versammlungen. Da richtete ich 1875 mit meinem Ersparnen eine Druckerei ein und gründete den «Vorboten», eine Wochenzeitung, deren Spalten ich der Partei zur Verfügung stellte. Am Sozialistenkongress in Philadelphia 1876 wurde der «Vorbote» als Parteiorgan erklärt und ich als Redaktor am eigenen Blatt bestätigt. Du kennst ja die Grösse der amerikanischen Zeitungen und magst daraus meine Arbeit ermessen. Dazu musste ich fast jeden Abend in einem andern Stadtteil Vorträge halten. Zwei Jahre später gab ich überdies noch die wöchentlich dreimal erscheinende «Chicagoer Arbeiterzeitung» heraus. Nun hiess es, die ganze Kraft einzusetzen, um beide Zeitungen lebenskräftig zu gestalten und zu erhalten. Ich kam selten mehr rechtzeitig zu Bett; entweder war ich in Versammlungen oder sass bis zum Morgengrauen am Schreibtisch.

Zu jener Zeit entstand der grösste Streik Amerikas: der Eisenbahnstreik. Schon während der ersten Krisenjahre waren die Löhne der Eisenbahner um ein Viertel gekürzt worden, und nun stand ein weiterer Abzug von zehn Prozent bevor. Dagegen lehnten sich alle Eisenbahnarbeiter auf und in siebzehn Staaten traten sie in Ausstand. Der grösste Teil der Arbeiterschaft neigte auf Seiten der Streikenden und zeigte ihnen ihr Wohlwollen. Meine Geschäftsräume lagen gegen einen grossen Platz hinaus. Da sah ich eines Morgens einen Trupp junger Burschen mit langen Stöcken in die gegenüberliegende Fabrik eintreten. Ich fragte einen meiner Mitarbeiter, was das zu bedeuten habe. «Revolution!» war die Antwort, worauf ich spöttisch erwiderte: «Buben machen keine Revolution.» Da meinte er:

«Warte ab, Conzett! Wenn mich nicht alles täuscht, macht die übrige Arbeiterschaft mit den Streikenden gemeinsame Sache, ohne Plan, ohne Führung, und der Aufruhr ist da. Du weisst, wie erregt sie überall sind. Das haben wir nur den verdammten Pinkertons und der Miliz zu verdanken, die Arbeitslose und Streikende ohne Veranlassung zusammenknütteln und ins Gefängnis werfen.» Was Pinkertons sind, möchtest du wissen? Eine gemeine Bande sind sie! Privatpolizisten, verwegene Kerle mit berüchtigter Vergangenheit. Sie werden von den Grosskapitalisten angestellt, von Kopf zu Fuss ausgestattet, bewaffnet und bezahlt. Die Pinkertons üben ihr Amt als Privatpolizisten neben der städtischen Polizei aus, gehen hauptsächlich gegen Streikende und Arbeitslose vor mit einer Brutalität, die nicht zu beschreiben ist. Das dürfen sie ungestraft; denn die Gerichte sprechen sie immer frei.

Gegen Abend hörten wir dumpfen Lärm und sahen den mächtigen Platz mit Mensch angefüllt. Schon erschien eine Abordnung und rief aufgeregt: «In Chicago arbeitet niemand mehr! Was sollen wir tun?» Waren wir auch nicht einverstanden mit dem Vorgehen der Demonstranten, so waren wir entschlossen, uns der verzweifelten Menschenmenge anzunehmen, um sie nicht der Polizei in die Arme treiben zu lassen. Nach kurzer Beratung beauftragten wir die Abgeordneten, die Arbeiter in kleinen Gruppen auf verschiedene Plätze der äusseren Stadtteile zu führen. Dorthin wollten wir ihnen unsere Redner schicken. In aller Eile wurden diese aufgeboden und verständigt. Sie sollten die Leute beruhigen und auf den folgenden Vormittag zu grossen Versammlungen einladen. Nur so war es möglich, ein Blutbad zu vermeiden.

Kaum zu Hause angekommen, hörte ich schon Trommeln wirbeln und Schüsse krachen. Auf grossen Umwegen gelangte ich auf meinen Versammlungsplatz – er war leer. Die Menge war zersprengt worden, bevor sie den Platz erreicht hatte. Ich versuchte zu anderen Versammlungsplätzen durchzudringen, begegnete aber nur kleinen Ansammlungen und Milizabteilungen. Eines war gelungen: Die Demonstranten waren gewarnt und wichen der Miliz geschickt aus. Die ganze Nacht durch war ein Ansammeln, ein Suchen und Jagen mit Trommelwirbeln und Gewehrgeknatter, ohne dass schwere Zusammenstösse erfolgten. Trotzdem war es eine schaurige Nacht. An einem Laternenpfahl sahen wir zu unserm grossen Schrecken einen Mann hängen, die Mütze tief ins Gesicht gezogen. Wir begegneten einem zweiten Gehängten, den sahen wir uns näher an; denn die Geschichte schien uns verdächtig. Richtig – bei dem Hängenden war die ganze Last des Körpers durch ein Band unter den Armen gehalten. Mit solch gemeinen Mitteln sollten Beweise für die Roheit der Streikenden geschaffen werden, um mit aller Macht gegen die ausstehenden Eisenbahner vorgehen zu können. Schnell wurden einige angesehene Leute als Zeugen geholt, die Gehängten heruntergenommen und gehörig verprügelt. Gegen Morgen kehrte ich,

ohne ernstlich verletzt zu sein, nach Hause zurück. Erst beim Ausziehen bemerkte ich, dass beide Rockschösse fehlten. Den Rock bewahrte ich zum Andenken auf; du wirst ihn sehen, sobald meine Sachen von Chur eintreffen.

Nun will ich dir noch von einem fast unglaublichen Wahlvorkommnis erzählen. Für die Stadtratswahlen hatten wir auch Parteigenossen aufgestellt und waren des Sieges ziemlich sicher. Da aber nach jeder Wahl Klagen einliefen, dass Stimmzettel gestohlen worden seien, stellten wir neben jede Wahlurne zwei bewährte Genossen mit geladenen Revolvern. Nach der Wahl wurden die Urnen versiegelt, und wir hatten die freudige Genugtuung, dass diesmal alles in Ordnung sei. Am andern Morgen waren die Urnen samt den Stimmzetteln spurlos verschwunden.

Ich verkehrte oft mit einem deutschen Arzte Dr. Schmidt. Er war ein guter Mensch, und obwohl er unserer Partei nicht angehörte, ein überzeugter Sozialist. Vor den Stadtratswahlen kamen einige seiner Freunde zu mir aufs Bureau und schlugen mir vor, ihn auf die Kandidatenliste zu nehmen und in meinen Blättern zu empfehlen. Ich musste ablehnen, so sehr ich Dr. Schmidt schätzte, denn laut Parteibeschluss durften nur Mitglieder zur Wahl vorgeschlagen werden. Da erlaubten sich Schmidts Freunde, mir 10 000 Dollars anzubieten, wenn ich trotzdem für ihn eintrete. Potztausend, wie bin ich da aufgefahren; die Herren verschwanden schneller zur Türe hinaus, als sie hereingekommen waren. Es war ein offenes Geheimnis, dass sich Zeitungen und Redaktionen für die Unterstützung von Kandidaten grosse Summen zahlen liessen. Dass mir das angeboten werden konnte, bestätigte nun die Anschuldigungen, obwohl dieselben immerzu abgeleugnet wurden.

Die amerikanischen Kapitalisten sind in jeder Beziehung rücksichtslos ohnegleichen. Ich begriff gut, dass vielen Genossen die Geduld ausging bei den schweren, ungleichen Kämpfen und dass sie mit Gewalt einen Erfolg erzwingen wollten. Dagegen wehrte ich mich mit aller Kraft und mit allen Mitteln, da wir den Gegnern dadurch eine willkommene Handhabe gegeben hätten, noch schärfer gegen die Arbeiter vorzugehen.

Sieben Jahre übermenschlicher Arbeit und schwerer Kämpfe nach allen Seiten hatten meine Nerven zerrüttet. Dazu trat eine Gehirnhautentzündung, und der Arzt erklärte, es gebe nur eine Rettung: «Ruhe und Heimatluft.» «Sie müssen so rasch als möglich aus Ihrer bisherigen Tätigkeit heraus; sonst sind Sie ein verlorener Mann.»

«Vorbote» und «Arbeiterzeitung» verkaufte ich mit Verlust der sozialdemokratischen Partei und reiste mit meiner Familie der Heimat zu. Eine Zeitung in Chicago schrieb bei meinem Abschied: «Jetzt geht er wieder zurück in seine heimatlichen Berge, der wilde «Löwe», der so treue Wacht hielt gegen innere und äussere Feinde.»

Die Fahrt auf dem Meere beruhigte meine gequälten Nerven, und die entsetzlichen Schmerzen im Kopfe wurden durch die frische Luft auf dem Verdeck gelindert. Auf der Überfahrt sann meine Frau viel über die 10 000 Dollar nach, die man mir bei jener Wahlgeschichte angeboten hatte, und bedauerte, dass ich nicht vernünftiger gewesen sei. Ich schnitt ihr das Wort ab: «Das wäre Verrat an der Partei und an meiner Gesinnung gewesen.»

Zu Hause wurden wir mit herzlicher Freude aufgenommen, und meine Eltern taten alles zu meiner Erholung. Als es mit der Gesundheit besser ging, bewarb ich mich bei der «Neuen Zürcher Zeitung» um eine Stelle als Setzer, die ich erhielt.

Bei Genosse Greulich in der Klus fand ich Wohnung und holte meine Familie nach Zürich. Nach einiger Zeit teilte mir die Geschäftsleitung mit, dass aus Amerika Bericht über meine dortige Tätigkeit eingetroffen sei. Obwohl sie meine Arbeit voll befriedige, sei sie doch gezwungen zu kündigen, da sie Arbeiter mit so ausgesprochen sozialistischer Gesinnung nicht in ihrem Geschäft behalten dürfe. Da ich in Zürich keine Aussicht auf eine bessere Stelle hatte, siedelte ich wieder nach Chur über, richtete dort eine eigene Druckerei ein und gab 1879 den «Volksfreund» heraus, der wöchentlich zweimal erschien. An amerikanische Verhältnisse gewöhnt, geriet der «Volksfreund» scharf, trotzdem ich mich gehörig zügelte. Zu meiner grossen Freude fand er dennoch bis in die hintersten Täler gute Aufnahme und erhielt eine für die bündnerischen Verhältnisse schöne Abonnentenzahl. Das Bürgertum, das die Zipfelmütze noch tief über den Ohren trug und es nicht liebte, in seiner Ruhe und Gemächlichkeit gestört zu werden, fing an zu schimpfen und zu wettern über den verrückten Amerikaner, der ihnen die braven Bündner kopfscheu mache, und wünschten mich in allen Tonarten wieder über den grossen Bach.

In einer Bürgerversammlung wurde böse über mich hergezogen, kein guter Faden an mir gelassen; da stand einer der ihrigen auf und meinte: «So schlimm, wie ihr ihn hinstellt, ist Conzett nicht. Wohl treibt er es manchmal etwas arg; aber er ist ein tüchtiger und fleissiger Mann, der das Herz auf dem rechten Fleck hat. Er besitzt nur einen Fehler; er ist hundert Jahre zu früh auf die Welt gekommen.» Da sollen sogar die grössten Schimpfer Beifall genickt und geklatscht haben. Ein Jahr später wurde mir der Druck des «Grütli» übertragen, infolgedessen Freund Vogelsanger nach Chur zu wohnen kam.

Die vielen Vorträge in allen Gegenden der ganzen Schweiz führten mich oft länger, als gut war, vom Geschäfte weg. Ich nahm deshalb Karl Ebner in Chur, einen tüchtigen Fach- und Geschäftsmann, als Teilhaber auf. Es war gut so, denn 1882 wartete meiner noch eine andere Aufgabe. August Bebel ersuchte mich im Auftrage der deutschen sozialdemokratischen Partei, mit meinem Namen und meiner Persönlichkeit für ihre Druckerei in Zürich einzutreten. Es bestand Gefahr, dass die schweizerischen Behörden dem Drucke Bismarcks nachgeben und die Herstellung des

«Sozialdemokrat» in der Schweiz verboten werden. Er bat: «Komm nach Zürich, Conzett, und übernimm der Form nach die Druckerei, Geldopfer werden dir nicht entstehen. Du könntest gleichzeitig die Redaktion und den Satz der «Arbeiterstimme» besorgen und der schweizerischen Arbeiterpartei mit deiner Rednergabe und Tatkraft wieder auf die Beine helfen. Das wäre bitter nötig; denn Unverstand und Streitigkeiten haben sie beinahe aufgerieben.» Ich willigte ein. Mein Geschäft war in guten Händen; ich konnte also ruhig wegbleiben, und überdies war mir Chur durch das zerstörte Familienleben verleidet. Seit einem Jahr wohne ich in Zürich und bin Wanderprediger, Redaktor und Setzer der «Arbeiterstimme» geworden. Du siehst, mein Lieb, dein Zukünftiger führt ein unstetes Leben, und es ist kaum anzunehmen, dass es in den nächsten Jahren ruhiger werde. Ich bin ein leidenschaftlicher Mensch, und du wirst viel Geduld mit mir haben müssen. Wirst du mich trotz meiner Fehler lieben?» Was ich geantwortet habe, weiss ich nicht mehr. Er aber zerdrückte mich fast mit seiner Zärtlichkeit und murmelte nur: «Dafür werde ich dir Zeit meines Lebens danken.» Wortlos, jedes mit sich selbst beschäftigt, traten wir den Heimweg an.

Wir beschlossen, schon im kommenden September zu heiraten, statt wie geplant war, im Frühling. In der Nähe der Druckerei in Hottingen fanden wir eine Wohnung. Conrad war jeden Abend und auch Sonntags auf Vortragsreisen. Es galt, die Grütli- und Arbeitervereine und Gewerkschaften für den allgemeinen schweizerischen Arbeitertag am 9. und 10. September 1883 in Zürich zu gewinnen. Aus allen Landesteilen trafen Anmeldungen ein, 172 Delegierte beteiligten sich an der Zusammenkunft. Das war ein grosser Erfolg. Freude und Genugtuung leuchteten aus den Augen meines Verlobten. Nach den Sitzungen war ein Besuch der schweizerischen Landesausstellung in Aussicht genommen und als Schluss eine gemütliche Zusammenkunft unter den schönen Bäumen des Platzspitzes angesetzt. Von allen Seiten traten Genossen zu meinem Bräutigam, dankten ihm für seine rührige Arbeit und wünschten ihm Glück zu dem schönen Erfolg.

Wir sassen an kleinen Tischen, neben uns ein junges Ehepaar, das erst kürzlich aus England gekommen war und sich in Zürich niederlassen wollte. Die Frau und ich unterhielten uns gut und verabredeten, uns hie und da zu treffen. Auf dem Heimweg erzählte ich begeistert von der netten Bekanntschaft. Conrad blickte erst starr vor sich hin, dann bat er mich, einstweilen nicht mit diesen Leuten zu verkehren; ein unbestimmtes Gefühl warne ihn vor ihnen. Unter den gegenwärtigen Verhältnissen schein ihm das einzig Richtige, nach dem amerikanischen Grundsatz zu handeln, jeden für einen Spitzbuben anzusehen, bis er bewiesen habe, dass er keiner ist. Ich verstand seinen Argwohn nicht, wollte mich aber ohne weiteres seinem Wunsche fügen; nur meinte ich, dass so bescheidene Leute gewiss nicht so schlimm sein könnten.

«Nein liebes Kind, grad die zur Schau getragene Bescheidenheit hat mich misstrauisch gemacht. Ich möchte gegen die Leute nicht ungerecht sein, aber glaube mir, Vorsicht ist angebracht.» Acht Tage später brachte Conrad einen Brief und fragte mich nach dem Namen meiner neuen Bekanntschaft vom Arbeitertag. Kaum hatte ich diesen genannt, versetzte er: «Also doch! Wie ich geahnt hatte! Lockspitzel der geriebensten Sorte, wenigstens er. Wie weit die junge Frau beteiligt ist, weiss ich nicht; auf alle Fälle ist es gut, sich derartige Leute vom Leibe zu halten. Es ist ein Schwindel, dass sie kürzlich von England gekommen sind; direkt aus der Berliner Spitzelzentrale wurden sie hergeschickt.» Verdutzt stand ich vor dem Unglaublichen und fasste es nicht, dass Menschen so bieder aussehen und dabei so grundschlecht sein können. Ich fragte Conrad: «Bist du sicher, dass kein Irrtum vorliegt?» «Ganz sicher, mein Schatz; unsere Aufklärung kommt von zuverlässiger Seite, von der <Eisernen Hand>! Ich kann dir heute noch keine Auskunft geben über die <Eiserne Hand>; aber sie ist von den Spitzeln sehr gefürchtet, da sie viele ihrer Schandtaten aufdeckt.» Erst nachdem das Sozialistengesetz gefallen war, erfuhr ich Näheres. Die sozialdemokratische Partei Deutschlands hatte Freunde und Vertrauensleute in allen Kreisen. Wurde nun von der Spitzelzentrale so ein <Ehrenmann> irgendwo hingeschickt, erhielt der Parteivorstand meistens Bericht und warnte die Genossen. Die Warnungen erschienen im <Sozialdemokrat>, unterzeichnet <Die eiserne Hand>.

II. Teil

Meine Ehe

Ein Herbsttag von bezaubernder Schönheit, tiefblauer Himmel, farbendurchleuchtete Natur, fein verschleierter Duft – mein Hochzeitstag, der 23. September 1883. Sinnend stand ich am Fenster und schaute in die Herbstpracht hinaus, doch meine Seele wusste nichts davon. Ich musste an die vergangene Nacht denken und an einen seltsamen Traum, der mir den Schlaf beunruhigt hatte. Wie ich so stand und an den Traum dachte, trat mein Bräutigam ein und eilte mit offenen Armen auf mich zu. Erstaunt schaute er mich an und fragte innig: «Warum das ernsthafte Gesichtchen an unserm Freudentag?» Ich erzählte ihm meinen Traum und erinnerte ihn an das seltsame Zusammentreffen der drei für uns wichtigsten Tage dieses Jahres: «Am 23. März war deine Scheidung, am 23. Juni unsere Verlobung und heute am 23. September ist unser Hochzeitstag. Bei deinem Eintritt dachte ich eben darüber nach, ob die drei 23 uns Glück bringen oder von schlimmer Vorbedeutung sein werden wie die 13.» Lächelnd neckte er: «Seit wann ist mein tapferes Bräutchen abergläubisch?» Dann aber fügte er ernst hinzu: «Wer kann voraussagen, ob das Glück, das wir erhoffen, sich in allen Teilen verwirklicht; oft ist das Schicksal stärker als wir. Eines aber verspreche ich dir sicher und heilig: so weit meine Kräfte reichen, sollst du glücklich werden. Nun komm, sei lieb, mein Schatz! Lasse die Zahlen und schweren Gedanken; wir wollen licht- und hoffnungsfroh unsere Ehe beginnen.» Und wirklich – alles Schwere war bei seinen lieben Worten verflogen.

Nach der Trauung fuhren wir mit unsern Angehörigen auf die Waid, um noch einige Stunden gemütlich beisammen zu sein, bevor wir die Hochzeitsreise antraten. Beim Abschiednehmen schlichen sich unsere Buben an den Wagen heran; der jüngere meinte zum Vater: «Darf i nüd mitfahre? I bi doch na nie a diner Hochzit gsi!» Lachend hob er das Bürschchen in den Wagen, während der ältere nach meiner Hand haschte und fragte: «Darf i au mit, Mama?» Wie wohl tat mir das erste «Mama»!

Unsere erste Station war Solothurn. Ein Genosse aus Solothurn, der zur Zeit unserer Trauung in Zürich weilte, sandte an den dortigen Parteipräsidenten ein Telegramm, das unsere Ankunft auf 8 Uhr meldete. Als der Zug in Solothurn einfuhr, wimmelte der Bahnhof von Menschen, und mein Mann bemerkte: «Die sind zu unserem Empfange da!» Ich lachte über den Spass, stieg zuerst aus und hörte rufen: «Sie chömed!» Ich schaute den Zug auf und ab, sah aber niemand Besonderer aussteigen. Auf einmal streckten sich Hände neben und über mich hin und «Grüss Gott, Conzett!» tönte es von allen Seiten. Ich stand und staunte. Der grosse Empfang galt also doch uns. Mein Mann sah mich belustigt an; er kannte seine Solothurner und hatte sich zum voraus auf meine Überraschung gefreut. Es bildete sich ein langer Zug, der sich durch die Stadt bewegte, wir in der Mitte. In einem hübschen Saal, der sich rasch füllte, wurden launige Reden gehalten und von den Gegnern manch lustiges Stücklein erzählt, was oft grosse Heiterkeit auslöste. Zum Gaudium zeigte ein Witzbold, wie wichtig

sich die Polizei fühle, sobald Conzett nach Solothurn komme. Die Zeit verging schnell, schon standen die Leute bereit zum Heimgehen, als ein Genosse rief: «Sagen Sie, Conzett, seit wann sind Sie verheiratet? Am Arbeitertag waren Sie es noch nicht!» Lächelnd erwiderte mein Mann: «Seit heute, Genossen; das ist unsere erste Station!» Das gab ein Hallo. Alle setzten sich wieder; jeder wollte noch auf unser künftiges Glück anstossen.

Nach Jahren erst vernahm ich von dem Einfluss meines Mannes, den er unbewusst sogar in bürgerlichen Kreisen Solothurns ausgeübt hatte. Herr Rust, damals Bibliothekar in Solothurn, schrieb als Redaktor im konservativen «Bündner Tagblatt»:

Conzett in Chur war nach seiner Rückkehr aus Amerika als feuriger Volksredner bekannt und erfreute sich auch in der untern Schweiz einer ganz ausgedehnten Bekanntschaft. Zu Anfang der 80er Jahre kam er auch nach Solothurn. Die sog. Langenthaler Fusion der beiden freisinnigen Fraktionen, dann der Kulturkampf hatten der Opposition den Wind aus den Segeln genommen. In aussichtslosen Kämpfen war dieselbe matt geworden, indes das herrschende System üppiger und üppiger wurde. Zur Zeit, als die ersten Folgen von dessen Einseitigkeit sich bemerkbar machten, trat Conzett in Solothurn auf und donnerte seine Philippiken gegen das «Herren- und Protzenthum» usw. in das Land hinaus. Die Regenten horchten auf und wussten nicht, was sie sagen sollten; ihre Polizei schnitt grimmige Gesichter, tat wichtiger als je, war aber in Verlegenheit, ob sie den rabiaten Bündner mit dem schwarzen Schnurrbart unter dem riesigen Filz kurzerhand «hintern gheien» oder an die Grenze setzen solle und dürfe! Die wenigen liberalen Oppositionellen und auch die bedrückten Konservativen liefen haufenweise herbei, nickten mit den Köpfen und sagten unter sich: «Der kann reden; so hat ihnen schon lange keiner mehr die Kutteln geputzt.» – Es war die Zeit, wo man sich auf der Strasse mit den Worten grüsste: «Hast den Conzett gesehen, er ist hier!» – wo es auch bei den korrektesten Konservativen zum «bon ton» gehörte, wenn man erzählen konnte, man habe mit Conzett am gleichen Tisch gegessen, mit ihm gesprochen und zuletzt gar angestossen!

Es kann hierorts behauptet werden, dass Conzett mit seinen damals allerdings sehr extremen Reden und Vorträgen wesentlich dazu beigetragen hat, dass man sich im Kanton Solothurn wieder an ein offenes, freies Wort gewöhnte, gewöhnen musste. Allerdings wurde dann das Wörterbuch des regierenden Systems um eine Bezeichnung für die Oppositionellen reicher; wen man nicht unter die «Ultramontanen, Jesuiten» usw. einreihen konnte, schmiss man unter die «Roten und Umstürzler».

Die folgende Station war Neuenburg. Bei einem Hotelomnibus, der vom Portier unter Verbeugung geöffnet wurde, nahm mich mein Mann am Arm und sagte zu meinem Erstaunen: «Schnell, schnell einsteigen!» Im Wagen

sah ich in seine lachenden Augen und erinnerte mich an eine Äusserung, die ich als Braut getan hatte. Als einst ein Hotelwagen mit Reisenden an uns vorbeifuhr, entschlüpfte mir: «Was müssen das für feine, reiche Leute sein, die sich so etwas leisten können!» «Meinst du?», fragte er. Ich nickte voller Eifer: «Ja, das habe ich immer als den Gipfel der Vornehmheit angesehen, so lässig zurückgelehnt in einem Wagen zum Hotel zu fahren.» Jetzt schämte ich mich meiner kindlichen Ansicht und wurde über und über rot. Da drückte mir Conrad die Hand und sagte lieb: «Ich wollte meinem Fraueili doch die Freude machen, sich auch einmal so vornehm zu fühlen.» Am Morgen früh reisten wir nach Genf, und während der Fahrt erzählte mein Mann: «In Genf wirst du den interessantesten Genossen unserer Partei kennenlernen, unseren lieben, alten Philipp Becker. Freund Becker ist ein Hüne von Gestalt und heute mit seinen 75 Jahren noch ein schöner Mann, fröhlich und beweglich wie ein Jüngling. Er hat als Führer an den Freiheitskämpfen dreier Generationen teilgenommen. Mehrmals wurde er verhaftet, sass auch ein Jahr im Gefängnis, flüchtete 1837 mit seiner Familie vor der Reaktion in die Schweiz und erwarb sich das Berner Bürgerrecht. Er war mit den hervorragendsten Schweizer Radikalen, insbesondere mit dem nachmaligen Bundesrat Ulrich Ochsenbein, in herzlicher Freundschaft verbunden. Wie seine Freunde machte auch er als schweizerischer Offizier den Sonderbundskrieg mit und führte während des Marsches auf Luzern die Vorhut seiner Division.

Die Februarrevolution 1848 zog ihn in seine alte Heimat zurück. Dort wurde er Führer der badisch-pfälzischen Freischaren, die dann zum grossen Teil in Frankreich interniert wurden. Als im Frühjahr 1849 in Rom die Republik ausgerufen wurde, eilte Becker nach Marseille, mietete ein Schiff, bildete aus den internierten Freischaren ein Hilfskorps, um der neuen Republik, die unterdrückt werden sollte, zu Hilfe zu eilen. Die französische Regierung, der die römische Republik nicht genehm war, drohte Becker, sein Schiff in den Grund zu bohren, falls es den Hafen verlasse.

Inzwischen brach die Revolution in Deutschland los. Becker eilte sofort nach Karlsruhe; sein Hilfskorps folgte nach, und Becker wurde zum Chef der gesamten badischen Volkswehr ernannt. Dir zu schildern, wie unser Becker den vielfach überlegenen preussischen Truppen standhielt, sie sogar angriff, würde zu weit führen; aber das kann ich dir versichern; es waren Glanzleistungen. Ende Juni musste er der Übermacht weichen, und sein Feldzug endigte mit dem Übertritt der revolutionären Armee auf Schweizergebiet. Dann bot ihm die italienische Regierung den Oberstenrang mit hohem Einkommen an, wenn er in Deutschland für Italien gegen Österreich werbe. Das schlug der gerade, aufrichtige Demokrat Becker aus. Er gründete verschiedene Zeitungen, in Genf die erste Tageszeitung. In Paris hatte er ein Chemikaliengeschäft, in dem er

durch eine Explosion Augenlicht, Gehör und Sprache verlor. Letztere stellten sich bald wieder ein, dagegen dauerte es trotz der Behandlung durch beste Ärzte anderthalb Jahre zur Wiedererreichung der völligen Sehkraft.

Bis in die 50er Jahre war Becker demokratischer Republikaner. Dann wandte er sein Interesse dem Proletariat zu, für das er immer besondere Sympathie gezeigt hatte, und wurde ein entschiedener sozialistischer Kämpfer. Er trat in Genf an die Spitze der internationalen Arbeiterassoziation und stand ein Vierteljahrhundert hindurch der schweizerischen Arbeiterbewegung treu schaffend zur Seite. Vor zwei Jahren (1881) wurde Papa Becker in Chur zum Präsidenten des sozialistischen Weltkongresses gewählt. Der Kongress hätte in Zürich stattfinden sollen; aber der Regierungsrat verbot seine Abhaltung auf Grund einer Eingabe mit 30 000 Unterschriften. Alle gegnerischen Zeitungen besprachen den Entscheid und waren darin einig, dass der Kongress in keinem ihrer Kantone stattfinden dürfe. Inzwischen nahm ich die Sachen an die Hand und es fand der Weltkongress, wenn auch mit beschränkter Teilnehmerzahl, vom 2.–4. Oktober 1881 in aller Stille im «Felsenkeller» in Chur statt. Alles Schimpfen kam zu spät und wir Sozialisten freuten uns herzlich über das Gelingen unseres Streiches. Was sagst du nun zu Freund Becker? Gelt, das war ein noch viel unruhigerer Geist als ich es bin?»

Gleich nach dem Mittagessen suchten wir Philipp Becker auf; ich war gespannt, den vielseitigen, bedeutenden Mann kennenzulernen. In einer etwas düsteren Stube sass ein Greis mit langem, weissem Bart. Beim Grusse meines Mannes schoss er auf wie ein Jüngling. Ihn umarmend, rief er einmal übers andere mit vor Rührung zitternder Stimme: «Conzett, du kommst zu mir! Oh, dass du zu mir kommst!» Er war wirklich ein Hüne, der fünfundsiebzigjährige Herr; er überragte meinen Mann, der doch auch nicht zu den Kleinen zählte, um ein Bedeutendes. Mein Mann stellte ihn vor: «Genosse Philipp Becker, Präsident des Weltkongresses in Chur.» Liebenswürdig erwiderte der alte Herr: «Und Sie, verehrte Frau Conzett, gestatten» – mit der Hand auf meinen Mann deutend – «dass ich Ihnen den Vizepräsidenten vorstelle.» Die gelungene Vorstellung versetzte uns gleich in eine heitere Stimmung. Als wir gemütlich am Tische sassen, erzählte der jugendliche Greis mit köstlichem Humor: «Weisst du, Conzett, vor einiger Zeit war der Knochenmann bei mir und wollte mich mit aller Gewalt holen. Siehst du dort in der Ecke den Stock mit dem Knüttel? Den habe ich ihm entgegengehalten und gerufen: «Kommst du einen Schritt näher, schlage ich dir dein Knochengestell zusammen!» Und er ist geflohen; jetzt habe ich wieder lange Zeit Ruhe vor ihm.» Er lächelte spitzbübisch, als ob die Tat in Wirklichkeit geschehen sei.

Dann sprachen die beiden Männer über das Sozialistengesetz Deutschlands, durch das unzählige Genossen in Gefängnisse gebracht, ausgewiesen und

verfolgt wurden. Ich hörte viel Neues und Trauriges über die Sozialistenhetze und äusserte meine Empörung darüber. Da meinte Becker: «Was wollen Sie, liebe Frau Conzett? Das ist Freiheitskämpferlos!» Dann stand er auf, wie ein Prophet sah er aus mit seinem langen, weissen Bart. Die Augen in die Höhe gerichtet, trug er in jugendlichem Feuer ein Freiheitslied vor:

Die Menschlichkeit, sie ist verschwunden,
Wo Barbarei und Herrschsucht thront:
Wer Liebe trägt in seinem Herzen,
Wird drum mit blindem Hass belohnt.
Wer für der Menschheit Wohl und Frieden
Sein Dasein und sein Leben wagt,
Dem ist ein herbes Los beschieden,
Er wird von Land zu Land gejagt.
Und dennoch kommt die Revolution!
Sie kommt trotz euren Bajonetten!
Sie kommt trotz aller Tyrannei;
Dann bricht die Menschheit ihre Ketten,
Und die Gefangenen werden frei!

Papa Becker packte meinen Mann bei den Schultern und sagte: «Mein lieber Conzett, was hatte ich immer für eine helle Freude an deinem köstlichen Humor, deiner frischen, ehrlichen Draufgängerei. Ach, wäre ich noch so jung wie du! Über alle Hecken und Hindernisse würde ich mit dir springen. Was gibt es Schöneres, als für Recht und Freiheit zu kämpfen!» Dieser Besuch war ein Erlebnis, so überwältigend gross und schön, dass ich es heute noch in frischer Erinnerung habe.

Nach der Besichtigung Genfs fuhren wir nach Freiburg. Malerisch schön steigt die alte Stadt terrassenförmig an, während tief unten, im engen Flusstal der Saane, die Unterstadt liegt. Aufwärts weitet sich das Tal, und in schwindelnder Höhe führen mächtige Hängebrücken von einer Seite zur andern. In meiner Freude an den lieben, alten Winkeln, den schön geformten, gemütlichen Erkern, bemerkte ich es beim Spazieren durch die steilen Gassen und Strassen kaum, wie sich die gewölbten und spitzen Pflastersteine in meine Fusssohlen bohrten. Erst in der grossen St. Niklauskirche, in der täglich die berühmten Orgelkonzerte stattfanden, fühlte ich, wie meine Füsse schmerzten und es darinnen kribbelte wie in einem Ameisenhaufen. Das brachte mich um den Genuss der wunderbaren Musik.

Am Abend sassen wir mit einigen Genossen zusammen, Opfern des deutschen Sozialistengesetzes. Sie erzählten von ihrer Heimat, die sie binnen wenigen Stunden verlassen mussten, Frau und Kinder mittellos zurücklassend. Die Polizei war den Ausgewiesenen ständig hart auf den

Fersen, so dass sie nirgends festen Fuss fassen konnten. Kaum hatte einer Arbeit gefunden, war die Polizei beim Arbeitgeber, um ihn auf den gefährlichen Menschen aufmerksam zu machen. Um nicht in den Verdacht zu kommen, mit den Sozialdemokraten unter einer Decke zu stecken, musste der Arbeiter sofort entlassen werden. So wurden sie von Ort zu Ort gehetzt, bis sie in der Schweiz Asyl und Arbeit fanden. Nun sie endlich in Ruhe leben und ihre Familien in Deutschland unterstützen konnten, schilderten sie leidenschaftslos ihre seelischen und finanziellen Kümernisse, die sie oftmals an den Rand der Verzweiflung gebracht hatten. Tief ergriffen hörte ich den Männern zu und dachte an Philipp Beckers «Freiheitskämpferlos».

In Bern angekommen, spazierten wir die Lauben hinunter an den Bärengraben, von dem ich kaum mehr wegzubringen war. Sie waren zu nett, die tappigen, drolligen Bären. Da meinte mein Mann: «Hier in der Nähe muss mein alter Freund Paul seine Wirtschaft haben. Wir könnten ihn begrüßen und dort gleich etwas essen.» Eine schlampige Frau erschien und erklärte, dass ihr Mann nicht zu Hause sei. Die Tischtücher hatten Flecken in allen Farben, dass uns der Appetit zum vornherein verging. Anstandshalber bestellte Conrad ein Glas Bier, das er nach wenigen Schlucken wegstellte, da es schlecht schmeckte. Unter den Lauben wurde ihm plötzlich unwohl; ein Glück, dass unser Hotel nur noch wenige Schritte entfernt lag. Er war schon nicht mehr recht bei sich, als ich ihn ins Zimmer führte, und dort sank er bewusstlos auf das Bett. Unheimlich blass sah er aus, und in meinem Schreck läutete ich das ganze Hotelpersonal zusammen. Sofort wurde nach einem Arzt telephoniert; es ging aber einige Zeit, bis einer erreicht wurde, denn sie waren alle auf Patientenbesuchen. Der Arzt nahm den Fall sehr ernst, er kam mehrere Male kurz nacheinander, denn ich brachte Conrad die Medizin nicht allein in den krampfhaft geschlossenen Mund. Nach langen Bemühungen des Arztes kehrte das Bewusstsein zurück. Mit dem Öffnen der Augen lächelte er mir zu. Der Arzt stellte Magenvergiftung fest, die das verdorbene Bier verursacht haben musste. Sobald mein Mann ausser Gefahr war und aufstehen durfte, verlangte er nach Hause.

Welch ein seliges Gefühl war es, zum erstenmal im eigenen Heim gesund und fröhlich beisammen zu sitzen nach all der Angst und Aufregung, die ich in Bern ausgestanden hatte. In unserm Glücke blieben wir bis tief in die Nacht hinein am Tische sitzen und plauderten, als ob wir uns monatelang nicht gesehen hätten. Anderntags suchten wir die Mutter auf, die während unserer Reise die Buben in ihrer Obhut hatte. Unter grossem Jubel wurden die Habseligkeiten zusammengetragen und die Bündel geschnürt; sie konnten es kaum erwarten, ins neue Heim überzusiedeln.

Zu Hause fanden wir eine Zeitung mit der folgenden, rot angestrichenen Notiz: «Ein merkwürdiges Zusammentreffen! Das <Tagblatt der Stadt

Zürich» brachte unter den Eheverkündigungen die Namen zweier Männer, deren Vorfahren wegen der Reformation aus Italien hatten fliehen müssen. Während der eine Nachkomme, Conrad Konzett von Chur, heute noch für seine Überzeugung eintritt und kämpft, ist der andere, ein Zürcher Aristokrat, wieder zum Katholizismus übergetreten.»

Infolge langjähriger, ausschliesslicher Betätigung in Geschäften war mir die hauswirtschaftliche Arbeit ein ungewohntes Gebiet. Mein Liebster zeigte viel Geduld und fand, wie alle verliebten Ehemänner, alles gut. Ich gab mir die erdenklichste Mühe und kochte mit grosser Liebe; trotzdem hatte ich einst einen Misserfolg, den ich nie mehr vergass. Conrad erzählte öfters von der feinen Polenta, wie sie im Bündnerland gekocht werde und wie er sie von seiner Mutter und Grossmutter her kannte. Coni, der manchmal seiner Tante die Polenta gerührt hatte, sagte einst: «Ich will dir schon zeigen, wie man sie kocht; das gibt eine feine Überraschung für den Vater!» Und sie gelangen, die Überraschung und die Polenta, die goldbraun und knusperig auf dem Tische stand, nur das Salz fehlte. Ich war zerknirscht und entschuldigte mich, doch mein Mann lachte nur. Dem Schaden war bald abgeholfen und das Salz vergass ich nie mehr.

Trotz der Zuversicht, die ich bei meiner Verlobung der Mutter gegenüber äusserte, bangte es mir manchmal doch vor der Verantwortung, die ich mit der Erziehung unserer Söhne übernommen hatte. Sie liebten mich, und es kränkte sie sehr, wenn ich infolge meiner Jugend als ihre Stiefmutter angesehen wurde. Sie waren stolz auf ihre jugendfrische, fröhliche Mutter und glücklich, dass auch der Vater wieder fröhlich geworden war. Eines bereitete mir manchen Kummer; so gut sich die beiden Brüder verstanden, waren sie doch misstrauisch gegeneinander; jeder hatte Angst, der andere werde bevorzugt. Als ich einmal mit meinem Mann darüber sprach, meinte er: «Bevor ich den Haushalt auflösen musste, waren sie ein Herz und eine Seele. Dann kam Adolf zu seiner Mutter und Coni zu meinem Vater; da ging die Reiberei an.» Er sagte das mit so betrübtem Gesicht, dass ich mir vornahm, nie mehr daran zu rühren. Ein Zufall half mir, ihre Unart zu beseitigen. Eines Tages gab ich jedem der Buben einen Teller voll Kirschen. Sogleich beklagte sich Coni, Adolf habe mehr erhalten. Da sah ich sie ernst an und erklärte: «Ich habe euch beide gleich lieb, kann also gar nicht anders, als jedem gleich viel geben. Ich lege die Früchte nicht auf die Goldwaage, zähle sie auch nicht ab; aber ich verteile gleichmässig. Klagt nochmals einer, so geht er leer aus.» Kurze Zeit darauf verteilte ich Heidelbeeren; da war es Adolf, der meinte, er sei zu kurz gekommen. Ohne ein Wort zu verlieren, nahm ich ihm den Teller aus der Hand und leerte den Inhalt auf Conis Teller. Beide waren sprachlos vor Staunen, verschwanden in ihrem Zimmer und ich hörte nie mehr eine Klage.

Als mein Mann im Juli 1882 nach Zürich kam, hatte die schweizerische Arbeiterbewegung ihren Tiefstand erreicht, und ihr Organ, die <Arbeiterstimme>, war dem Tode nahe.

So stand es mit der schweizerischen Arbeiterbewegung, als mein Mann die Zügel in die Hand nahm, wenig ermutigend für ihn. Aber er, mit seinem grossen Glauben an die Zukunft, seinem volkstümlichen Rednertalent, seiner Aufklärungs- und Werbegabe, setzte seine ganze Kraft ein, um eine zielbewusste Arbeiterschaft heranzuziehen. Dem Geschick und dem Einfluss meines Mannes gelang es auch, persönliche und nationale Gegensätze zu mildern und auszugleichen und frisches Leben in die Partei zu bringen. Seiner regen Tätigkeit war es zuzuschreiben, dass am Kongress 1883 in Zürich, der auf seinen Antrag einberufen wurde, 49 Sektionen mit 2530 Mitgliedern vertreten waren, während der Kongress 1880 nur 27 Sektionen mit 450 Mitgliedern aufwies. Nur mit grosser Mühe war es ihm gelungen, die Schweizer und Ausländer an diesem Kongress unter einem Hute zu vereinigen.

Meinem Mann bereitete ich die grösste Freude, wenn ich ihn nach seinen Vortragsreisen am Bahnhof erwartete. Wenn er dann mit elastischem Schritt vom Zuge kam, wusste ich: es ist ihm gut gegangen. Nach herzlicher Begrüssung sagte er mit strahlenden Augen: «Frauuli, denke, ich bringe wieder alles Geld heim; jetzt essen wir aber im Restaurant zu Nacht!» Conrad studierte jedesmal eingehend die Speisekarte und meinte dann schliesslich: «Was meinst du zu dem höchsten aller Genüsse?» «Natürlich, natürlich», sprudelte ich lachend hervor. Waren mir Wurst und Kartoffelsalat auch nicht mehr das Köstlichste wie in Kindertagen, so blieben sie doch immer noch meine Leibspeise.

Kurze Zeit nach meiner Verheiratung liess mein früherer Arbeitgeber durch eine Angestellte anfragen, ob ich für sein Geschäft daheim weiterhin die feinern Schleifen anfertigen würde. Sie anvertraute mir, dass sich Herr Henneberg oft sehr lobend über meine geschmackvolle Arbeit ausgesprochen habe. Er habe gesagt: «Ich könne Stoff und Spitzen nur mit den Fingern schütteln, und Eleganz sitze in den Schleifen!» Diese Anerkennung bereitete mir grosse Freude und ich bekam Sehnsucht nach der schönen Arbeit. Gerne hätte ich zugesagt; aber mein Mann wollte nichts davon wissen. Das Fräulein sprach noch ein zweites Mal vor und meinte: «Es ist doch keine Schande, für das Geschäft zu arbeiten; Freundinnen von Frau Henneberg arbeiten auch für uns.» «Eine Schande ist es nicht, aber auch nicht schön, wenn feine Damen armen Arbeiterinnen den Verdienst schmälern, nur um ihr Taschengeld zu erhöhen!», erwiderte daraufhin mein Mann.

Die Absage tat mir leid; denn ich liebte Modearbeit sehr, viel mehr als die Hausarbeiten, die mir noch immer Mühe verursachten und denen ich keine rechte Freude abgewinnen konnte. Oft sah ich mich im Traume in eine Wolke von Tüll, Spitzen und Bänder gehüllt und erwachte am Morgen in

glücklichster Stimmung. Einst schlug ich Conrad vor, selbst ein Modegeschäft zu eröffnen, was er aber entschieden ablehnte: «Die Mode ist ein Tyrann, der die Schöpferinnen unbarmherzig festhält und ihre Gesundheit und das Glück ihrer Familien zerstört. Du weisst genau, dass die Modistinnen während der Saison Nacht für Nacht bis zum grauen Morgen arbeiten müssen, um ihre Kunden zu befriedigen. Wollen wir diesem Tyrannen ohne Not unser gemütliches Familienleben opfern? Unsere Kinder hätten keine Mutter und ich wäre vereinsamt und unglücklich.» Ich würde noch aus einem anderen Grunde das Anerbieten Hennebergs gerne angenommen haben; aber darüber durfte ich mit meinem Manne nicht sprechen, ohne ihn zu kränken. Die Auslagen für die Vortragsreisen verschlangen einen grossen Teil unseres Verdienstes. Ohne den Zuschuss aus unserer Buchdruckerei in Chur hätten wir nicht leben können; die angebotene Heimarbeit würde einen willkommenen Ausgleich ergeben haben. Diese Ausgaben bedrückten auch Conrad; aber er hoffte, dass die Partei bald soweit sein werde, um ihre Redner bezahlen zu können. Inzwischen setzte er seine ganze Tatkraft ein, die Arbeiterschaft aus ihrer Versunkenheit aufzurütteln und sie zu einer kampffähigen und zielbewussten Partei heranzubilden.



Mein Gatte Conrad Konzett
1848–1897

Eintritt ins politische Leben

Meine Heirat fiel in eine recht bewegte Zeit; das deutsche Sozialistengesetz zog das Spitzeltum gross und wir waren ständig von Spitzeln umgeben. Auch die hiesige Polizei schnüffelte um uns herum, als ob Wunder was zu finden wäre. Das alles war mir neu, ich fühlte mich unsicher und befürchtete, mit einer harmlosen Bemerkung meinerseits einem Genossen schaden zu können; ich schwieg, wusste von nichts, so dass es in jenen Kreisen hiess: «Conzett ist vorsichtig in Parteisachen; seine Frau hat keine Ahnung davon.» Die Schöchlichsmiede war der Treffpunkt der mit der deutschen sozialdemokratischen Parteidruckerei und dem «Olymp» verbundenen oder befreundeten Genossen. Der «Olymp» war die Wohnung von Genosse Motteler, der rote Postmeister genannt, der mit besonderem Geschick und reger Phantasie den verbotenen «Sozialdemokrat» zu verpacken verstand, dass er die Grenze passierte oder leichter zu schmuggeln war. Conrad und ich trafen oft am Sonntagabend in der Schöchlichsmiede bei einem Glas Bier mit C. Kautsky und dessen Frau, Ed. Bernstein, Richard Fischer, Carl Manz, Schlüter und Frau und anderen Genossen zusammen. Kaum waren wir dort, stellten sich auch Spitzelverdächtige ein. Dann wurde das in unseren Kreisen damals beliebte und viel gesungene Petroleurenlied angestimmt:

Wir sind die Petroleure,
Das weiss ja jedermann,
Drum tun wir alle Ehre
Dem Petroleum an.
Und weil's so schön zum Brennen ist
Und uns viel Licht verschafft,
Sei Petrol auch zu dieser Frist
Uns dieser Gerstensaft!
Hier Petroleum, da Petroleum,
Petroleum um und um!
Lasst die Humpen frisch voll pumpen,
Dreimal hoch – Petroleum!»

Zum Schlusse ertönte der Kehrreim mit noch mächtigerer Stimme und von Augenrollen begleitet:

Spione und Verräter
Verdienen einen Strick,
Doch hängen wir sie später
Im rechten Augenblick.

Es drückte sich dann hier und dort einer, dem es nicht ganz geheuer sein mochte; denn durch die «Eiserne Hand», die schon manchen Spitzel entlarvt hatte, waren sie unsicher und ängstlich geworden.

Zürich war der gesuchteste Ort für Spitzel; jeder hoffte etwas über die deutsche Parteidruckerei, den Vertrieb der Schriften und den Schmuggel des «Sozialdemokrat» zu erfahren. Auskünfte darüber waren für die deutsche Polizei die begehrtesten, für die Spitzel die einträglichsten. Sie kamen aber nicht auf ihre Rechnung, denn der Transport wurde von ganz zuverlässigen und verschwiegenen Genossen geleitet. Die sauberen Patrone machten sich auch an heimkehrende Deutsche mit der Bitte, ihren Freunden einige Nummern des «Sozialdemokrat» mitzunehmen. Der telephonische Spitzelbericht eilte den Heimkehrenden voraus. Kaum hatten sie die Grenze überschritten, wurden sie verhaftet und untersucht; da half keine Aufklärung über den Sachverhalt. Es war verboten, mehr als ein Exemplar des «Sozialdemokrat» auf sich zu tragen; darum erhielten sie Gefängnis bis zu einigen Monaten.

Wie oft warnte mein Mann in Versammlungen vor den grossmauligen Anarchisten. Durch ihren angeblichen Radikalismus gelang es ihnen, sich an manchen Genossen heranzuschlängeln, sogar in Verbandsleitungen hineinzukommen. Er erklärte bei jeder Gelegenheit: «Wenn drei Anarchisten zusammensitzen, ist mit Sicherheit anzunehmen, dass zwei davon Spitzel und der dritte das Opfer ist.» Die Erfahrungen gaben ihm in den meisten Fällen recht. Die Spitzel machten sich vorzugsweise an verworrene oder schwärmerisch veranlagte, sonst harmlose Menschen, denen sie durch ihre Hetzereien den Kopf verdrehten. Mehrere dieser Lockspitzel begingen im Ausland Raubmorde und verführten einige verworrene Menschen zu gleicher Tat, um der anarchistischen Partei Geld zuzuführen. Mein Mann erhielt wegen seiner Warnungen viele Drohbriefe. Er lachte dazu: «Diese Feiglinge werden sich nicht an mich wagen.» Ich hingegen war beständig in Angst, wenn er nicht zur bestimmten Zeit heimkehrte. Mein Mann war bei der Arbeiterschaft sehr beliebt; es wäre auch schwerlich gelungen, ein geeignetes Werkzeug für eine verbrecherische Tat zu finden. Dennoch wurde ich die Furcht nie los.

Nach den Attentaten im Ausland erfolgte in der Schweiz eine Anarchistenhetze mit 21 Ausweisungen. Es traf leider keine Spitzel, wohl aber rechtschaffene, ruhige Arbeiter, die schon jahrelang in der Schweiz niedergelassen waren und nur theoretisch dem Anarchismus huldigten. Selbst der Bundesrat gab zu, dass den Ausgewiesenen nichts Strafbares zur Last gelegt werden könne; aber ihre Theorie und Agitation sei Grund genug zum Eingreifen der Behörden. Es war für die Ausgewiesenen bitter, Frau und Kinder mittellos zurücklassen zu müssen. Gegen die ungerechten Ausweisungen protestierten die Sozialdemokraten in grossen Versammlungen. In Zürich war mein Mann Hauptredner. Sofort nahm die bürgerliche Presse Stellung gegen den Protest und einige verlangten die

Ausweisung meines Mannes. Den radikalen Anarchisten passte sein Eintreten für die ruhigen Theoretiker ebenfalls nicht; es trug ihm wieder zahlreiche Drohbriefe ein, die jedoch ohne weitere Beachtung in den Papierkorb wanderten.

Diese Vorkommnisse hatten eine unglaubliche Gehässigkeit unter der Bürgerschaft wachgerufen; bei ihnen war Sozialdemokrat gleichbedeutend mit Anarchist, Brandstifter und Raubmörder. Nicht wenig half Redaktor Attenhofer von der «Limmat» dazu.

Er stellte meinen Mann in seinem Blatte als Verbrecher, Mörder und Räuber hin, die gesamte Sozialdemokratie als eine Gesellschaft vaterlandsloser Lumpen. Meinem Mann überlief endlich die Galle und er hielt ihm sein Sündenregister, das nicht klein war, in der «Arbeiterstimme» vor; unter anderem auch, dass Attenhofer durch seine unbegründeten Anschuldigungen der deutschen Polizei Spitzeldienste leiste. Daraufhin erschien in seinem Blättchen eine grosse Ankündigung: er werde klagen.

Nun kamen die langen Winterabende. Mein Mann richtete es ein, dass er wöchentlich zwei Abende von Parteipflichten entbunden war. Diese Stunden benützte er dazu, uns zu erzählen und vorzulesen. Das waren Festabende; die Lampe stand mitten auf dem runden Tische; wir sassen ringsum, und der Vater erzählte. Er besass einen köstlichen, tiefen Humor, schilderte spannend und nahm unsere Aufmerksamkeit völlig gefangen. Unbewusst rückten wir, ich von der einen, die Buben von der anderen Seite näher und näher zu meinem Mann, bis wir von seinen Armen umfassen wurden.

An einem Abend lagen Gedichte von Gottfried Keller vor ihm; darauf hindeutend, erzählte er ein Erlebnis mit dem Dichter: «Letztes Jahr, als ich nach Zürich kam, nahm ich Pension bei Genosse Obrist, der eine Wirtschaft am Zeltweg führte. Im gleichen Hause wohnte Gottfried Keller, dem ich einige Male auf der Treppe begegnete. In meiner grossen Verehrung für den Dichter hätte ich gerne einige Worte mit ihm gesprochen. Ich grüsste ihn; er aber gab mir, den Kopf schief haltend, von unten herauf einen solch merkwürdigen Blick, dass ich nicht wagte, ihn anzureden. Einst traf ich ihn im Hausflur, zog den Hut und sagte freundlich: «Guten Abend, Herr Staatsschreiber, wie geht es Ihnen?» Keller ging an mir vorbei, kehrte sich, sah mich wütend an und brummte etwas in seinen Bart, das ich nicht verstand, aber es tönte wie fernes Donnerrollen. Dann machte er kehrt und trippelte der Türe zu.

Ich erzählte Obrist, wie Keller mich habe abblitzen lassen. Er sagte lachend: «Unser grosser Dichter ist kein Freund der Sozialisten, und dein riesiger Hut verriet ihm sogleich, wes Geistes Kind du bist. Er hat auch wenig Verständnis für die lustigen Sitzungen des Mohrenklubs, die in meinem Lokale stattfinden, wenn Bebel und andere Führer in Zürich sind. Dann wird das in Deutschland so beliebte Lied vom Bürgermeister Tschech, der in den vierziger Jahren ein Attentat auf Friedrich Wilhelm IV.

verübt hatte, mit einem Kraftaufwand gesungen, dass die Wände zittern. Eines Abend, als bei uns wieder einmal dieser <Kunstgesang> dröhnte, war der Schriftsteller Paul Heyse bei Keller zu Besuch und fragte nach den Ursachen des Lärms, worauf Keller erwiderte: <Das sind Sozialdemokraten.> Da soll Heyse deklamiert haben: <Dort unter der Schwelle brodeln die Hölle.>»

Diese Erzählung machte unsern Buben Spass und sie gaben nicht nach, bis ihnen der Vater einen Vers vom Bürgermeister Tschech vorsang, dem sie beim Refrain «Tschech, Tschech, Tschech» mit Strampeln Nachdruck verliehen. Ich befürchtete, die Mieter unter uns könnten bei dem Heidenlärm reklamieren, und gebot Ruhe.

An einem Abend war Fahnenweihe des Arbeiterinnenvereins Zürich. Die Gründerin der schweizerischen Arbeiterinnenvereine, Frau Guillaume-Schack, hatte der Sektion Zürich eine Fahne geschenkt und vertrat bei der Einweihung Patenstelle. Ich hatte schon verschiedentlich im Anschluss an Berichte über Arbeiterinnenversammlungen in schweizerischen Zeitungen ein Spottgedicht gelesen, das einem Berliner Witzblatt mit Wonne nachgedruckt wurde:

«Eia popeia, nun schlaft ihr Rangen,
Die Mutter ist wieder versammeln gegangen;
Eia popeia, o bleibt mir gesund,
Die Mutter hält Reden, der Vater den Mund!»

Warum sagten die Berichterstatter nichts von den Hunderttausenden von Arbeiterfrauen, die täglich elf Stunden in Fabriken oder bis sechzehn Stunden in Kleinbetrieben arbeiten mussten, um ihre Kinder vor Hunger zu bewahren? Hatte ein einziger der Spötter sich darum gekümmert, was aus diesen «Rangen» würde, die ohne Aufsicht und Pflege aufwüchsen? Da fanden sie keine Worte. Ich besuchte mit meinem Manne die Fahnenweihe und wurde Mitglied des Arbeiterinnenvereins.

Im Frühjahr zeigte mein Mann ein gedrücktes Wesen, das mich ängstigte; ich sah, dass er litt, doch sprach er nicht davon. Die gemütlichen Lese- und Plauderstunden abends beim Lampenlicht waren dahin. Bei einer Notiz der «Chicagoer Arbeiterzeitung» wurde er lebhaft und erzählte. Ich brachte endlich heraus, dass die Sehnsucht, das Heimweh nach Amerika ihn so bedrücke. Dieser Zustand stelle sich seit seiner Rückkehr jeden Frühling ein: «Es ist wie ein heftiges Fieber, das mich fast aufreibt.» Ich nahm seinen Kopf zwischen meine Hände: «Du lieber, armer Mann! Warum sagst du mir nichts davon? Wenn du so grosses Heimweh nach Amerika hast, gehen wir halt hinüber. Ich fürchte nur, dass dir drüben noch viel aufreibendere Kämpfe bevorstehen als vor deinem Wegzug 1878. Vergiss nicht, dass die beiden Zeitungen, die du für die sozialdemokratische Partei

gegründet und geschrieben hast, heute in anarchistischen Händen sind.» Conrad unterbrach mich: «Die führenden Chicagoer Anarchisten sind mit den hiesigen nicht zu vergleichen. Das sind Männer mit goldlauterem Charakter. Noch vor wenigen Jahren waren sie überzeugungstreue Sozialisten, und nur die Bestechlichkeit der Beamten, die brutale Kampfweise der Unternehmer gegen die Arbeiter und die Arbeiterbewegung hat sie zu einer schärferen Tonart veranlasst. Ich kann begreifen, dass ihnen die Geduld ausging; aber ihr scharfes Vorgehen rief die noch viel schärfere Gewalt der Gegner hervor.» Nach dieser Aussprache war mein Mann wieder ruhig wie früher.

Eines Tages kam mein Mann früher aus der Druckerei und rief freudig erregt zur Tür herein: «Fraueli, heute gibt es einen gemütlichen Tag! Einige deutsche Parteiführer sind hier; das wird gefeiert! Du wirst August Bebel mit Familie, Wilhelm Liebknecht, Dietz aus Stuttgart, Grillenberger aus Nürnberg, Auer, Dr. Viktor Adler aus Wien und einige andere Genossen kennenlernen. Nach dem Mittagessen treffen wir uns am Landungssteg!» Als wir hinkamen, war schon ein Teil der Gesellschaft versammelt, und mein Mann gesellte sich gleich zu den Schweizern. Neben uns stand Bebel mit Frau und Tochter im Kreise einiger deutscher Genossen, mit denen er eine Meinungsverschiedenheit ausfocht. Bebel, von dem ich schon viel gehört, hatte ich mir anders vorgestellt. Ich erwartete eine Kraftgestalt; statt dessen sah ich einen schlanken, sorgfältig gekleideten Herrn mittlerer Grösse mit markigen Gesichtszügen. Seine Frau war etwas kleiner und rundlich; ihr Gesicht strahlte von Liebe und Güte, so dass mir bei ihrem Anblick warm ums Herz wurde. Wenn ich nicht zu schüchtern gewesen, wäre ich zu ihr hingetreten und hätte ihr die Hände gedrückt. Die Tochter war ein liebes, zartes Mädchen im Alter von fünfzehn Jahren. Während meinen Betrachtungen hörte ich Bebels Stimme, hart wie Stahl: «Dass er aus der Partei austritt, ist das mindeste, was man von ihm verlangen kann! Ein Führer der Sozialdemokratie muss rein sein vom Scheitel bis zur Sohle!» Nachher sah er uns, trat herzu und begrüßte mich als neue Genossin mit so herzwinnender Liebenswürdigkeit, dass ich mich verwundert fragte: «Kommt diese liebe Stimme aus dem gleichen Munde wie vorher die stahlharten Worte?» Hinter mir hörte ich Carl Moor halblaut singen: «Der Geier kommt, der Geier kommt, der Geier ist schon da!» Alles lachte und sah nach der Richtung, aus der ein Mann kam, mittlerer Grösse, vornübergebeugt, mit blondem, struppigem Schnurrbart und einer Brille vor den kurzsichtigen Augen. Für mich wieder eine Enttäuschung! Der Geier war Dr. Adler, der hervorragende Führer der österreichischen Sozialdemokratie. Mein Mann bemerkte mein Erstaunen und flüsterte mir zu: «Höre ihn erst einmal reden und lerne ihn persönlich kennen, dann verstehst du seine Machtstellung in der Partei.» «Jetzt kommen der Soldat und Dietz», hörte ich neben mir sagen und sah zwei grosse Männer auf uns

zuschreiten. Der schlankere, mit braunem Vollbart, war Wilhelm Liebknecht. Der andere, voll und stattlich, machte mir den Eindruck eines gewandten Geschäftsmannes; es war Buchdrucker Dietz. Auf meine Frage, warum Liebknecht mit Soldat bezeichnet werde, obwohl er eher wie ein Gelehrter aussehe, erwiderte Conrad, dass er wahrscheinlich dem Revolutionär von 1848 gelte; vielleicht habe ihm auch seine kurze, barsche Redeweise den Spitznamen eingebracht.

Statt der vorgesehenen Dampfschiffahrt wurde eine Kahnfahrt beschlossen und die Schiffchen je nach den Gruppen ausgesucht. Im letzten Augenblick erschienen noch Grillenberger und der «lange Nazi», wie Auer genannt wurde. Einige Zeit war Bebels Schiffchen in unserer Nähe; aus seiner Unruhe und seinem Rufen merkte man deutlich die Angst um sein Töchterchen, das lustig mit Dr. Adler vorausgefahren war. Der Abend vereinigte alle noch einmal zu einigen gemütlichen Stunden. Da ich zu jung und fremd war in diesem Kreise, um mich an einer Unterhaltung zu beteiligen, verlegte ich mich aufs Beobachten.

Alle diese Männer mit ihren intelligenten, ernsten Gesichtern setzen ihr ganzes Sein und Können, ihre ganze Persönlichkeit für die grosse Masse der Enterbten und Entrechteten ein. Für diese kämpfen sie gegen die Macht des Kapitals, gegen die Macht der herrschenden Parteien und gegen die oft einseitige Machtanwendung des Staates. Wie die ersten Christen sind sie gezwungen, ihre Zusammenkünfte, ihre Beratungen an verschwiegenen Orten, im Walde, in Einöden oder ausser Landes abzuhalten. Und was wird diesen Männern für ihr selbstloses Eintreten für die Armen und Schwachen? Verleumdung, Hass, Verfolgung und Gefängnis – man glaubt sich um Jahrhunderte zurückversetzt. Ihre Überzeugung, dass die sozialistische Weltanschauung die richtige sei und durchdringen werde, ist so gross und stark, dass keine Strafe sie zu erschüttern vermag. Welch wunderbarer Glaube! Am liebsten wäre ich meinem Manne gleich um den Hals gefallen vor Freude und Stolz, dass er zu diesen Kämpfern gehörte! Ich war begeistert, hingerissen und gelobte, mit meinen schwachen Kräften mitzukämpfen. In erster Linie wollte ich an den Arbeiten und Kämpfen meines Mannes regen Anteil nehmen; er sollte mich nicht umsonst seinen treuen Weggenossen genannt haben; ich wollte auch sein Kampfgenosse werden. Vor allem aber sollte er immer ein liebewarmes Heim finden, um dort frische Kraft zu schöpfen für den täglichen Kampf.

Die gemütliche Stimmung der Genossen weckte mich aus meinem Sinnen auf. Köstliche Erlebnisse wurden zum besten gegeben. Bebel erzählte in launiger Weise aus seinen Wander- und Gesellenjahren, wie er als schwächlicher Bursch oft für einen Schneidergesellen angesehen wurde und entsprechende Arbeit angeboten erhielt. Damals gab es noch keine Arbeitervereine, wohl aber in den meisten Städten katholische Gesellenvereine für junge, geistig regsame Arbeiter als einzige Bildungsstätten. Sie waren duldsam genug, auch Protestanten als

Mitglieder aufzunehmen. Ein gegenüberstehender Herr fragte mich, ob ich die Anekdote von Liebknechts Sohn kenne. Als ich dies verneinte, erzählte er, dass in der Schule einst gefragt wurde, welches der höchste Berg Deutschlands sei. Da habe Carl Liebknecht geantwortet: «Der Hubertusberg; mein Vater hat beinahe zwei Jahre gebraucht, bis er wieder herunterkam.» Auf dem Hubertusberg stand das Gefängnis, in dem Liebknecht und Bebel 1872 eine Festungshaft von einem Jahr und zehn Monaten antraten.

Nach und nach wurde die Stimmung immer lustiger. Bei dieser Gelegenheit hörte ich zum erstenmal das «berühmte Lied vom Bürgermeister Tschech» richtig singen. Nun stieg die Heiterkeit erst recht. Wer diese lustigen Sänger gesehen hätte, würde in ihnen nicht die ernstesten, entschlossenen Männer, die täglich in schwerem Kampfe standen, vermutet haben. Es war, als ob Grillenberger meine Gedanken erraten hätte; denn er sagte unversehens zu mir: «Nicht wahr, das haben Sie nicht erwartet, dass wir Verfehmten und Geächteten so lustig sein könnten? Ja, wenn der schwere Druck der Gewaltherrschaft von uns genommen ist – und das ist er, wenn wir auf Schweizerboden sind –, dann löst sich die unterdrückte Lebensfreude in sprudelnde Lustigkeit auf, wie Sie heute abend sehen.»

Erst nach Jahren hörte ich, dass Grillenberger einen Teil des «Sozialdemokrat» in seinem Geschäft in Nürnberg druckte. Die Polizei hatte Lunte gerochen und passte ständig auf, erwischte ihn aber merkwürdigweise nie. Ein Zufall oder eine kleine Unaufmerksamkeit hätte das geheime Drucken ans Licht bringen können, und Grillenberger wäre eine schöne Anzahl Jahre Gefängnis sicher gewesen. Auch Dietz in Stuttgart war geheimer Parteidrucker und den gleichen Gefahren ausgesetzt.

Redaktor Attenhofer hatte inzwischen geklagt. Mein Mann reichte Gegenklage ein; aber schon in der Voruntersuchung wurden ihm die Durchsicht der Akten und das Recht der Geschworenenzurückweisung verweigert. Daraufhin kündigte sein Anwalt, Dr. Amsler, zum vornherein Berufung an das Kassationsgericht an und erklärte, vor Gericht nicht erscheinen zu wollen. Mein Mann befürchtete, dass dadurch seine Gegenklage dahinfalle; sein Anwalt glaubte es nicht. Meines Mannes Befürchtungen trafen ein: durch das Nichterscheinen wurde die Gegenklage hinfällig, ebenso die Kassation, die nur verlangt werden kann, wenn die Parteien vor Schwurgericht erscheinen. Nun hatten die Gegner leichtes Spiel. Der Gegenanwalt Dr. Ryf verstand es, seinen Klienten Attenhofer so rein zu waschen, dass er «schneeweiss» vor den Geschworenen stand. Er klärte die Geschworenen folgendermassen auf: «Der einzige Unterschied zwischen Sozialdemokraten und Anarchisten besteht darin, dass die einen schneller, die andern langsamer vorgehen. Die einen wollen warten bis Martini, die andern sofort plündern. Es gibt zwar Professoren, die den Sozialismus lehren; aber das sind Stubengelehrte, die

von einem höheren Standpunkte aus sprechen. Die Sozialdemokraten aber sind keine ideal veranlagten Naturen.» Ideal veranlagt war nur sein Klient, der vorigen März im Anschluss an einen Artikel seines Blattes «Freiheit probatum est!» folgendes geschrieben hatte: «Auch wir sagen das, wenn diese Mordbrenner (gemeint die Sozialdemokraten) wiederum klafferweise übereinanderliegen, dahingestreckt vom Blei der Bourgeoissoldaten!»

Mein Mann wurde zu vierzehn Tagen Gefängnis, einer Entschädigung an Redaktor Attenhofer, Busse und Kosten im Betrage von Fr. 1200.– verurteilt. Er meinte: «Du wirst dich hoffentlich nicht grämen, dass dein Mann ins Gefängnis wandern muss; alle führenden Genossen waren im Gefängnis oder in Verbannung, Liebknecht und Bebel jeder gegen vier Jahre. Sogar der liberale Redaktor Stämpfli in Bern wurde als Revolutionär bekämpft, nach dem Sonderbundskrieg wegen Pressevergehen zu Gefängnis verurteilt und doch noch zum Bundesrat gewählt.» Schelmisch lächelnd meinte er: «Also hast auch du noch Gelegenheit, Frau Bundesrat zu werden!»

Am 27. Juni 1884 traf Conrad seine Strafe im Bezirksgefängnis Meilen an. Der Abschied wurde uns sehr schwer; denn ich ging Mutterfreuden entgegen und war zeitweise recht leidend. Mein Mann war sehr besorgt um meine Gesundheit, ich musste ihm versprechen, täglich zu schreiben und ihn bald zu besuchen. Er mahnte unsere Buben vor seinem Fortgehen, ja recht lieb mit mir zu sein; es hätte der Mahnung nicht bedurft.

Wir wohnten damals in Hottingen, und als ich eines Tages in der Stadt einkaufte, begegnete mir eine Bekannte, die mitleidig bemerkte: «Du wärest gewiss froh, wenn du nicht geheiratet hättest.» Erstaunt sah ich sie an, denn ich hatte gar nicht daran gedacht, dass die Verurteilung meines Mannes als ein Unglück für mich betrachtet werden könnte. Ich erwiderte schroff: «Nein, nein, jede Stunde würde mich reuen, die ich später geheiratet hätte; denn ich bin sehr glücklich!» Erst daheim dachte ich recht über das Erlebnis nach und ging nur noch im äussersten Notfalle in die Stadt aus Angst vor weiteren Mitleidsbezeugungen. Mitleid mit mir, die so glücklich war?! Seit unserer Verheiratung war jeder Tag ein Sonn- und Glückstag gewesen. Nicht nur gegen mich und unsere Buben war sein Herz voll Liebe und Güte, auch den Unglücklichen und Schwachen gegenüber begegnete mein Gatte mit einem Zartgefühl, das man dem starken Manne mit der rauhen Aussenseite nicht zugetraut hätte; am allerwenigsten wohl seine Gegner, wenn er gegen sie wettete und seine dunklen Augen Blitze schleuderten.

Und nun sollte ich Mutter werden! Ich dachte viel über die Mutterschaft nach und erinnerte mich zweier Mädchen, mit denen ich auf der gleichen Schulbank gesessen hatte. Sie waren auch Mütter geworden, aber unter traurigen und schweren Umständen. Jetzt, da ich von so viel Liebe und Fürsorge umgeben war, musste ich an meine früheren Kameradinnen

denken. Sie sahen sich von ihren Geliebten, denen sie ihr ganzes Vertrauen geschenkt hatten, verraten und betrogen. Von der Welt verachtet, hatten sie die ganze Last der Mutterschaft und auch die Sorge um ihr Kind zu tragen. Ich konnte nicht mehr ruhig sitzen bleiben und schritt lange Zeit aufgeregt im Zimmer auf und ab; ein grosses Erbarmen mit den Verlassenen packte mich. Zugleich fühlte ich eine tiefe Scham, dass ich mich damals in meiner Selbstherrlichkeit hoch über sie gestellt hatte. Es hielt mich nicht mehr zu Hause; ich musste hin, den jungen Müttern die Hand zu drücken und ihnen Abbitte zu leisten.

Zuerst besuchte ich Else Behrens. Sie schaute mich erstaunt an; als ich ihr aber den Grund meines Kommens erzählte, verklärte ein warmer Schein ihr Gesicht. Der Kleine war ein herziges Kerlchen von anderthalb Jahren, kugelrund, mit fröhlichen Blauaugen. Ich nahm ihn auf den Schoss, herzte und küsste ihn in der Vorahnung meines eigenen Mutterglückes. Beim Kaffee erzählte Else von ihrem einstigen Verlobten; wie sie ihn geliebt und wie sie gespart, bis sie ihre Aussteuer beisammen hatte. «Meine Glättereigang gut, ich arbeitete viel und hart; abends sassen wir beisammen und schmiedeten Pläne für die Zukunft. Als ich mich Mutter fühlte, entpuppte Julius eine Charakterlosigkeit, die mich entsetzte. Nach der Geburt klagte ich auf eine Beitragspflicht für mein Kind. Die Frage des Richters, ob er mich heiraten wolle, bejahte er; ich aber erklärte, dass ich keinen Mann heirate, den ich verachten müsse.»

Am gleichen Nachmittag stieg ich in das Dachstübchen zu Roseli Walder. Es war ein liebes, zartes Mädchen, von den Eltern wegen der Schande verstossen, ohne Beruf und deshalb mit wenig Verdienst. Vom Vater ihres Kindes bekam sie beinahe nichts an dessen Unterhalt, trotz seiner guten Stellung. Grosses Mitleid zog mich zu dem Mädchen hin, das so wenig für den Lebenskampf geschaffen war. Zu meinem Erstaunen stand Roseli bei meinem Eintritt mit verklärtem Gesicht am Fenster und erzählte mit leuchtenden Augen, dass sie bald heiraten werde; dann nehme sie ihren Bubi zu sich und alles Leid habe ein Ende. Vor einigen Stunden sei Hermann Peter bei ihr gewesen, um mitzuteilen, dass seine Eltern mit der Heirat endlich einverstanden seien. Das freute mich aufrichtig und ich wünschte meiner einstigen Gespielin von Herzen Glück. Vierzehn Tage später kam Roseli ganz verstört zu mir und streckte einen Brief hin – die Verlobungsanzeige Hermanns. Ich riet ihr zu klagen, damit die Beitragspflicht an den Unterhalt des Kindes gerichtlich festgelegt werde. Davon wollte sie nichts wissen. Worte des Trostes fand ich nicht; ich schloss das arme Mädchen in meine Arme, streichelte es und liess es an meinem Herzen weinen. Nach drei Wochen erschien Roseli wieder und erzählte mit hastigen Worten: «Mein Bubi ist versorgt; eben habe ich den Vertrag mit seinen Adoptiveltern unterschrieben. Sie lieben ihn schon lange und hätten ihn gerne für ganz gehabt. In einigen Tagen reise ich nach Brasilien. Ich kann nicht leben, wo mein Kind sich befindet, ohne dass ich

es sehen darf; aber ich werde täglich für das Glück meines Lieblings beten.» Roseli reichte mir die Hand: «Hab tausend Dank für deine Anteilnahme; du warst der einzige Mensch, der in meinen schwersten Stunden liebe Worte für mich hatte.»

An einem schulfreien Nachmittag kamen meine Buben ziemlich spät nach Hause. Mit glühenden Wangen traten sie ein, und ich merkte gleich, dass sie etwas auf dem Herzen hatten. Adolf flüsterte mir geheimnisvoll zu: «Mama, wir haben eine Verschwörung!» Erschrocken fragte ich: «Was für eine Verschwörung habt ihr? Das müsst ihr mir erzählen.» Zu meiner Überraschung fragte Adolf: «Kennst du Redaktor Attenhofer, der unsern Vater ins Gefängnis gebracht hat?» Als ich dies verneinte, meinte er wichtig: «Aber Coni und ich; wir haben ihm aufgepasst. Weissst du, Mama, er ist nur ein kleines Mannli mit einem struppigen Bart und einer roten Nase. Wir haben ihm nachgefragt und gewartet, bis wir ihn gesehen hatten; jetzt wissen wir, wo er zu treffen ist; dem wollen wir heimzahlen, dass er den Vater ins Gefängnis gebracht hat.» Coni mit den blitzenden Schwarzaugen und dem unternehmungslustigen Bubengesicht fiel ihm ins Wort: «Dem bösen Menschen schiesse ich mit meinem Kopf zwischen die Beine, dann fällt er um, und Adolf und ich bleuen ihn durch, dass er den Vater nicht mehr angreift.» Ängstlich fragte ich: «Weiss noch niemand davon, auch keine Buben?» Stolz antworteten sie: «Aber Mami! Wir haben dir doch gesagt, dass es ein Geheimnis sei; du bist die einzige, die davon weiss.» Ich atmete erleichtert auf und erklärte ihnen, dass ein solcher Überfall das Allerverkehrteste wäre. «Glaubt mir, sofort würde der <Limmat>-Redaktor in seiner Zeitung schreiben, dass ihr ihn überfallen und töten wolltet und dass der Vater euch dazu angestiftet habe.» «Das ist doch gar nicht wahr», riefen die Buben. «Das schon; aber der Vater ist verantwortlich für euch; er würde gestraft und müsste noch viel länger im Gefängnis bleiben.» Dass sie auf ihren Plan verzichten sollten, wollte ihnen nicht einleuchten, und ich hatte Mühe, sie davon abzubringen.

Nach Verbüssung seiner Strafe holte ich meinen Mann in Meilen ab. Er wurde bei seiner Ankunft in Zürich von der Arbeiterschaft mit Musik und Fahnen begrüsst, und eine Arbeiterin übergab ihm beim Empfang einen grossen Blumenstrauss. In Reih und Glied marschierte der stattliche Zug zum alten Schützenhaus bei der Bahnhofbrücke. Dort sprach Conrad über den verlorenen Prozess. Daraufhin ging Attenhofer wieder zum Kadi und verlangte für seine angegriffene Ehre Fr. 10 250.–. Er war durch den vor einigen Wochen leicht errungenen Sieg lüstern geworden. Der Prozess kam diesmal nicht mehr vor die Geschworenen, sondern vor das Bezirksgericht. Dieses lehnte die Verleumdungsklage ab und verurteilte meinen Mann wegen Beschimpfung zu einer Entschädigung von hundert Franken.

Nach der Haftentlassung begannen die Schulferien, und wir reisten alle zum Grossvater nach Chur, um dort unsere Ferienzeit zu verleben. Zum erstenmal in den Bergen! In der Morgenfrühe stiegen mein Mann und ich einen Waldweg hinauf, höher und höher, während einigen Stunden, es war ein herrliches Wandern. Vom Hauptweg abweichend, stiegen oder kletterten wir auf kaum sichtbaren Pfaden zwischen Felsblöcken empor, auf denen magere Tannen ihr kärgliches Dasein fristeten. Von weitem sah ich etwas Rotes leuchten, eilte voraus und stand vor einem riesengrossen Alpenrosenfeld. Ich legte mich platt in das Blütenmeer; anders wusste ich meiner übermächtigen Freude des ersten Erschauens nicht Ausdruck zu geben.

Ich sah rundum in unermesslicher Weite die in Neuschnee glänzenden Firnen; die Luft war so klar, dass ich vermeinte, Menschen und Gemsen auf den Spitzen zu erkennen. Die weissen Firnen, das leuchtende Rot der Alpenrosen und über all der Pracht des Himmels Bläue; die Hände gefaltet, erfüllt von tiefster Ehrfurcht, stand ich vor dem Wunder der Natur.

Mein Mann liess mich allein, um meine Ergriffenheit, meine Andacht nicht zu stören. Dann aber trat er zu mir: «Ja, meine Heimat ist schön; deshalb haben wir Bündner in der Fremde immer so namenloses Heimweh; andererseits zieht uns ein Wandertrieb, der nicht zu bemeistern ist, in weite Fernen. Gelt, mein Schatz, wir Bündner sind kuriose Leute?»

Eine würzige Brise strich über die Hochebene; weit öffnete ich die Arme zu einem erquickenden Luftbad. Später träumte ich mich oftmals auf diese Bergeshöhe, umweht vom Alpenwind, und erwachte morgens, an Leib und Seele erfrischt.

Eines Abends begrüsst mich Conrad mit den Worten: «In der Parteidruckerei herrscht Gewitterstimmung; sie schimpfen wie die Rohrspatzen über die verflixte Grenzpolizei, der wieder einmal eine Nummer des <Sozialdemokrat> in die Hände gefallen ist.»

Ich hätte zu gerne etwas über den Schmuggel erfahren; doch mein Mann lächelte über meine Neugier und erzählte dann etwas zögernd: «Das ist keine leichte Sache. Jede Woche muss eine Nummer des <Sozialdemokrat> über die Grenze gebracht werden. Rings um den Bodensee und dem Rhein entlang bis nach Basel hinunter passt die Polizei auf, und wehe dem, den sie erwischt; bis zu vier Jahren Gefängnis sind ihm sicher. Du kennst doch unsern kleinen Belli, der im Olymp beschäftigt ist. Das ist der umsichtigste, waghalsigste und unerschrockenste Genosse, der die Grenze kennt wie seinen Hosensack und immer wieder einen Durchschlupf findet, auch wenn die Grenzer noch so aufpassen. Es macht ihm die grösste Freude, ihnen eine Nase zu drehen; deshalb ist er auch am meisten gehasst und gesucht. Aber der gute Belli hat sich noch nie erwischen lassen; wie ein Aal gleitet er ihnen aus den Fingern, selbst wenn sie glauben, ihn fest und sicher zu haben.» Erst nach Jahren, als das Sozialistengesetz gefallen war, erzählte mir Conrad von gelungenen Schmuggelfahrten! Zwei Nummern des

«Sozialdemokrat» lagen verpackt zur Spedition bereit, für die auch der kluge Belli keinen Weg zu finden wusste. Da reiste er nach Basel in der Hoffnung, dort weniger auffällige Zöllner zu treffen, sah sich aber darin getäuscht.

Eine Basler Sitte half ihm aus der Verlegenheit. Es war üblich bei Arbeiterhochzeiten, nach der Trauung mit den Hochzeitsgästen in fröhlichster Stimmung ins Elsass zu fahren. Belli nützte diese Sitte aus. Bald waren einige junge Genossen gefunden, die mit ihren Freundinnen gerne zu einer Hochzeitsfahrt bereit waren. Mit Blumen geschmückt und dem «Sozialdemokrat» auswattiert, fuhren sie singend über die Grenze. Die Polizei schaute der fidelen Gesellschaft nur flüchtig in den Wagen, darin der entsprechend verpackte «Sozialdemokrat» den Boden bedeckte.

Selten durfte der gleiche Trick zum zweitenmal gewagt werden, da fast immer jemand dabei war, der nicht schweigen konnte. Auch von den angeblichen Hochzeitsfahrten waren die Grenzer bald benachrichtigt.

Ein anderes Mal, als es mit der Spedition wieder brenzlich geworden war, besuchte Belli einen ihm empfohlenen Fabrikdirektor in Säckingen, der den Sozialdemokraten gewogen war. Der Mann besann sich erst, dann sagte er: «Übermorgen findet in unserm Revier eine grosse Treibjagd statt, der ein Gelage in unsern Fabrikräumen folgt. Das Essen besorgen die vornehmen Basler Jäger, deren Sendungen ungehindert die Zollschranke passieren. Sorgen Sie für eine entsprechende Verpackung des «Sozialdemokrat»; der Basler Fuhrmann wird auch Ihr Gepäck mitnehmen.» Anderntags besorgte der deutsche Fabrikleiter die Weiterspedition, und alles erreichte seinen Bestimmungsort. (* Schmugglererlebnisse erzählt: J. Belli, Die rote Feldpost)

Die vornehmste Fahrt machte der «Sozialdemokrat» nach seiner späteren Verbannung von London aus. Als Kaiser Wilhelm von seinem Besuch in England zurückkehrte, hatte er keine Ahnung, dass der verhasste «Sozialdemokrat» sein Reisegefährte war. Schön verpackt lagen zwei Nummern im Bauche des Schiffes, sicher, dass sich die Polizeischnüffel nicht an so hohe Fracht wagten und er die Reise ins deutsche Land hinein frisch, fröhlich unternehmen dürfe.

Meine Mutterschaft brachte mir verschiedene Leiden. Sobald ich nachts eingeschlafen war, zeigte mir der Traum ein grosses, schwarzes Tier mit einem Krokodilskopf. Ich sah immer nur den mächtigen Kopf mit dem offenen Rachen und erwachte jedesmal schweissgebadet. Anfänglich war ich darüber sehr aufgeregt; mein Mann suchte mich zu beruhigen, ängstigte sich aber selbst, da liess ich nichts mehr davon merken. Der Traum verlor auch nach und nach das Schreckhafte, und ich gewöhnte mich an den nächtlichen Gast.

Einst erzählte mein Mann, er hätte von seiner Mutter und Grossmutter gehört, dass eine werdende Mutter fleissig die Kirche besuchen müsse,

wenn sie ein gesundes Kind erhalten wolle. Am nächsten Sonntag rüstete ich mich rechtzeitig zum Besuch des Gottesdienstes. Mein Mann schloss mich bewegt in die Arme und wünschte mir Glück auf den Weg.

Im Herzen grosse Andacht und Hoffnungsfreude, trat ich in die Kirche. Kaum hatte der Pfarrer mit der Predigt begonnen, wurde mir sterbensübel; hätte mich die Nachbarin nicht hinausgeführt, wäre ich hingsunken. Ich beruhigte Conrad, dass die Kirchenluft zu drückend gewesen sei und dass ich an einem kühleren Sonntag hingehen werde. Ein nebliger Herbsttag führte mich wieder zur Kirche. Vorsichtigerweise setzte ich mich in die Nähe der Kirchentüre, um mich im Notfall schnell und unbemerkt entfernen zu können. Bei den ersten Worten des Geistlichen stieg es mir eiskalt den Rücken hinauf und Schweisstropfen rannen von der Stirne. Ich schlich hinaus und – es wurde mir leicht und wohl, sobald ich die Schwelle überschritten hatte. Ich versuchte es zum drittenmal an einem richtigen Wintertag – mit dem gleichen Misserfolg.

Niedergeschlagen kehrte ich heim. Wenn mein Mann das nur nicht als eine böse Vorahnung deutete; er freute sich doch so innig auf unser Kindchen!

Im Januar 1885 kam unser Kind zur Welt, und mein Mann war ganz ausgelassen vor Freude, dass es ein Mädchen war. Mit rührender Sorgfalt bettete er das kleine Geschöpfchen sachte in seine starken Arme, spazierte mit ihm umher und schmiedete Pläne für die Zukunft. Meine Mutter sass neben dem Bett und warnte: «Du verwöhnst die Kleine mit dem vielen Herumtragen; sie wird bald genug mit Schreien zeigen, was sie will.» «Das ist recht», gab Conrad zurück, «unser Kind soll seinen Willen nur zeigen.» Wie wohl tat mir das grosse Vaterglück! Aber wird unser herziges Kindlein auch gesund bleiben? Diese Frage stellte ich mir oft, denn es wurde mir manchmal bange ums Herz bei seinem Anblick. In den ersten Monaten entwickelte sich unser Maiteli gut; dann fing es an zu kränkeln, schwach und blass zu werden; zuletzt stellten sich Krämpfe ein und unser Hausarzt musste geholt werden. Nach der Untersuchung murmelte er in den Bart: «Hab's schon gedacht, kann gar nicht anders sein!» Dann zu mir gewandt: «Ihr Kind ist gross und scheint kräftig gebaut, wohl ein Erbteil des Vaters; aber es fehlt ihm die nötige Lebenskraft, eine Folge der Entbehrungen und Überarbeitung während Ihrer Entwicklungsjahre, Frau Conzett. Nicht traurig sein! Ich hoffe, dass wir bei richtiger Ernährung und mit Kräftigungsmitteln die Kleine doch auf die Beinchen bringen. Das Kind muss den ganzen Tag im Freien zubringen. Ständig frische Luft wirkt oft Wunder.»

Zuerst war mein Mann über den Bericht bestürzt; dann aber versetzte er hoffnungsfroh: «Nun gehst du mit Margritli zum Vater in die Ferien und nimmst die Buben mit. In den herrlichen Wäldern bei Chur, die in wenigen Minuten zu erreichen sind, wird sich unser Mädchen erholen, und auch deine Backen sollen runder werden und wieder Farbe bekommen.»

Wirklich erholte sich die Kleine gut, hatte rosige Bäckchen und sah lebhaft in die Welt hinaus, als mein Mann uns abholte. Seine Freude war gross, als er das Kindchen so wohl fand.

Mir streichelte er die Backen und sagte: «Jetzt, Schatz, siehst du wieder aus wie damals, als ich dich kennenlernte.» Unser Sohn Adolf musste eines Hals- und Ohrenleidens wegen noch einige Zeit in Chur bleiben, wo er bei einem befreundeten Arzt in Behandlung war.

Zwei Tage nach Adolfs Heimkehr erkrankte unser Maiteli aufs neue. Der Arzt konnte noch keine Auskunft über die Krankheit geben. Zu unsrer Verwunderung kam er abends mit seinem Assistenten; sie untersuchten Deteli noch einmal und gingen wieder fort, ohne etwas zu sagen. Am folgenden Tag erkrankten Adolf und Conrad. Da erst stellte der Arzt Typhus fest. Er hatte unser Kindchen schon bei der ersten Untersuchung typhusverdächtig gefunden; doch schien ihm diese Krankheit bei dem kleinen Kinde, das nie mit andern Leuten in Berührung gekommen war, unwahrscheinlich. Adolf musste die Krankheit heimgebracht haben. Unser Liebling starb. Der Schmerz wurde durch die Sorge um die beiden Buben zurückgedrängt. Ich pflegte sie allein. Am schlimmsten war die Zeit der Genesung, denn sie hatten einen wahren Heisshunger und flehten ständig um Brot, das der Arzt, wie jede feste Nahrung, verboten hatte. Mir tat das Herz weh, ihre Bitten immer wieder abschlagen zu müssen, und ich versuchte sie mit allem Möglichen abzulenken.

Einmal konnte mein Mann dem Drängen seines Jüngsten nicht widerstehen, er gab ihm einen Birnenschnitz. Er glaubte, ein geschälter weicher Birnenschnitz würde nicht schaden. Er schadete aber doch. Ein Rückschlag mit Fieber trat ein. Auch mein Mann bekam Fieber, so dass ich in gehöriger Angst war, auch er habe Typhus. Nach einigen Tagen war Coni wieder fieberfrei; auch mein Mann fühlte sich wohler. Ich glaube, die Furcht, er habe mit seiner Nachgiebigkeit das Leben seines Kindes gefährdet, hatte ihm das Fieber verursacht. Die Knaben erholten sich langsam, und als die Sorge um sie gewichen war, kam mir der Verlust meines Lieblings so recht zum Bewusstsein. Oft meinte ich, des Kindes Stimme zu hören, eilte an sein Bettchen und – starrte die Leere an.

Um mich von meinem Leid abzulenken, versuchte Conrad, mit einem geschäftlichen Plan mein Interesse zu wecken. Regierungsrat Manatschal in Chur hatte ihm seinen Anteil an der dortigen Buchdruckerei abgekauft; nun gedachte mein Mann in Zürich wieder eine Buchdruckerei einzurichten und eine Zeitung zu gründen. Sie sollte nicht ausschliesslich Parteizeitung sein, aber doch der sozialdemokratischen Partei dienen. Die Arbeiter standen fast durchweg unter dem Einfluss bürgerlicher Zeitungen, und in diesen war nichts Gutes über die Sozialdemokraten zu lesen; sogar Versammlungsberichte und Vorträge wurden entstellt wiedergegeben. Ausser dem «Grütlianer» und der «Arbeiterstimme», die hauptsächlich Gewerkschaftsorgan war, gab es nur bürgerliche Presse.

Mit welcher Kraft und Hingabe hatte sich mein Mann in seiner vierjährigen Tätigkeit für die schweizerische Arbeiterbewegung eingesetzt, um sie und ihre Zeitung zu heben und vorwärts zu bringen, und wie gering war der Erfolg für all sein Mühen!

Es war damals sehr schwer, die Arbeiter zu gewinnen. Sie schimpften über die miserablen Löhne, über ihre Meister und über die organisierten Arbeiter; es fehlte ihnen an richtiger Aufklärung, es war ihnen aber nicht beizukommen. Mein Mann war fest überzeugt, dass eine Zeitung mit harmlosem Titel, hübschen Romanen und aufklärenden Abhandlungen der Partei förderlich wäre. In dieser «Parteilosen» könnte ziemlich alles gesagt werden wie in der «Arbeiterstimme», und die Arbeiter würden sich nach und nach die sozialistische Weltanschauung zu eigen machen. Der Verkauf der Druckerei in Chur gab meinem Manne die Möglichkeit, der Partei eine Zeitung zur Verfügung zu stellen, die in Familien hineinkam und an Orten aufklären und werben konnte, die sonst der sozialdemokratischen Propaganda schwer zugänglich waren.

Dieser Gedanke beglückte ihn; er sah die Partei in Bälde sich entwickeln, gross und mächtig werden. Er berichtete dem deutschen Parteivorstand, dass er aus der Parteidruckerei auszutreten gedenke, diese aber mit seinem Namen und seiner Person auch weiterhin decken werde. Daraufhin schrieb ihm August Bebel umstehenden Brief:

Plauen, Dresden, den 31 Oktob 85.

Lieber Wenzel.

Ähnlich spricht mir oft die Zeitungsfrage auf
aus dem Gesicht aus zu haben, dagegen gewillt
jenseit der Grenze dem Gesicht ohne Bescheidenheit
Hörigkeit zu überlassen. Für letzteren Fall
sind wir die großen Dank pflichtig, er selbst hat
aus einer großen Verdankenspflicht in die wir sonst zu
kommen können. Selbstverständlich sind wir ganz
bereit für alle Opfer zu sein und Geld, die die Arbeit
gegenüber auf diesem Verfallungsvorgang zu stellen,
voll aufzukommen.

Es fällt mir an jählich geschehen, ist er mit ihm
zu sein wegen einer Markierung der entsprechenden Fall, dem
diese ist wiederum unermesslich wichtig.

Was immer die Ihnen für die Geschäft sind,
ich wünsche die besten Erfolg, mir nicht rathig
die: wunderbar nicht auf. Was brauchen unsere
Länder für über alle sind bei der folgenden
Denkung, welche die Bewegung in der Bewegung
und nicht vermag wenn die Bewegung ein großer
Verlust und ein Verlust.

Mein bester Gruß

Dein

A. Bebel.

Tag für Tag entwarfen und berechneten wir, wie das Geschäft am vorteilhaftesten eingerichtet werde, wie die neue Zeitung auszugestalten und erfolgreiche Verbreitung möglich sei. Ich war stolz, als Conrad meinen Geschäftssinn lobte. Die Druckereieinrichtung wurde bestellt, ein passendes Lokal am Oetenbach gemietet, und mit Neujahr 1886 flog unser «Zürcher Anzeiger» zum erstenmal ins Land hinaus und in die Familien der Arbeiter hinein. In verhältnismässig kurzer Zeit hatten wir mehrere tausend

Abonnenten, für die damaligen Verhältnisse ein schöner Erfolg. Auch der andere Erfolg blieb nicht aus; unser «Zürcher Anzeiger» wurde wirklich zum Vorkämpfer für die Sozialdemokratie. Mancher Arbeiter versicherte uns, dass er nur durch den «Zürcher Anzeiger» Sozialdemokrat und Parteigenosse geworden sei; diese Zeitung verstehe sogar den Frauen die Augen zu öffnen, was uns von vielen Genossen erklärt wurde.

Vom April an wurde die «Arbeiterstimme» in unserer Druckerei hergestellt. Im Geschäftslokal war kein Raum für die Redaktion; mein Mann richtete sich sein Bureau in der nahe gelegenen Wohnung ein. Ich machte mich mit den Bureauarbeiten rasch vertraut und bald gelang es mir, die Administration der Zeitungen selbständig zu leiten. So wurde ich, wie mir Conrad oft versicherte, sein unentbehrlicher Arbeitskamerad.

Schlosserstreik in Zürich

Am 15. Mai 1886 brach der Schlosserstreik aus, und die kantonale Behörde, statt in versöhnendem Sinne zu vermitteln, erliess ein Ausnahmegesetz zum Schutz der Arbeitgeber, dem alle Streikenden und ihre Gesinnungsgenossen unterstellt wurden. Ein hervorragender Jurist, Professor Zürcher, wies in einem Gutachten nach, dass dieses Ausnahmegesetz eine Verletzung der Verfassung sei; darauf reichte die Arbeiterschaft der Bundesbehörde einen staatsrechtlichen Rekurs ein, der aber abgewiesen wurde. Die einseitige Stellungnahme verursachte grosse Aufregung unter den Arbeitern. Es wurden überall Protestversammlungen abgehalten; auch auf dem grossen Platz hinter der alten Tonhalle sollte eines Sonntags nach vorhergegangenem Demonstrationzug eine solche stattfinden, an der mein Mann als Redner vorgesehen war. Er war von St. Gallen stockheiser zurückgekehrt, da trat der demokratische Redaktor Locher vom Winterthurer «Landboten», nachmaliger Regierungsrat, für ihn ein und geisselte scharf die Verfassungsverletzung durch das Ausnahmegesetz der Regierung und deren einseitige Stellungnahme gegenüber der Arbeiterschaft. Bis Mitte der Achtzigerjahre waren die Demokraten sehr linksstehend. Sie wurden von den Liberalen ebenso «liebenswert» behandelt wie die Sozialdemokraten. Theodor Curti, Redaktor der «Zürcher Post», trat hin und wieder als Redner für meinen Mann ein, und es sprachen auch noch weitere Demokraten in Arbeiterversammlungen. Als ein Streikender verhaftet wurde, fielen Steinwürfe gegen die Polizisten, worauf diese schossen und einen zuschauenden Schreiner lebensgefährlich verletzten. Durch das Schiessen wurde die Arbeiterschaft erst recht aufgeregt. Am 19. Juni abends kamen einige Genossen zu uns und berichteten, dass sich eine grosse Menschenmenge vor der Polizeihauptwache an der Gemüsebrücke befinde, die von Erstürmen rede. Sie baten meinen Mann, mitzukommen und die Angesammelten zu beruhigen; er sei der einzige, dem es gelingen werde.

Mein Mann folgte der Aufforderung; er sprach von der Treppe der Hauptwache aus zur Menge, doch ohne Erfolg. Er versuchte es ein zweites Mal, da flogen Steine über ihn. Polizeihauptmann Fischer liess ihn in sein Bureau rufen und sagte: «Jetzt bleiben Sie hier, Conzett, bis es ruhiger ist. Wenn Ihnen etwas geschieht, dann ist der Teufel erst recht los und alle Schuld fällt auf uns. Da stecken wieder die verfluchten Anarchisten dahinter!» «Es gibt ja keine mehr hier; seit der Mordtat von Schmid und Heuberger haben sie sich dünn gemacht», erwiderte mein Mann. «Aber Lockspitzel gibt es noch, Conzett, die haben Freude an den Unruhen; da blüht ihr Weizen. Diese Kerls werde ich schon noch ausfindig machen!» Wie recht er hatte, erfuhren wir schon nach kurzer Zeit. Ich blieb in grösster Angst zurück und wartete mit Bangen auf meinen Mann. Endlich brachte ein Bote Grösse und den Bericht von ihm, um mich zu beruhigen; er werde den Heimweg antreten, sobald die Menge sich verlaufen habe.

Am andern Morgen kam Schreinermeister Schröter in unser Bureau. Er war Mitglied des Zentralkomitees der Holzarbeitergewerkschaft und verkehrte als solcher oft bei uns. Er erzählte entrüstet: «Ist das eine Bande, diese Metzgerburschen! Ich habe selbst gesehen, wie sie gegen Conzett Steine geworfen haben. Wären noch einige Genossen in der Nähe gewesen, wir hätten sie gehörig verprügelt.» Es waren aber doch einige Genossen in seiner Nähe gewesen; sie hatten gehört, wie der gleiche Schröter, während mein Mann zur Ruhe mahnte, rief: «Herunter mit dem Halunken!» Sie hatten auch gesehen, dass er Steine warf. Das Misstrauen unter den Arbeitern war erwacht; auch Polizeihauptmann Fischer musste Verschiedenes erfahren haben.

Eines Tages hielt er plötzlich Haussuchung bei Schröter und fand unter vielem belastendem Material im Keller auch eine Kiste Dynamit, mit der man die halbe Stadt hätte in die Luft sprengen können. Schröter war seit Jahren ein gut bezahlter Polizeispion und Lockspitzel, der mit seinem Verrat manchen vertrauenden Genossen der deutschen Polizei in die Hände gespielt hatte. Er war Schweizerbürger geworden und stand in Bismarcks Spitzelzentrale in Gunst, weshalb er weder ausgewiesen noch sonst gestraft werden konnte. Aber er war in der Arbeiterschaft so verhasst und verachtet, dass er sich nirgends mehr zeigen durfte. Da wanderte er mit seiner Familie nach Argentinien aus.

Trotzdem mein Mann für die streikenden Schlosser erst eintrat, als Unruhen ausgebrochen waren, wurde er von den Gegnern doch als derjenige bezeichnet, der allein die Schuld am Streik trage, und es wurde in verschiedenen Zeitungen seine Verhaftung verlangt. Er wurde als vaterlandsloser Mensch, als Landesverräter hingestellt, für den keine Strafe hart genug sei! Und wie liebte mein Mann sein Heimatland! Mit dem letzten Blutstropfen hätte er es verteidigt; das lag ihm tief im Bündnerblut. Er war mit Freuden Soldat; aber gegen streikende oder kämpfende Arbeiter hätte er sich nie verwenden lassen, sondern wäre in die Reihen seiner

Genossen übergegangen. Es regnete wieder einmal Drohbriefe, an die wir uns nachgerade gewöhnt hatten. Angst flössten sie mir nicht mehr ein, wohl aber Empörung. Mein Mann lachte nur: «Warum regst du dich über solche Schimpfereien auf? Die müssen wir Sozialisten in Kauf nehmen, sie lassen uns kalt. Wünschst du vielleicht, dass mich die Gegner loben? Wenn das einmal eintrifft, dann kannst du sicher sein, dass dein Mann eine bodenlose Dummheit gemacht hat.»

Der Name Conzett war so verhasst, dass ich bei Besorgungen kaum mehr wagte, ihn zu nennen. Von Kopf bis zu Fuss wurde ich gemustert und musste mir manche schnöde Behandlung gefallen lassen. Einst sollte unser Hündchen besteuert werden. Als ich meinen Namen genannt hatte und den Wohnort angeben wollte, unterbrach mich der Beamte gehässig: «Kenne ihn schon!» Da ich die Rasse des Hundes nicht kannte, erlaubte er sich eine so spöttische Bemerkung, dass sich die Anwesenden erstaunt nach mir umsahen. Ich hatte Mühe, die Tränen zurückzudrängen. Unser Hündchen, das uns Freunde geschenkt hatten, war ein liebes, anhängliches Tierchen; was kümmerte mich da die Rasse. Als ich einst meinem Mann klagte, die Leute schauten mich oft an, als ob ich Hörner hätte, wenn ich den Namen Conzett nenne, meinte er scherzend: «Die begreifen eben nicht, dass ein so entsetzlicher Sozi wie ich ein so herziges Fraueeli sein eigen nennen könne.»

Lange schon hatte mir mein Mann eine kleine Reise in Aussicht gestellt, an der ich Freude haben werde. Da, eines Sonntags, die Sonne scheuchte uns schon früh am Morgen mit ihren hellen Strahlen den Schlaf aus den Augen, sprang Conrad aus dem Bett, holte den Fahrplan und fing an, darin zu blättern. Belustigt fragte ich: «Willst du verreisen, etwa gar nach Amerika?» «Natürlich will ich, das heisst – wir reisen zusammen. Ich sehe soeben, dass in einer Stunde der Zug fährt; spute dich also!» Ich klingelte dem Mädchen, übergab ihm Hansli, und eine Stunde später sassen wir gemütlich in der Eisenbahn. Wir wohnten kaum fünf Minuten vom Bahnhof entfernt. Ich wollte nun endlich wissen, wohin die Fahrt gehe. «Einsiedeln soll unser Ziel sein. Das hättest du doch schon längst gerne gesehen, gelt?» Das war fein. Conrad kannte Einsiedeln; er war als junger Setzer eine Zeitlang dort beschäftigt gewesen und zeigte mir alles Sehenswerte. Er führte mich auch in die Klosterkirche; es war das erstemal, dass ich eine katholische Kirche betrat. In dem grossen Halbdunkel knieten die Gläubigen in den Bänken und auf dem Boden, so dass ich fürchtete, jemanden zu treten. Mein Mann führte mich lautlos umher und erklärte mir alles mit leiser Stimme. Ich war benommen von dem Reichtum, der mir aus dem Dunkel entgegengleiste. Mir wurde von dem Weihrauch und der ungewohnten feierlichen Pracht so bange und schwer, dass ich meinen Mann bat, mit mir die Kirche zu verlassen. Seither habe ich noch viele schöne Kirchen, Dome und Moscheen in den verschiedensten Ländern

gesehen, aber nie mehr wurde ich von dem Geheimnisvollen so ergriffen wie damals in Einsiedeln.

Wir assen in einem kleinen Gasthof zu Mittag. Die Wirtin war eine alte Frau, und als mein Mann sie fragte, ob sie ihn noch kenne, schaute sie ihn lange und prüfend an und meinte zögernd: «Es verkehren das Jahr hindurch gar viele Leute hier, besonders Pilger; aber bei diesen waren Sie nicht. Ihr Gesicht hat etwas Bekanntes, Heimisches für mich, und doch erinnere ich mich nicht, wo ich Sie gesehen habe.» Da nannte Conrad seinen Namen; das alte Gesicht leuchtete auf und das Mütterchen drückte ihm die Hände: «Sie sind fest geworden, Herr Conzett, deshalb habe ich Sie nicht gleich erkannt; aber gedacht habe ich oft an Sie. Seien Sie mir tausendmal willkommen!» Sie setzte sich zu uns und plauderte von alten Zeiten. Sie wandte sich zu mir: «Sie haben einen guten Mann, Frau Conzett! Ich hatte in den zwanzig Jahren, seit denen er fort ist, selten so gute, ruhige Menschen in meinem Hause. Wenn während der Wallfahrtszeit das Haus voll besetzt war, hatte ich meine liebe Not mit der Jungmannschaft.» Lachend unterbrach sie Conrad: «Darum also haben Sie uns während der Pilgerzeit so manche gute Flasche aufgetischt!» Da lächelte der Wirtin ganzes Gesicht: «Ihretwegen, Herr Conzett, war das nicht nötig, Sie mahnten die andern, Ruhe und Andacht der Wallfahrer nicht zu stören; es könne jeder nach seiner Art selig werden. Und dabei» – sie wandte sich mir zu – «war Ihr Mann unter meinen Leuten der einzige Protestant. Ja, ja, Frau Conzett, Sie haben einen braven Mann!» Ein Lichtblick bedeutete uns dieser Einsiedlertag inmitten aller unserer Kampftage.

Es war anfangs Mai 1886; ich kehrte aus dem Geschäft heim und fand meinen Mann verstört an seinem Schreibtisch sitzen. Er streckte mir eine Zeitung entgegen und würgte mit schwerem, heiserem Ton hervor: «Die sind geliefert; glaube mir, sie sind geliefert! Ich kenne die Gesellschaft da drüben!» «Was ist geschehen? Wer ist geliefert?», fragte ich erschrocken. «In Chicago ist eine Bombe in eine friedliche Versammlung geworfen worden, und nun wird das Verbrechen acht Arbeiterführern, von denen einige mir liebe Freunde und treue Kampfgenossen waren, zur Last gelegt; sie sind verhaftet worden. Ich kann mir schon denken warum: Im Jahre 1878 bestätigte der Kongress der Vereinigten Staaten ein Gesetz, welches für die Regierungsarbeiter den Achtstundentag festsetzte. Aber der Regierung fiel es nie ein, das Gesetz durchzuführen. Sechs Jahre später beschloss die Gewerkschaftsföderation, mit einer Bewegung für den Achtstundentag einzusetzen, der mit Mai dieses Jahres eingeführt werden sollte. Um dies zu verhindern, musste die Bombe fallen. Dass dabei eine Anzahl Menschen ihr Leben verlor, kam nicht in Betracht. Du wirst sehen, dass dem so ist!»

Mit fieberhafter Spannung erwarteten wir näheren Bericht aus Amerika; endlich brachte ihn der «Chicagoer Vorbote». Er berichtete:

«Die Versammlung auf dem Heumarkt zählte etwa 1000 Personen; es sprachen Spiess, Parsons und Fielden. Langsam fing es an zu regnen, und die Versammlung verlief sich bis auf 200 Personen, welche noch den Schluss von Fieldens Rede hören wollten. Stadtmajor Harrison, der die Versammlung zu beaufsichtigen hatte, entfernte sich ebenfalls, um Polizeiinspektor Bonfield mitzuteilen, dass ein Einschreiten der Polizei nicht notwendig sei, da alles friedlich verlaufe und sich nur noch wenige Personen dort befänden. Nachdem Harrison sich entfernt hatte, sandte Bonfield 180 gut bewaffnete Polizisten im Sturmschritt auf den Platz. Der Führer drängte sich mit erhobenem Knüttel an die Rednertribüne und befahl im Namen des Gesetzes sofortiges Auseinandergehen der Versammelten. In Reih und Glied stand die Polizei schussbereit. Da fiel eine Bombe in den Menschenknäuel; ein furchtbarer Krach erfolgte und das Schreien und Stöhnen der Verwundeten ertönte. In diesem Moment begann die Polizei zu schießen, traf sogar eigene Kameraden, und in wenigen Minuten glich der Heumarkt einem Schlachtfelde. Sechzig Personen fielen der Katastrophe zum Opfer. Unter den Toten befanden sich auch sieben Polizisten. Wer war der Bombenwerfer? Niemand wusste es, niemand hatte ihn gesehen.»

Hunderte von Zeugen waren geladen, um den Beweis zu erbringen, dass die Angeklagten mit dem unbekanntem Bombenwerfer in Verbindung gestanden hätten. Wie sich nachträglich herausstellte, waren eine Anzahl Zeugen von der Polizei gedungen und bezahlt worden, um gegen die Angeklagten auszusagen. Und doch ergaben die ganzen Verhandlungen bloss, dass die Angeklagten zum Teil der anarchistischen Partei angehörten, dass sie aber mit dem unglücklichen Bombenwurf nicht in Verbindung standen. Sie alle erklärten vor Gericht, dass sie früher überzeugte Sozialdemokraten gewesen und nur durch die Wahlschwindeleien und insbesondere das unmenschliche Vorgehen der Polizei und Pinkertons gegen Arbeitslose und Streikende zu Anarchisten geworden seien. Parsons hatte an der Versammlung Frau und Kinder bei sich, ein Beweis, dass er eine friedliche Lösung für sicher hielt. Fischer und Engel, ein halbblinder älterer Mann, sassen zu Hause beim Kartenspiel. Schwab, Lingg und Neebe konnten nachweisen, dass sie weder auf dem Heumarkt waren noch eine Ahnung von der Versammlung gehabt hatten. Trotzdem verurteilten die Geschworenen, von Richter Gary geleitet, sieben der Angeklagten zum Tode durch den Strang und einen zu fünfzehn Jahren Zuchthaus, und dies alles nur wegen ihrer anarchistischen Theorien.

Ein Schrei der Empörung ertönte in der ganzen Welt, und Schmerz und Wut durchlohten nicht nur die organisierte Arbeiterschaft, sondern auch vorurteilslose Männer anderer Gesellschaftsschichten. Black, der gewiefteste Rechtsanwalt Chicagos, verlangte Wiederaufnahme des Prozesses wegen Rechtsverweigerung und Formverletzung, wurde aber von Richter Gary abgewiesen.

Die Verteidiger appellierten an das Obergericht des Staates Illinois. Am 14. September des folgenden Jahres wies das Obergericht die Appellation ab mit dem Entscheid, dass am 11. November, vormittags elf Uhr, die Verurteilten zu hängen seien. Nur ein kleiner Hoffnungsschimmer blieb: die Begnadigung durch den Gouverneur Oglesly. Hunderttausende von Zuschriften und Telegrammen aus allen Ländern und Schichten der zivilisierten Welt gelangten an den Gouverneur mit der Bitte um Schonung. Die Angehörigen der Verurteilten lagen auf den Knien vor ihm. Er war unerbittlich. Einzig dem Gesuch des Richters Gary auf Begnadigung zweier der Verurteilten zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe wurde entsprochen. In der Nacht vor der Hinrichtung erhielten der Gouverneur und der Verteidiger Black ein Telegramm von Advokat Wagner in New York:

«Ich besitze Beweise, welche ersehen lassen, dass die Verurteilten unschuldig sind. Der schuldige Mann ist in New York ermittelt worden. Die Beweise sind unter Eid erhoben.»

Sobald der Gouverneur zu sprechen war – es war zehn Uhr morgens – bat Black um Aufschub der Vollstreckung des Todesurteils. «Zu spät! Kann nicht mehr entsprochen werden!», lautete die Antwort! Zu spät! Um elf Uhr mussten sie ja hängen! Anderthalb Jahre hatte das Damoklesschwert über dem Haupte der Verurteilten geschwebt, deren Zellen gegen den Korridor mit Eisenstäben versehen waren, wie die Käfige wilder Tiere. Solches Schicksal war wohl geeignet, den stärksten Menschen zu zermürben. Einer der zum Tode Verurteilten entzog sich der Qual durch Selbstmord. Die andern vier aber schritten fest und aufrecht durch die Reihen der Berichterstatter dem Galgen zu. Schon lagen die Stricke um ihren Hals, die Kappen flogen über die Gesichter, da trat Spiess, einst Redaktor der «Arbeiterzeitung», einen Schritt vor. Trotz der Hülle tönten klar und deutlich in die lautlose Stille die prophetischen Worte: «Es kommt die Zeit, da unser Schweigen mächtiger sein wird denn unser Reden!»

Mein Mann war sich bewusst, dass ihn das Los der unschuldig Verurteilten auch getroffen hätte, wenn er in Amerika geblieben wäre. August Spiess, sein Nachfolger in der Redaktion, wurde zum Tode verurteilt. Neebe, der nachweisen konnte, dass er von der Versammlung nichts gewusst hatte, erhielt als Expedient der «Arbeiterzeitung» fünfzehn Jahre Zuchthaus. Sogar der alte, halbblinde Engel wurde zum Tode verurteilt. Er führte mit seiner Tochter ein Spielwarengeschäft; vor Gericht erklärte er, durch das selbstlose Wirken und das Eintreten des Schweizers Conrad Konzett für die Arbeiter Chicagos sei er Sozialdemokrat geworden. In Gedanken begleitete mein Mann seine Freunde und Genossen Schritt um Schritt auf dem schmerzlichen Leidensweg und war bisweilen fast schwermütig. Seine Teilnahme, seine Liebe und Treue gegenüber Freunden und Genossen

waren etwas Grosses; mir aber brachten sie bange Stunden. Darum betrachtete ich die Geburt unseres Hansli am 6. August 1886 als ein besonderes Glück. Wenn er mit seinen kleinen Patschhändchen Vaters Backen tätschelte oder ihn am Schnurrbart zupfte und dazu jauchzte, dann hellten sich seine Züge auf.

Das Schandurteil musste Richter Garys Gewissen doch geplagt haben. Kurze Zeit nachher berichteten Chicagoer Blätter, dass er an schrecklichen Wahnvorstellungen erkrankt sei. Und Polizeiinspektor Bonfield, der das Blutbad veranlasst hatte, wanderte nach zwei Jahren wegen Millionendiebstählen ins Gefängnis. Sechs Jahre später unterzog der neue Gouverneur Altgeld den Anarchistenprozess im Beisein Garys einer gründlichen Untersuchung, rügte scharf die einseitige Stellungnahme und begnadigte die drei noch im Gefängnis lebenden Verurteilten.

Auswirkungen des deutschen Sozialistengesetzes

Während sich so in Amerika der Himmel für die Arbeiterschaft aufhellte, verfinsterte er sich für Deutschland und die Schweiz. Der «Sozialdemokrat» sollte unterdrückt, dessen Redaktion und Administration ausgewiesen werden.

Man schrieb das Jahr 1888. Zehn Jahre bereits bestand das Sozialistengesetz, und Bismarck verlangte vom Reichstag nicht nur fünfjährige Verlängerung dieses Ausnahmegesetzes, sondern noch bedeutende Verschärfung. Mit banger Spannung verfolgte die gesamte organisierte Arbeiterschaft die Beratungen. Mächtig stemmten sich Singer und Bebel gegen die neue drohende Gefahr, indem sie an Hand von Belegen das schändliche Spitzelwesen gründlich aufdeckten. Daraufhin wies der Reichstag das verschärfte Gesetz zurück, bestätigte aber das alte auf weitere zwei Jahre. Das war ein Schlag für Bismarck. Er holte zum Gegenschlag aus und erreichte bei unserer Bundesbehörde die Unterdrückung des verhassten «Sozialdemokrat», Parteiorgan der deutschen Sozialdemokraten, indem Redaktor Bernstein, Administrator Motteler, Buchhalter Schlüter und sogar der Maschinenmeister der Druckerei, Leonhard Tauscher, ausgewiesen wurden. Neun Jahre lang hatte der «Sozialdemokrat» erscheinen können und war regelmässig der schweizerischen Regierung zugestellt worden. Nun auf einmal war er staatsgefährlich.

Das gab Aufregung unter den Arbeitern. Überall in der Schweiz fanden Protestversammlungen gegen die Ausweisungen statt. Zu einer solchen Versammlung in Thalwil begleitete ich meinen Mann. Gegen Ende des Vortrages sagten einige Genossen zu unserem Bübchen: «Pass auf, Hansli, sobald die Musik zu spielen anfängt, musst du die Händchen aufheben und laut rufen: <Hoch, hoch!>» Zu aller Freude schrie der Kleine beim ersten Trompetenstoss sein «Hoch» so laut er konnte. Das war seine erste

Huldigung an die Sache der Arbeiterschaft, der er später seine Kraft widmete.

Am folgenden Sonntag versammelten sich die Arbeiter um halb zwei Uhr auf den Strassen, um den nach England ziehenden Genossen ihr «Lebewohl!» und «Auf baldiges Wiedersehen!» zuzurufen. Auch ich stand mit Hansli auf dem Arm an der Bahnhofstrasse. Als die Wagen mit den Ausgewiesenen angefahren kamen und die Musik hinter ihnen zu spielen anfang, schmetterte Hansli plötzlich wieder sein «Hoch» mit lauter Stimme hinaus. Da liess Motteler seinen Wagen halten, nahm Hansli hinein, küsste und herzte ihn und gab ihn mir, mit tiefer Bewegung ein Lebewohl winkend, zurück. Mein Kleiner war so erschrocken, dass er das weitere Hochrufen vergass.

In den deutschen Zeitungen herrschte allgemeine Freude, dass es nunmehr mit dem Erscheinen der sozialdemokratischen Parteizeitung zu Ende sei. Aber sie erschien trotzdem. An der Spitze der nächstfolgenden Nummer stand zu lesen, dass Conrad Konzett die Redaktion übernommen habe und dass er den «Sozialdemokrat» im bisherigen Geiste weiterführen werde. Darob allgemeine Verblüffung. Die «Frankfurter Zeitung» schrieb dazu: «Es ist zweifelhaft, der <Sozialdemokrat> bleibt, was und wie er ist, und die Ausweisung der vier Sozialisten ändert nichts an der Tätigkeit der Sozialdemokraten in der Schweiz. Dagegen ist fraglich, ob Konzett, dem der sichere Schweizerboden durch keinen Bundesratsbeschluss unter den Füssen weggezogen werden kann, sich die gleiche Mässigung in der Form auferlegen wird, zu welcher sich bekanntermassen Bernstein verpflichtet hatte!»

So sicher wie die «Frankfurter Zeitung» waren wir nun allerdings nicht. Wir dachten an den ausgewiesenen Schweizer Mermillod. Im Jahre 1873 hatte der Bundesrat den vom Papst eingesetzten apostolischen Generalvikar und Hilfsbischof Mermillod, nachmaliger Kardinal, infolge kirchlicher und weltlicher Unstimmigkeiten mit einer kurzen Frist seines Amtes enthoben. Als er sich um den Bundesratsbeschluss nicht kümmerte, wurde er kurzerhand ausgewiesen, und noch am gleichen Tage liess die Genfer Regierung Mermillod über die Grenze bringen.

Was vor fünfzehn Jahren einem Schweizerbürger gegenüber möglich gewesen, hätte wieder möglich werden können. Wenigstens fehlte es nicht an Stimmen in Schweizer Blättern, die die Ausweisung Konzetts verlangten. Wir wollten uns auf keinen Fall überraschen lassen und berieten ernstlich die Schritte, die wir bei einer allfälligen Ausweisung einzuschlagen hätten. Die Gedanken meines Mannes gingen sofort übers Meer. Nach den Nachrichten, die wir erhielten, hatten Spiessens prophetische Worte schon angefangen sich zu erfüllen. Seit ihrem «Schweigen» hatte sich der grösste Teil der Anarchisten wieder der Sozialdemokratie zugewandt, und zahlreiche neue Mitglieder schlossen sich der geeinigten Partei an.

Im Herbst 1888 war die Druckerei in London soweit eingerichtet, dass der «Sozialdemokrat» dorthin übersiedeln konnte. In der Nummer vom 23. September nahm er Abschied von der Schweiz und teilte mit, dass die erste Nummer des zehnten Jahrganges im monarchistischen England erscheinen werde.

Der ewig in Geldnot schwebende Redaktor Attenhofer hätte zur Abwechslung gerne wieder einmal etwas an meinem Manne «verdient» und verklagte ihn neuerdings wegen Verleumdung durch die Presse. Gleichzeitig warf er Polizeihauptmann Fischer in seinem neugegründeten «Stadtboten» vor: «Wenn er da wäre, wo er sein sollte, und nicht dort, wo er nicht sein sollte, dann würde er bemerkt haben, dass von London Matrizen des «Sozialdemokrat» an Conzett kämen und dass die Zeitung von ihm gedruckt werde.» Attenhofer machte dem schnüffligsten Polizeispitzel Konkurrenz; denn wirklich war von uns eine Auflage des «Sozialdemokrat» gedruckt worden, und schon stand der Satz für eine weitere Nummer in der Druckerei bereit. Wir hatten zwar keine Matrizen aus London erhalten, wohl aber den fertigen Satz aus der ehemaligen deutschen Parteidruckerei, die nunmehr im Besitz eines hiesigen Buchdruckers war. Es handelte sich um den Druck von zwei bis drei Nummern, infolge einer Störung im Londoner Betrieb. Attenhofer hatte gleichzeitig, als er Fischer in der Zeitung anklagte, auch der Bundesbehörde von unserm «Verbrechen» Mitteilung gemacht, die dann eine Haussuchung bei uns anordnete. Die Haussuchung war ungesetzlich. Es war nicht verboten, den «Sozialdemokrat» zu drucken noch ihn nach Deutschland auszuführen; folglich waren wir nicht strafbar. Einzig die Weglassung der Druckfirma hätte uns eine Polizeibusse eintragen können. Trotzdem wurde eine Haussuchung vorgenommen und der Polizei ein eidgenössischer Rechtsgelehrter, Professor Schollenberger, beigegeben. Eine Stunde vorher sandte uns Polizeihauptmann Fischer durch einen Detektiv die Mitteilung, es werde in Geschäft und Wohnung eine Haussuchung stattfinden. Zu verbergen hatten wir nichts, stellten nicht einmal den Satz für die neue Nummer des «Sozialdemokrat» auf die Seite; ruhig konnten wir die Durchsuchung abwarten. Der Polizei durften wir nachher das Zeugnis ausstellen, dass sie sehr gewissenhaft gewesen; sogar das leere Weinfässchen hatte sie nach Matrizen abgeklopft. Inzwischen sahen sich die Herren Prof. Schollenberger und Polizeihauptmann Fischer im Geschäfte um, verhörten sämtliche Angestellte und legten jedem die Frage nach den Londoner Matrizen vor. Alle konnten mit gutem Gewissen erklären, dass keine vorhanden seien.

Nachher besichtigten die Herren den stehenden Satz, fragten Dr. Wassiliew, nachmaliger Arbeitersekretär in Bern und Basel, was er setze. «Russisch! Ich lerne russisch setzen!» Neben Dr. Wassiliew standen vier Formen neuer Satz, die wie Silber glänzten. Die Frage der Herren, ob das

auch Russisch sei, bestätigte er bereitwillig. Daraufhin sahen sie sich die Geschichte mit besonderem Interesse an und meinten, das könnten sie allerdings nicht lesen. Natürlich nicht! Auch um deutschen Satz lesen zu können, braucht es eine gewisse Übung; denn der druckfertige Satz zeigt das Spiegelbild der Schrift. Hätten sie diese Übung besessen, so wäre zu ihrem Erstaunen aus dem «russischen Satz» der gesuchte «Sozialdemokrat» vor ihren Augen erstanden. Die Geschäftsbücher wurden ebenfalls durchgegangen; da ich zufälligerweise die Drucksachen der Vorwoche noch nicht eingetragen hatte, war nichts zu finden. So verlief die Haussuchung zu aller Zufriedenheit und die beiden Herren verabschiedeten sich in liebenswürdiger Weise.

Trotzdem konnte der «Sozialdemokrat» nicht zur Ruhe kommen. Herr Dr. Trachsler, Sekretär des eidgenössischen Justizdepartements, lud bald darnach den Landesausschuss der deutschen Sozialisten sowie Otto Lang, Redaktor Vogelsanger, Carl Manz, Redaktor Wullschleger und Redaktor Attenhofer zur Einvernahme vor, um über ihre Stellung zum Londoner «Sozialdemokrat» und über das Treiben der deutschen Sozialdemokraten in der Schweiz Aufschluss zu geben. Ausser Attenhofer, der sogar das Gras wachsen hörte, wusste niemand etwas, und mein Mann, der ebenfalls vorgeladen war, berief sich einfach auf die ergebnislose Hausdurchsuchung. Auch Belli, der mit dem Rest der in Deutschland verbotenen Schriften noch in Zürich war, wurde verdächtigt, und das Schriftenlager schien ihm nicht mehr sicher zu sein. Da nahmen Carl Bürkli und der Demokrat Reinhold Rüegg von der «Zürcher Post» die gefährdeten Schriften in ihre Obhut. Die Auskunft über das Treiben der deutschen Sozialdemokraten wurde im folgenden Frühjahr klar und deutlich durch sie selbst gegeben. Bei den Reichstagswahlen wurden die Sozialdemokraten, trotzdem ihnen jeglicher Wahlkampf bei Strafe verboten war, mit 1 380 000 Stimmen zur zweitstärksten Partei. Das war eine allseitige Überraschung! Mit dieser Machtstellung fiel das Sozialistengesetz, das während seines zwölfjährigen Bestehens über 1000 Jahre Gefängnis verhängt hatte, wie Liebknecht 1893 am Internationalen Sozialistenkongress in Zürich mitteilte. Mit dem Fall des Sozialistengesetzes war der Zweck des «Sozialdemokrat» erfüllt und die Ausgewiesenen konnten nach Deutschland zurückkehren. Auch war es mit der deutschen Spitzelwirtschaft aus und vorbei.

In unserer Druckerei lernte zu dieser Zeit ein junger russischer Student namens Brinstein, ein blasser, liebenswürdiger Mensch, das Schriftsetzen. Eines Tages brachte er mir Hansli, der mit seinen Händchen in Buchstaben herumgewühlt hatte, und bat mich, ihn zu waschen, da der Bleistaub schädlich sei. Ich fragte ihn bei dieser Gelegenheit, warum er als Student das Setzen lerne. Da erzählte er: «In Russland ist die Äusserung jedes freien Gedankens, die Verbreitung aller freiheitlichen Schriften streng verboten. Entweder müssen solche Drucksachen im Geheimen angefertigt

oder über die Grenze geschmuggelt werden. Beides ist mit grosser Gefahr und grossen Opfern an Gesundheit und Geld verbunden. Und hinter diesem Opfermut der Nihilisten steht beständig das Schreckgespenst der russischen Gefängnisse oder der Verbannung nach Sibirien. Die geheimen Druckereien befinden sich in unterirdischen Räumen und sind nur durch Verrat zu finden. Ein Heer von Polizisten und Spitzeln befasst sich mit ihrer Entdeckung. Aber kaum ist eine Druckerei aufgehoben, das Personal entweder geflüchtet oder gefangen genommen, so entsteht sofort wieder eine neue.» Seine Augen leuchteten aus dem bleichen, durchgeistigten Gesicht, als er weiterfuhr: «Sie können sich kaum vorstellen, mit welcher wunderbarer Hingabe die Leute in den unterirdischen Räumen arbeiten. Sie getrauen sich selten einmal an die frische Luft. Durch Beachtung auch der kleinsten Vorsichtsmassregel gelingt es ihnen manchmal, die Polizei jahrelang an der Nase herumzuführen. Wissen Sie, Frau Conzett, solch ein Maulwurf werde auch ich einmal!» «Das wäre aber schade für Sie, Herr Brinstein», bemerkte ich. «Schade? Es ist das Los der Vorkämpfer, selbstlos das Leben für andere zu wagen.» Nicht lange nachher kam die schreckliche Nachricht, dass Brinstein und einige Studenten am Zürichberg Versuche mit Sprengstoffen unternommen hatten und er dabei tödlich verunglückt sei. Ich bedauerte den jungen, liebenswürdigen Mann und erinnerte mich seines Planes, in Russland Maulwurfsarbeit zu leisten. Ob ihm durch den frühzeitigen Tod nicht viel Schweres erspart geblieben ist? An der Beerdigung sah ich, wie sehr er bei seinen Landsleuten geschätzt und beliebt war. Elf russische Studenten wurden wegen dieser Sprengversuche ausgewiesen.

Im Jahre 1887 traten die Sozialdemokraten der Stadt Zürich zum erstenmal mit einer selbständigen Liste für die Nationalratswahlen auf. Kandidat war mein Mann, der 2100 Stimmen erhielt. Das war die damalige Parteistärke im ersten Wahlkreis. Trotz der schönen Stimmenzahl allein in Zürich wollte es mit der «Arbeiterstimme» nicht recht vorwärts gehen. Weder das Bundeskomitee des Gewerkschaftsbundes noch das Parteikomitee hatten sich je um die Verbreitung der Zeitung bemüht. Als die «Arbeiterstimme» einen Betriebsüberschuss von Fr. 2500.– aufwies, wurde beschlossen, sie auf April 1887 wöchentlich zweimal herauszugeben, in der Hoffnung, damit einen gehörigen Ruck vorwärts zu kommen. Es blieb bei der Hoffnung und der gleichen Abonnentenzahl.

Inzwischen gründete A. Steck in Bern den «Schweiz. Sozialdemokrat» in Basel die Arbeiterschaft den «Arbeiterfreund». Beide Zeitungen nahmen der «Arbeiterstimme» Abonnenten weg, so dass im folgenden Jahre ein Fehlbetrag von Fr. 1000.– entstand. Es wurde die Frage aufgeworfen, wer und was an dem Defizit schuld sei. Natürlich die Redaktion, wer sonst? Einem Teil der Genossen genügte es, wenn im Vereinslokal ein Exemplar der «Arbeiterstimme» auflag, in das sie gelegentlich einen Blick warfen.

Die Zeitung konnte deshalb auch nie zu dem Kampfmittel werden, dessen Gewerkschaften und Partei so dringend bedurften. Es wurde deshalb eine Redaktionskommission eingesetzt, die zwar bei dem fehlenden Opfersinn der Genossen die 200 –300 Neuabonnenten, die zur Deckung des Fehlbetrages genügt hätten, nicht zusammenbrachte, wohl aber meinem Manne durch ihre Nörgeleien die Arbeit gründlich verleidete.

Wie recht hatte der alte Führer Wilhelm Liebknecht mit seinem Ausspruch, der schweizerischen Arbeiterschaft fehle der Druck von oben. Die Deutschen könnten ihr einen Teil abtreten, es bliebe ihnen immer noch genug. Das ist sicher, dass ein Druck durch Staatsgewalt unsere Arbeiter aufgerüttelt und zielbewusster gemacht hätte. Die Kinderschuhe wären bald abgestreift und eine kräftige Arbeiterbewegung herangewachsen gewesen.

Zu dieser Zeit beschloss das Zentralkomitee des Schweizerischen Grütlivereins die Errichtung einer eigenen Buchdruckerei. Es trat mit meinem Mann in Verbindung zwecks Ankauf seiner Druckerei. Der Gedanke an den Verkauf des Geschäftes quälte mich. Die schweren Anfangsjahre waren überstanden, ich hatte Freude am Druckereibetrieb bekommen und nahm all die Misserfolge, die sich durch die politische Stellung meines Mannes ergaben, nicht allzu ernst. Die Hoffnung auf bessere Zeiten verlor ich nie. Anders mein Mann; er nahm die Sache schwerer und sah weiter. Kantonale und städtische Aufträge waren nicht zu erhalten, trotzdem er und seine demokratischen Freunde sich an massgebenden Stellen dafür verwendeten. Die Partei des verhassten roten Conzett war noch zu unbedeutend, um irgendwelche Rücksicht zu gewärtigen oder Einfluss auszuüben. Und die Geschäftsinhaber? Diese wollten nicht Leute unterstützen, die ihrem Besitz gefährlich wurden.

Damals herrschte bei der Bürgerschaft noch allgemein die Auffassung, die Sozialdemokratie wolle allen Besitz rauben, um ihn gleichmässig unter die Menschen zu verteilen; den Löwenanteil werde sie aber für sich behalten. Ein Schokoladenfabrikant erklärte unserm Vertreter, selbst wenn er auf ein Inserat im «Zürcher Anzeiger» hin wagenweise verkaufen könnte, würde er Conzett keinen Auftrag erteilen. So war die Stimmung in Bürgerkreisen. Dann befürchtete mein Mann auch, wenn er seine Druckerei dem Schweizerischen Grütliverein nicht verkaufe, werde noch ein Teil der spärlichen Vereinsaufträge an die neueingerichtete Grütli Druckerei übergehen, statt dass sie sich mit dem Wachstum der Partei mehren würden, wie erwartet werden durfte. Er befürchtete sogar den Verlust der «Arbeiterstimme», wenn er sie nicht mehr redigiere. Ich teilte seine Befürchtungen nicht; aber bittere Erfahrungen zeigten mir später, wie recht er hatte. Im Interesse der Partei wünschte er die Redaktion einer jungen Kraft zu übergeben, die frisches Leben hineinbringe. Seit 1872 – also siebzehn lange Jahre – hatte er stets in vorderster Reihe für die sozialdemokratische Arbeiterbewegung gekämpft. Die sieben Jahre in Chicago waren Jahre übermenschlicher Arbeit und so aufreibend gewesen,

dass sie doppelt gezählt werden dürften. Jetzt war er amts- und kampfmüde und sehnte sich nach ruhigerer Tätigkeit. Dass das Ruhebedürfnis und die Ruhezeit nicht lange anhalten würden, wusste ich zum vornherein. Mit Neujahr 1890 übernahm der Schweiz. Grütliverein den Betrieb unserer käuflich erworbenen Buchdruckerei, und am 1. Mai ging die Redaktion der «Arbeiterstimme» an Robert Seidel über. Bald nachher wurde mein Mann als Präsident ins Bundeskomitee des Schweiz. Gewerkschaftsbundes gewählt, zusammen mit Emil Beck, Carl Manz und August Merk.

Durch gemeinsame Arbeit im Bundeskomitee befreundeten sich mein Mann und Emil Beck. Fast jeden Sonntag holte uns Beck mit Frau und Tochter nach dem Essen zu grössern Spaziergängen aufs Land. Mit seinem köstlichen Humor verschönte er unsere Sonntagsausflüge. Zu drollig war er in seiner Pose als Hofschneider; dann streckte er sich, steckte mit unnachahmlicher Gebärde eine Hand in die Weste, rollte die Augen und sagte stolz: «Was erlaubt ihr euch gegen mich, den Hofschneider!?» Mit dem Hofschneider hatte es folgende Bewandnis: Ende der Siebzigerjahre studierte Prinz Karageorgewitsch, später König Peter von Serbien, in Zürich. Er besass wohl einen hohen Titel, meistens aber kein Geld. Da musste ihm sein «Hofschneider» Emil Beck oft aus der Klemme helfen. Die Rechnungen für die Anzüge, die er zur Bezahlung an des Prinzen Familie schickte, waren stark übersetzt. Nach Empfang des Geldes händigte er den Überschuss dem Prinzen aus. Beck meinte oft: «Der Prinz sollte einer der Unsrigen sein. Der habe den Kopf voll schöner Gedanken über Freiheit und Recht, die könnte er bei uns besser verwerten als daheim in der prinzlichen Umgebung.» Bebel schreibt im 3. Band «Aus meinem Leben», dass der Prinz öfters mit Parteigenossen verkehrt, manchmal auch an den lustigen Sitzungen des Mohrenklubs teilgenommen habe. Als König Peter habe er während des Balkankrieges einem Berichterstatter der «Neuen Zürcher Zeitung» das Geständnis abgelegt, wie schön seine Studienzeit in Zürich gewesen sei und welche hochfliegende Pläne für Völkerwohl und Völkerglück sie damals geschmiedet hätten.

Die Grütlidruckerei hatte an der Kirchgasse ein grösseres Geschäftslokal gemietet. Wir zogen in das Haus nebenan, wodurch der Verkehr mit der Grütlidruckerei, die den «Zürcher Anzeiger» druckte, erleichtert wurde.

Unser Sohn Adolf verliess im Frühjahr 1890 die Handelsschule in Neuenburg, um beim Vater den Setzerberuf zu erlernen. Adolf konnte sich für den Sozialismus nicht begeistern; er strebte vorwärts, und hiezu schien ihm die Sozialdemokratie nicht geeignet zu sein. Trotzdem verstanden sich Vater und Sohn gut. Mein Mann meinte, die Augen würden ihm schon aufgehen, wenn er in die Welt hinauskomme. Conrad besuchte das Gymnasium, er wollte Rechtswissenschaft studieren. Wie freute sich mein Mann, dass er seinem Sohne das Studium ermöglichen konnte, das von jeher sein höchstes Sehnen gewesen. Im Januar 1891 wurde uns das zweite

Büblein geboren. Es erhielt den Namen Simon nach seinem Grossvater und einem Vorfahren, der vor Jahrhunderten als Anhänger der protestantischen Religion aus seiner italienischen Heimat hatte fliehen müssen.

Im Jahre 1892 kam für die Arbeiterinnen, die im eidgenössischen Fabrikgesetz nicht berücksichtigt waren, für den Kanton Zürich ein Schutzgesetz zur Beratung. Es handelte sich um zirka 150 Kleinbetriebe mit über 2000 Arbeiterinnen, zum grossen Teil Jugendliche und Lehrtöchter, die schrankenlos ausgenützt wurden. Der erste Entwurf, von Fabrikinspektor Kern, wurde in der kantonalen Fabrik- und Gewerbekommission, in der ich die Arbeiterinnen vertrat, durchberaten. Ich erhielt Auftrag, Material über die Missstände in den verschiedenen Berufen zu sammeln. Stadtrat Grob, Schulvorstand, stellte dem Arbeiterinnenverein zur Entgegennahme der Klagen ein Schulzimmer zur Verfügung. Er war sehr erfreut über das kommende Schutzgesetz, das für die arbeitenden Mädchen bitter nötig sei. In der Gewerbeschule sassen sie entweder teilnahmslos da oder nickten vor Übermüdung sogar ein. Klagen erhielten wir hauptsächlich über Damenschneiderinnen, Putzmacherinnen und Glätterinnen. Dreizehn bis sechzehn Stunden täglich, oft auch Sonntags, wurde gearbeitet. Arbeits- und Schlafräume, sowie die Ernährung, liessen an manchen Orten sehr zu wünschen übrig. Ende der Woche mussten die Lehrlinge oft bis gegen Morgen arbeiten, damit am Sonntagvormittag abgeliefert werden konnte. War es zum Heimgehen zu spät, wurden Säcke mit Stoffabfällen, ungeglättete oder schmutzige Wäsche auf den Boden gelegt als Schlafkissen für die wenigen Ruhestunden.

Im folgenden Jahr wurde das Arbeiterinnenschutzgesetz im Kantonsrat durchberaten, und ein Jahr später vom Zürchervolk mit 45909 gegen 12 531 Stimmen angenommen. An der entscheidenden Kantonsratssitzung sassen viele Frauen auf der Tribüne. Nach Schluss der Sitzung gab es beim Ausgang eine Stauung. Da meinte ein Kantonsrat, eine massige Gestalt, nach der Treppe, auf der die Frauen standen, zeigend, mit lauter, spöttischer Stimme: «Die würden besser zu Hause bleiben und Strümpfe stopfen», worauf alle Herren lachten. Eine Frau gab ihm den Bescheid: «So, so, Sie tragen zerlöchernte Socken? Das ist bei unsern Männern nicht der Fall. Wir aber sind gekommen, um zu hören, wie gross bei den Kantonsräten das Verständnis für die Mädchen und Frauen sei, die heute noch unter dem Joch einer zu langen Arbeitszeit schmachten.» Da wurden die lachenden Ratsgesichter ernst; die Herren mochten fühlen, dass der Spott nicht angebracht war.

Internationaler Sozialistenkongress 1893 in Zürich

Im August 1893 tagte in Zürich der internationale Sozialistenkongress. Für uns Schweizer, die wir noch an keinem internationalen Kongress

teilgenommen hatten, war das ein Ereignis. Im grossen Saale der alten Tonhalle trafen sich gegen 450 Delegierte aus allen europäischen Ländern, den Vereinigten Staaten, Australien und Brasilien. Als Präsident des Organisationskomitees hielt der greise Carl Bürkli die Begrüssungsrede in deutscher, französischer und englischer Sprache, was ihm mit tosendem Beifall belohnt wurde. Am Nachmittag fand bei prächtigem Wetter ein Umzug statt, an dem 10 000 Personen teilnahmen.

Der erste Verhandlungstag begann mit den unliebsamen Erörterungen, ob Anarchisten und Unabhängige, die das Jahr hindurch die Sozialisten bekämpft hatten, zum Kongress zugelassen werden sollten. Alle 18 Nationen stimmten für den Ausschluss. Nach diesem unerfreulichen Auftakt wurde mit der eigentlichen Arbeit begonnen. Von den Haupttraktanden wurden zwei mit ganz besonderem Interesse verfolgt:

1. Stellung der Sozialdemokratie im Kriegsfall. Beim Ausbruch des grossen Völkerringens 1914 hat trotz den schönsten internationalen Beschlüssen das Nationalgefühl auch bei den Sozialisten den Sieg davongetragen.

2. Schutz der Arbeiterinnen. Da der Schutz der Arbeiterinnen, der Jugendlichen, der schwangeren Frau bei den einzelnen Nationen ganz verschieden war, entspann sich eine überaus lebhaft Diskussions. Es beteiligten sich daran hauptsächlich Frau Kautsky (Österreich), Eugenie Clareys (Belgien), Adelheid Dworzak (Wien), Frau Kulischoff (Mailand), Clara Zetkin (Deutschland) und eine englische Delegierte. Der Kommissionsantrag, dem noch ein Antrag des englischen Dichters Bernhard Shaw beigefügt wurde, enthielt acht Massregeln zur Verwirklichung des Schutzes der Arbeiterinnen und wurde vom Kongress mit grosser Mehrheit angenommen. Die Tochter von Carl Marx, Frau Marx-Aveling, amtierte als Übersetzerin.

Andere vom Kongress gestellte Forderungen, wie Achtstundentag und 1. Mai als Weltfeiertag, haben sich seither ganz oder doch zum grossen Teil verwirklicht.

Unter den Delegierten befanden sich Vandervelde, später Minister in Belgien, Adelheid Dworzak, die nach dem Krieg in den österreichischen Nationalrat gewählt wurde, und Mac Donald, der sogar auf dem englischen Ministerpräsidenten-Sessel thront. So hohe Ehren hätten sich die damaligen jungen Delegierten nicht träumen lassen.

Während des Kongresses traf Friedrich Engels ein und wurde für den letzten Tag zum Ehrenpräsidenten ernannt, was mit grossem Jubel aufgenommen wurde. Als die stattliche Gestalt des 72jährigen Genossen mit dem leicht angegrauten Vollbart auf der Rednerbühne stand, hinter ihm das Ölbild seines Freundes Carl Marx, gemalt von Margret Greulich, mögen die Delegierten an das Losungswort der beiden wissenschaftlichen

Vorkämpfer gedacht haben, das drei Jahrzehnte früher zum erstenmal durch die Welt erschollen war: «Proletarier aller Länder, vereinigt euch!» Die Arbeiter haben den Ruf verstanden; es gibt kein Kulturland mehr, in dem der Sozialismus nicht sein Banner schwingt.

Mit jugendlichem Feuer sprach Friedrich Engels das Schlusswort. Mit stürmischen Hochrufen wurde die Begeisterung erweckende Rede aufgenommen und alle Anwesenden erhoben sich, um stehend die Marseillaise zu singen. Auch mich riss die Begeisterung mit und ich gedachte der Worte meines Mannes: «Der wahre Sozialismus ist auch Religion und gibt dem, der ihn ehrlich erfasst, eine solche Fülle von Befriedigung und Freude, dass ihm alles andere klein und nichtig erscheint.»

Den Schluss bildete eine Fahrt auf die Insel Ufenau. Die Sonne zeigte sich zum Abschied in ihrem schönsten Strahlenkleide. Dem See entlang, an den lieblichen Ufern standen Gruppen von Arbeitern und winkten uns mit Tüchern ihre Grüsse zu. Etwas ganz Besonderes hatten die Arbeiter der Färberei Schwarzenbach geplant. Kaum waren wir in Sicht, ertönten Böllerschüsse zur Begrüssung, was die Feststimmung auf dem Schiffe noch erhöhte. Manchen Genossen, den ich während der schweren Zeit des Sozialistengesetzes kennengelernt hatte, fand ich hier wieder, und die Begrüssung fiel so herzlich aus, als ob wir als beste Freunde im steten Verkehr gewesen wären. Ja, die schweren Zeiten, die binden!

Ganz besonders fesselte mich am Kongress die österreichische Delegierte Adelheid Dworzak, ein zartes, blasses Mädchen, ein rechtes Schattenpflänzchen, das lebhaft und mit einer erstaunlichen Bestimmtheit Schutz und Rechte für die Arbeiterinnen forderte. Während einer Besprechung mit meiner Freundin, Emmy Wahlen in Basel, Delegierte des Schweiz. Arbeiterinnenverbandes, und der tschechischen Delegierten Fräulein Scaloud von Prag, trat Genossin Dworzak zu uns und teilte mir mit, dass sie am Abend im Arbeiterinnenverein einen Vortrag halten wolle. Ich musste ihr erklären, dass dies leider nicht möglich sei, und bedauerte aufrichtig, dass unsere Arbeiterinnen sie nicht hören sollten. Ich setzte ihr auseinander, dass die Zeit zu kurz sei; erst müssten wir in den Zeitungen den Vortrag bekannt geben und die Arbeiterinnen einladen. Ungeduldig erwiderte sie: «Bei uns werden einige Stunden vorher die Flugblätter gedruckt; dann lasse ich sie verteilen, und abends ist der Saal gefüllt.» «Das geht in einer Grossstadt wie Wien, wo die Arbeiterinnen in Massen beisammen sind; bei unsern kleinen Betrieben ist es einfach unmöglich», erwiderte ich. Das begriff die junge, temperamentvolle Genossin nicht; ich war für sie erledigt.

Als ich später ihre «Jugenderinnerungen einer Arbeiterin» las und das unglaubliche Elend der Proletarierkinder Österreichs vor meinen Augen auftauchte, da verstand ich das blasser Mädchen, das einzig und allein in der Sozialdemokratie die Erlösung der Arbeiter und Arbeiterinnen sah. Wie

war ich freudig überrascht, als ich nach Jahren das blasse Mädchen als rundliche, gemütliche Frau Adelheid Popp wiederfand. Sie hatte in einer Arbeiterinnenversammlung mit so warmen, überzeugenden Worten gesprochen, dass sie die Herzen der Frauen sofort gewann. Ich begreife wohl, dass sie eines der angesehensten Mitglieder des österreichischen Parlaments geworden ist. Die paar Stunden, die ich mit ihr zusammen sein durfte, sind mir unvergesslich.

Die tschechische Delegierte wollte wissen, ob ich viele Vorträge halte. Ich musste verneinen, da mir die Gabe dazu fehle. Das liess sie nicht gelten; reden könne jedes, wenn es wolle! Da meinte Freundin Wahlen: «Versuche es doch einmal; es wäre hübsch, wenn du bei uns in Basel an der Weihnachtsfeier sprächest.» Beide ermunterten mich; schliesslich willigte ich ein, ohne eine Ahnung zu haben, ob ich es fertigbringe. Nach einiger Zeit trafen wir mit meinem Manne zusammen; da erzählte ihm Genossin Wahlen freudig, dass ich nächste Weihnacht in Basel die Festrede halten werde. Er schaute mich eine Weile erstaunt an, schüttelte den Kopf und ging, ohne ein Wort zu verlieren, weiter. Conrad kam nie mehr darauf zurück; auch ich sprach nicht davon, bis die Zeit heranrückte, da ich den Vortrag vorbereiten sollte. Da bat ich ihn, mir dabei zu helfen, worauf er erklärte: «Wer einen Vortrag halten will, muss wissen, was er sagen soll, sonst lasse er es bleiben.» Da erst bemerkte ich, dass ihm mein Vorhaben nicht behagte. Seine unfreundliche Ablehnung bereute er nachträglich; bald kam er wieder darauf zurück und meinte: «Weisst du, wer tätiges Mitglied einer Kampfpartei sein will, sollte in der Haut eines Elefanten stecken. Ich fürchte, liebe Frau, du wirst dich bald genug wund reiben, und ich kann dich nicht immer beschützen.» «Sei nicht so ängstlich, Conrad, habe ich weniger dicke Haut, so habe ich dafür leichtern Sinn und lasse das Widrige einfach an mir abgleiten.» Da lachte er: «Ja, wenn das so leicht ginge, wäre es schon gut.»

Nun studierte ich am Vortrag, holte ganze Stösse Bücher, griff bis auf den Ursprung des Weihnachtsfestes zurück, gab mir unendlich Mühe, alles in den Kopf zu bringen, als ob es sich um grosse Diskussionen handle statt um einfaches Erzählen. Zuerst sollte ich im Arbeiterinnenverein Zürich die Festrede halten. Je näher das Fest rückte, desto mehr popperte mir das Herz; ich fürchtete allen Ernstes das Lampenfieber. Neben dem Saal, in dem die Feier stattfand, lief ein länglicher Seitengang. Aufgeregt trat ich immer wieder hinaus, um mir den ersten Satz einzuprägen; kaum in den Saal zurückgekehrt, war er verflogen. Mir wurde beinahe schlecht vor Angst, die ganze Umgebung verschwamm vor meinen Augen. Die Präsidentin fragte mich ärgerlich, warum ich nicht im Saal bleibe; ich entschuldigte mich, dass ich meinen Mann erwarte, dem ich dringend etwas mitzuteilen habe. Sie sollte von meiner Angst und Aufregung nichts erfahren; aber an jenem Abend habe ich meine Zusage zur Festrede mehr als einmal verwünscht. Da läutete die Glocke und die Präsidentin erteilte

mir das Wort. Mit zitternden Knien bestieg ich das Podium. Zu meinem grössten Erstaunen fand ich den Anfang, und der Vortrag ging ordentlich von statten. Bei meiner Heimkehr fragte mich Conrad fast ängstlich: «Wie ist's gegangen?» «Gut, gut», erwiderte ich. Ich glaube, er hat bei meiner ersten Festrede ebensoviel Angst ausgestanden wie ich selbst.

Am folgenden Sonntag war ich in Basel. Das Weihnachtsfest fand in einem grossen Saale gegenüber dem alten Badischen Bahnhof statt. Meine Freundin holte mich ab, und als wir den Festsaal betraten, war er schon gedrückt voll. Beim Betreten der Rednertribüne wurde ich mit Händeklatschen begrüsst. Die Überraschung war für mich so gross, dass ich die Fassung verlor. Die Buchstaben meines Manuskriptes tanzten vor meinen Augen; wie ich angefangen und was ich gesprochen habe, wusste ich nachher nicht mehr. Am Schlusse wurde wieder geklatscht, ich aber hatte das Gefühl, dass mein Vortrag schlecht ausgefallen sei. Meine Freundin tröstete mich in ihrer gemütlichen Art, es sei besser gegangen, als sie erwartet habe, und man sei in Basler Arbeiterkreisen durch Frauenvorträge nicht verwöhnt. Ein erhebender Trost! Redaktor Wullschleger brachte im «Basler Vorwärts» eine nette Besprechung, wahrscheinlich, um mich zu weiterer Tätigkeit aufzumuntern. Ich nahm mir fest vor, keine Reden mehr zu halten; doch es blieb beim Vorsatz. Mein Mann hatte richtig vorausgesehen: man fragte mich häufig für Vorträge an, öfters sogar uns beide zusammen.

Drohende Wolken

Mit Beginn des Jahres 1894 türmten sich dunkle, schwere Wolken über uns auf, die uns zu erdrücken drohten. Im März des Vorjahres hatte sich ein grosser deutscher Verlag in Zürich niedergelassen und eine parteilose Zeitung, den «Tagesanzeiger» herausgegeben. Einige Monate lang wurde er der Bevölkerung von Zürich und Umgebung täglich kostenlos zugestellt. Da er nichts Parteipolitisches brachte, verfügte er über genügend Platz, um auch die kleinsten Tagesereignisse ausführlich zu beschreiben, und Romane brachte er – so interessant, dass die Frauen schon auf der Strasse die Verträgerinnen abwarteten. Der «Tagesanzeiger» wurde so lange unentgeltlich verteilt, bis er festen Fuss gefasst hatte; dann täglich 14–16 Seiten stark zu 40 Rp. im Monat ins Haus gebracht. Die Zeitung wurde von den politischen Parteien nicht ernst genommen; niemand dachte daran, dass sie den kleinen Parteiblättern der verschiedensten Richtungen in kurzer Zeit den Todesstoss versetzen werde. Die einen vegetierten noch eine Zeitlang; andere mussten ihr Erscheinen schneller einstellen; sogar den Amtsblättern wurde das Bestehen erschwert. Für uns war das Ergebnis geradezu niederschmetternd; ein Drittel unserer Leser verzichtete für das neue Jahr auf das Abonnement. Nun reichten die Einnahmen, trotzdem mein Mann neben der Redaktion noch einen Teil der Zeitung selbst setzte, kaum mehr

zum Unterhalt der Familie. Wohl besaßen wir noch etwas Vermögen; aber wenn das aufgebracht war, was dann? Diese Frage marterte uns ständig; zunächst aber fanden wir keine Lösung.

Unser Sohn Adolf beabsichtigte nach der Rekrutenschule und der Lehrlingsprüfung nach Amerika zu gehen. Seine Mutter in Chicago hatte ihm in letzter Zeit öfters geschrieben und von goldenen Bergen gesprochen, die seiner warteten. Im Vergleich zu unsern Verhältnissen waren die Aussichten drüben zu verlockend, er war nicht mehr zu halten. Goldene Berge – die waren sein Traum, und in der alten Heimat waren sie nicht so leicht zu finden. So reiste er wohlgemut, das Herz voller Hoffnungsfreuden, übers Meer. Uns allen wurde der Abschied schwer, denn er war ein lieber, herzensguter Mensch.

Rücktritt des Bundeskomitees des Gewerkschaftsbundes

Wie jeder Frühling brachte auch der von 1894 Scharen ausländischer Bauarbeiter nach Zürich, die während der regen Bautätigkeit hier arbeiten und im Herbst wieder in ihre Heimat zurückkehren wollten. Diese Zugvögel verursachten dem Bundeskomitee des Schweizerischen Gewerkschaftsbundes schwere Stunden. Der Malerfachverein Zürich trat mit den Meistern wegen Lohnerhöhung in Unterhandlungen, die sich zerschlugen, worauf der Streik beschlossen wurde. Der Malerfachverein verlangte nun vom Schweiz. Gewerkschaftsbund Streikunterstützung, nicht nur für seine 50 Mitglieder, sondern auch für weitere 450–500 zugereiste, unorganisierte Maler, damit sie nicht Streikbrecher würden. Das Bundeskomitee erachtete sich nicht berechtigt, den Streikfonds, den die schweizerischen Gewerkschaftsmitglieder nach und nach angelegt hatten, für Unorganisierte zu verwenden. Auch betrachtete es den Streik nach gemachten Erfahrungen als aussichtslos. Der Streikfonds enthielt 33 000 Franken. Vielen Arbeitern schien das ein Riesenvermögen, mit dem man nach ihrer Ansicht den Streik durchführen konnte. Aber das Bundeskomitee war nicht gesonnen, das Geld in aussichtslosen Kämpfen zu verzetteln; im Gegenteil, der Fonds sollte noch mehr geäuft werden, um später einem aussichtsvollen Streik zu einem machtvollen Siege zu verhelfen. Im deutschen Vereinshaus fanden Versammlungen der Ausständigen statt. Dort begann eine hässliche Hetze gegen das Bundeskomitee, deren Folgen am ausserordentlichen kantonalen Gewerkschaftstag anfangs März zum Ausbruch kamen.

Es war ein herrlicher Frühlingstag, der Gewerkschaftssonntag. Als wir den Saal im Casino Aussersihl betraten, wurde mir schwer und bang; ich fühlte deutlich die Gewitterstimmung; die ganze Luft war mit Streikfieber geschwängert. Von Tisch zu Tisch wurden die Worte weitergegeben: «Sie hocked uf euserem Gäld!» Oben auf der Bühne stand in Ruhe das

Bundeskomitee, alles Männer, die während Jahrzehnten im Dienste der Arbeiterschaft gestanden und ihr in uneigennütziger Weise grosse Opfer gebracht hatten. Eine Flut von Vorwürfen und Schmähungen ging über sie hin; und ihre Freunde, die gegen die ungerechten und unverständlichen Angriffe Stellung nahmen, erfuhren das gleiche Schicksal. Da legte das Bundeskomitee sein Amt nieder.

Nun wurde nach Herzenslust gestreikt: «Maler, Schreiner, Zimmerleute, Maurer, Schmiede, Wagner, und innert weniger Wochen war nicht nur das ganze Vermögen verbraucht, sondern auch alle Spenden und Beiträge anderer Vereine und Gewerkschaften und überdies der Gewerkschaftsbund mit Schulden belastet. «Nach der Tat hält der Schweizer Rat», so erging es auch den Gewerkschaften. Im folgenden Jahr wurde auf dem Kongress in Luzern ein Streikreglement aufgestellt, nach welchem alle Arbeiter erst ein halbes Jahr nach dem Eintritt in den Gewerkschaftsbund unterstützungsberechtigt waren; auch dürfe künftig nur ein Drittel mehr Leute unterstützt werden, als Beiträge an die Bundeskasse bezahlt worden seien.

Als wir nach der denkwürdigen Versammlung zu Hause angelangt waren, hatte ich so heftige Kopfschmerzen, dass der Arzt geholt werden musste; derart hatten mich die Ungerechtigkeiten aufgeregt. Andern Tags machte ich meiner Empörung Luft, worauf mein Mann erwiderte: «Glaubst du, dass aus dem Sozialismus nur lauter gute Menschen hervorgehen? Dazu braucht es Generationen, oder» – setzte er scherzend hinzu – «wir müssten wie Moses unser Volk vierzig Jahre in der Wüste umherführen können, um ein neues Geschlecht heranzubilden. Vielleicht wären jene Menschen dann besser. Die Sozialdemokratie ist aus der heutigen Gesellschaft hervorgegangen. Als junge Kampfpartei ist sie misstrauisch; das liegt in ihrer Kampfnatur. Und die Gewerkschafter glaubten sich in ihrem Bestreben nach Besserstellung von uns gehindert. Wir dürfen die gestrigen Ungerechtigkeiten nicht allzu hoch anrechnen, denn die Genossen glauben sich im vollen Recht. Denke an das Christentum; kann es eine schönere Lehre geben? Seit Jahrhunderten wird sie mit dem grössten Aufwand an Kräften und Mitteln gepredigt; findest du, der Lehre entsprechend, nur gute Christen? Wenn dies der Fall wäre, wir hätten das Paradies auf Erden. Die sozialistische Weltanschauung hat noch kein Menschenalter hinter sich; erwartest du nach dieser kurzen Zeit und bei den im harten Lebenskampf Ringenden nur Edelmenschen? Bei der Sozialdemokratie winkt kein greifbarer Gewinn; es werden nur Opfer verlangt. Was die Arbeiter an Unterstützungen für ihre im Kampfe stehenden Genossen aufbringen, ist bei ihren kleinen Löhnen ein Grosses. Im harten Kampf um bessere Lebensbedingungen muss an manch Althergebrachtem gerüttelt werden, wodurch sich die Sozialdemokratie die ganze übrige Welt zu Gegnern macht. Dass dieser ungleiche Kampf auch ihrerseits zu Ungerechtigkeiten

hinreißen kann, ist zu begreifen; trifft es die eigenen Führer – Parteiführer-Los.»

Wie menschlich schön beurteilte mein Mann die Ungerechtigkeiten seiner Gesinnungsgenossen, trotz dem Weh im Herzen.

Halb ernst, halb scherzend fuhr er weiter: «Noch vor kurzem hast du meine Befürchtungen, dass auch du den Kämpfen und Enttäuschungen in der Partei nicht entgehen werdest, sehr leicht genommen. Du glaubtest, alles Ärgerliche werde an dir abgleiten, du hast die Feuerprobe nicht gut bestanden.» «Aber mein Lieber, die Schmähungen und ungerechten Angriffe galten nicht mir, sondern dir, der seit mehr als einem Vierteljahrhundert der Arbeiterschaft alles gab, was Kraft und Aufopferung nur aufzubringen vermögen; darum bin ich so empört! Hätten die Angriffe mir gegolten, sicher wären sie an mir hinuntergerutscht.» Nachsichtig lächelnd meinte Conrad: «Du wirst schon noch an dir selbst erfahren, wie schwer das ist.»

Wenn bei den entgegengesetzten Interessen der Arbeiter und Arbeitgeber Uneinigkeiten entstanden, hatte das Bundeskomitee zu schlichten und zu vermitteln. Von dessen Mitgliedern eigneten sich nur Beck und mein Mann dazu. War der Unternehmer ein schwer zugänglicher Herr, erklärte Beck in seiner gemütlich-spöttischen Art: «Nur einer, der wie ein Bourgeois aussieht, kann dort etwas ausrichten, also gehst du, Conzett!» Beck hatte besonderes Geschick zu vermitteln; es kam aber auch vor, dass er den eigenen Genossen gehörig den Kopf wusch, wenn sie nicht Vernunft annahmen. Dies geschah in so humorvoller Weise, dass sie sich nicht verletzt fühlten. Platzen irgendwo die Gegensätze aufeinander, reiste Beck sofort hin, um zu retten, was noch zu retten war, ehe ein Streik ausbrach. Infolgedessen wurde manchmal eine Kleidung nicht auf die versprochene Zeit fertig, und er verlor dadurch manchen guten Kunden. Das Los eines sozialistischen Schneidermeisters war nicht gerade erfreulich und die Sekretärstelle trug auch nicht zur Besserung bei, trotz des fürstlichen Jahresgehältes von zweihundert Franken.

Ich hatte das Gefühl, dass Beck von allen Bundeskomiteemitgliedern am meisten unter der Enttäuschung litt; er suchte seinem innern Weh durch Poltern Luft zu machen. «Schimpfe nicht immer, Beck», meinte dann mein Mann, «es ist dir doch nicht ernst damit. Wem der Sozialismus in Fleisch und Blut übergegangen ist, wie uns zwei alten Knaben, dem geht es – selbst wenn er sich kampfmüde zurückgezogen – wie einem alten Kriegsgaul: beim ersten Trompetenstoss zum Angriff steht er wieder in vorderster Reihe.» Beck hielt beide Hände vor sich hin und meinte: «Ich nicht – nie mehr!»

Eines Abends kam er in so strahlender Laune zu uns, dass mein Mann fragte, ob er das grosse Los gewonnen habe. «Das nicht», erwiderte er, «aber ein Erlebnis hatte ich, das mich ebenso freut. Auf dem Heimweg ging ich noch zu einem Glas Bier, und wer sitzt da – das neue

Bundeskomitee. Sie wollen mir Platz machen, ich aber setzte mich an einen Tisch nebenan. Nach einer Weile fragte ich harmlos: «Ihr habt scheint die Feuerwehr kommen lassen?» «Nicht dass wir wüssten.» «So, ich habe doch gehört, dass sie den leeren Bundesschrank ausspritzen musste.» Da ertönte es wütend: «Du schlechter Kerl! Wir schachern nicht zusammen wie ihr!» «Nein, nein», sagte ich, nahm meinen Hut und piff bis zur Türe: «Der Graf von Luxemburg hat all sein Geld verjuxt.» Beck war so köstlich in seiner Freude, dass wir hell auflachten. Mein Mann aber bemerkte: «Beck, Beck, was vermag sich das neue Bundeskomitee des leeren Schrankes?» «Das ist mir gleich, den Kropf habe ich geleert, jetzt ist mir wieder wohl.»»

Emil Beck, von Jugend auf in der sozialdemokratischen Bewegung tätig, hat die Enttäuschung bis zu seinem Tode nie ganz überwunden. Zwei Jahre nach dem Rücktritt des Bundeskomitees starb er. Bei einem Besuche meines Mannes kurz vor dem Tode Becks waren seine letzten Worte, die er nur noch mühsam hervorbrachte: «Conzett, in anderthalb kommst auch!» Die Worte des Sterbenden, mit dem mein Mann so manche frohe Stunde verbracht hatte, machten tiefen Eindruck auf ihn, und er grübelte lange darüber nach.

Kurze Zeit nach der Gewerkschaftsversammlung trafen wir mit Bebel zusammen, der durch Carl Manz vom Rücktritt des Bundeskomitees unterrichtet war. Er begrüßte uns und besonders meinen Mann in seiner launigen Art: «Conzett, du grosser Mensch, aus dem Lande der härtesten, knorrigsten Stämme, und so weich geraten! Da bin ich aus zäherem Holz geschnitzt. Wenn man mich kratzt, so beisse ich, aber ich weiche nicht; auch ihr hättet nicht weichen sollen.» «Du hast gut reden, Bebel; euere Partei ist gross, mächtig und einheitlich, während die unsrige aus verschiedenen Nationen zusammengewürfelt ist. Die jungen Ausländer kommen zu uns mit dem Kopf voll irriger Ansichten über die Freiheiten der Schweiz; sie glauben die Bäume voll reifer Früchte, nur verstanden wir dummen Schweizer nicht, sie zu pflücken. Du wirst dich noch erinnern, dass der Schweiz. Arbeiterbund 1880 zum Grossteil an der Unverträglichkeit der Schweizer und Ausländer zusammengebrochen ist. Es hat mich Mühe und Arbeit genug gekostet, die Gegensätze zu mildern und auszugleichen und die Genossen wieder unter einen Hut zu bringen.» «Grund genug zum Ausharren. Wie ich hörte, ersuchten sie dich, die Leitung im neuen Komitee wieder zu übernehmen. Dein Rücktritt war ein grosser Fehler.» «Das ging nicht», erwiderte mein Mann entschieden. «Wir waren im Bundeskomitee alle einer Meinung, zu der ich heute noch stehe; auch hätte ich die nachfolgende Wurstelei nicht mitmachen können. Übrigens hast du gut raten bei eurer Einigkeit.» Bebel fiel ihm ins Wort: «Einig waren wir unter dem Druck des Sozialistengesetzes. Während der zwölf Jahre seines Bestehens führten wir einen einzigen Kampf, kannten ein einziges Ziel: das Schandgesetz zu stürzen. Seit es gefallen, sind der

Ziele viele geworden; und glaube mir, Conzett, es geht auch bei uns manchmal hart auf hart.»

In einer Versammlung des Textilarbeitervereins Horgen sollte ich einen Vortrag halten und fuhr gegen Abend an den See hinauf. An der ersten Station stieg eine jüngere, gut gekleidete Arbeiterin in den Zug und setzte sich neben mich. Sie begann sofort von einer Hochzeit zu erzählen, die sie verlassen musste, grad als es lustig wurde; es sei zu schade. Mit gedämpfter Stimme berichtete sie geheimnisvoll: «Es kommt heute abend eine nach Horgen, um eine Rede zu halten. Die Fabrikleitung hat mich gebeten, die Versammlung zu besuchen und Bericht zu erstatten, was alles gelogen worden sei.» Ernsthaft fragte ich: «Lügt denn die Rednerin?» Wichtiguerisch erwiderte sie: «Und wie! Diese Frau kann lügen; davon haben Sie keine Ahnung!» Ich hatte Mühe, ernst zu bleiben, so belustigte mich dieses Zwischenspiel. Als mich in Horgen der Vorstand des Textilarbeitervereins begrüßte, sah ich meine Reisegefährtin mit grossen, erschrockenen Augen vor mir stehen. Sie erschien aber doch in der Versammlung, um den Auftrag ihrer Arbeitgeber getreulich auszuführen. Ich erzählte nachher dem Vorstand mein Erlebnis, der an dem Reifall der Arbeiterin seine helle Freude hatte.

Bald stellten sich neue Sorgen ein; unser Sohn Conrad erkrankte an einer schweren Lungenentzündung. Er überstand sie glücklicherweise, doch war eine längere Erholungskur um so notwendiger, als er vor der Matura stand. Unser Vertrag mit der Grütli-Druckerei war mit Sylvester 1894 abgelaufen, und wir richteten für unsere Zeitung wieder eine eigene Druckerei ein. In Zürich-Aussersihl fanden wir ein passendes Lokal samt Wohnung und übersiedelten im Frühjahr dorthin. Noch vor dem Umzug rückte Coni in die Artillerie-Rekrutenschule in Thun ein. Nach einigen Wochen schrieb er: «Nachdem der Hauptdrill vorbei ist, gefällt mir das Soldatenleben gut; bald gibt es herrliche Märsche mit Aufenthalt in den Bergen. Vorher aber verbringe ich den grossen Urlaub bei Euch daheim und freue mich darauf.» Mein Mann ging, an jeder Hand einen der Kleinen, zum Empfang auf den Bahnhof, während ich den Abendisch richtete. Traurig kehrten sie zurück – ohne Coni. Ein Telegramm benachrichtigte uns, dass er an Typhus erkrankt sei. Armer Sohn, schon wieder krank; wie hart musste ihn dieses Missgeschick treffen, ihn, der alles so schwer nahm. Als ihn der Vater bald darauf besuchte, meinte er traurig: «Wenn ich wenigstens zu Hause wäre, statt stets allein im Krankenzimmer; da folge ich in Gedanken meinen Kameraden in die Berge und werde ganz schwermütig dabei.»

Der Wohnungsumzug stand vor der Türe, und unser Sohn lag noch immer krank in Thun. Beim Verpacken seiner Sachen fiel ein Kollegienheft zu Boden; mein Mann hob es auf und stiess beim Durchblättern auf eine Eintragung, die er mir betroffen zu lesen gab. Vor Jahren hatten sich unsere

ältern Söhne ein Flobertgewehr gewünscht und wir schenkten ihnen eines zu Weihnachten mit der Bedingung, dass sie nur im städtischen Schiessstand schiessen dürften. Nun las er in dem Kollegienheft, dass Coni gegen das ausdrückliche Verbot des Vaters vom Zimmer aus auf Vögel geschossen hatte und dass einmal, während er abdrückte, sein kleiner Bruder Hans vorbeihüpfte. Er glaubte, ihn getroffen zu haben und liess vor Schreck das Gewehr fallen. Als er dann Hans heil vor sich sah, habe er sich vor Glück nicht fassen können und den Bruder immer wieder umarmt und liebkost. Nachher sei er niedergekniet, habe gebetet und dem lieben Gott aus innerstem Herzen gedankt, dass er ihn vor Brudermord bewahrt habe. Dann philosophierte er das ganze Heft hindurch und bekannte sich am Schlusse zur religiösen Weltanschauung. Manches Mal war uns die zärtliche Liebe und Nachsicht Conis für seinen Bruder Hans aufgefallen, die er dem jüngsten Bruder nicht zu geben vermochte. Der Aufschluss wurde uns durch dieses Bekenntnis.

Obwohl Freidenker, achtete mein Mann jede religiöse Überzeugung. Er hatte in seinen Jünglingsjahren unsäglich unter dem Zwiespalt zwischen kirchlichem Glauben und freier Auffassung gelitten, und es hatte ihn schwere seelische Kämpfe gekostet, bis er sich zu seiner endgültigen Überzeugung durchgerungen hatte. Als für unsere Söhne die Zeit des Religionsunterrichtes kam, erzählte mir mein Mann von seinen Kämpfen. Um ihnen solch schwere Konflikte zu ersparen, schickte er sie nicht in den Religionsunterricht.

Bald darauf erhielt mein Mann von seiner Schwägerin in Chicago einen Brief, in dem es hiess: «Ich kenne mich in Adolf nicht mehr aus. Ich hatte erwartet, dass er sich Deinen Genossen anschliessen würde, und nun ist er einer religiösen Sekte beigetreten.» Sinnend sah mein Mann vor sich hin, bis endlich die Worte über seine Lippen kamen: «Nun haben sich beide einer christlichen Weltanschauung zugewandt, bei Coni ist es Herzenssache; was Adolf zu den Muckern zog, wird sich zeigen.»

Kaum hatte sich Coni vom Typhus erholt, musste mein Mann seiner rheumatischen Schmerzen wegen zu einer Solbadkur nach Rheinfelden. Der Rheumatismus verlor sich fast ganz; dagegen stellte der Arzt zu Hause grosse Herzschwäche fest und riet zu äusserster Vorsicht; jede körperliche Anstrengung, jede seelische Aufregung sollte vermieden werden. Aber wie durchführen, wenn Kummer und Sorgen das Herz nie zur Ruhe kommen lassen? Trotz aller Anstrengungen, unsere Zeitung weiter zu verbreiten, ging es nicht recht vorwärts. Von den Einnahmen aus der Zeitung blieb uns, die Herstellungskosten abgerechnet, wenig übrig. Nächtelang sannnen wir auf einen Ausweg. Jedes stellte sich schlafend, um das andere zu täuschen, und am Morgen lächelten wir uns zu – aus dem gleichen Grunde. Nur wenn mein Mann sich unbeobachtet glaubte, war sein Blick so müde,

so trostlos traurig, dass es mir in die Seele schnitt. Infolge seines Herzleidens sah er erst recht nur schwarz auf schwarz.

Eine wahre Erlösung und allgemeine Weihnachtsfreude brachte uns ein Brief Adolfs, der seine Heimkehr auf Anfang Januar anzeigte. Mein Mann lebte wieder auf und schmiedete Pläne. Die Druckerei sollte erweitert werden; denn er glaubte, dass es Adolfs freundlicher Art gelingen werde, Druckerarbeiten zu erhalten. So spann er Hoffnungsfaden um Hoffnungsfaden, und der Gedanke an eine bessere Zukunft belebte ihn und leuchtete aus seinen Augen.

Endlich rückte der Tag der Ankunft heran. In unserer Wiedersehensfreude standen wir alle zum Empfange auf dem Bahnhof. Aber schon die ersten Tage brachten dem Vater Enttäuschungen, die er gewaltsam niederdrückte. Wenn er Adolf über seine alten Freunde und Bekannten befragte, erhielt er zur Antwort: «Der ist 10 000 Taler wert, jener 50 000, ein weiterer 100 000», und so ging es fort. Mein Mann bat: «Werte doch die Menschen nicht nach Talern, das tut mir weh! Ich möchte lieber wissen, was sie treiben und ob sie noch bei der Partei sind; ihr Geld interessiert mich gar nicht.» Aber Adolf wusste darüber keine Auskunft; es schien, dass ihn Amerika nur das Geld werten gelernt hatte.

Mein Mannklärte Adolf über unsere Lage auf und teilte ihm mit, welche Hoffnungen er an seine Mitarbeit knüpfte. Da musste er erleben, dass ihm sein eigener Sohn vorwarf, er sei selber schuld. «Du wärest in Chicago ein reicher Mann geworden, wenn du gewollt hättest. Warum tatest du nicht was andere Redaktoren? Man hat mir drüben erzählt, dass du bei Wahlen grosse Geldsummen zurückwiesest.» Mein Mann litt unter der Enttäuschung, und voll Unmut bäumte er sich gegen die Vorwürfe auf: «Warum ich es nicht machte wie die andern Redaktoren? Weil es Verrat an der Sozialdemokratie und an meiner Überzeugung gewesen wäre. Tag für Tag kämpften wir in Wort und Schrift einen heissen Kampf gegen die Bestechlichkeit der Beamten, die in Chicago blühte wie kaum anderswo. Glaubst du, dass die Kandidaten für Staatsämter den Zeitungen umsonst 10, 20, 50 000 und noch mehr Dollars zahlen? Sie wissen sehr wohl, dass ihnen nach der Wahl die Bestechungssummen in kurzer Zeit vervielfältigt wieder eingehen. Ist dir in Amerika aller Gerechtigkeitssinn verloren gegangen, dass du nicht einsiehst, wie verwerflich solche Bestechungen sind? Wenn du einen Gesinnungslumpen zum Vater haben wolltest, hättest du in der Wahl vorsichtiger sein sollen.»

Aus der gemeinsamen Arbeit wurde nichts. Adolf erklärte, nur dann in der Druckerei arbeiten zu wollen, wenn ihm der Vater das Geschäft abtrete. Das ging aus verschiedenen Gründen nicht und bald reiste unser Sohn nach Transvaal. In der ersten Zeit schrieb er einige Male, bald aber vernahmen wir nichts mehr von ihm. Erst zehn Jahre später erfuhren wir durch einen

Zufall, dass er schon vor Jahren in Pretoria gestorben war. Die Gemütlosigkeit seines Ältesten war für meinen Mann ein harter Schlag.

Die auf Adolfs Heimkehr hin bestellten Schriften und eine neue Maschine standen betriebsbereit; nun galt es, Arbeit aufzutreiben. Der erste Auftrag war eine Todesanzeige – kein ermutigender Anfang, auch ohne abergläubisch zu sein. Druckaufträge waren noch ebenso schwer zu erhalten wie vor zehn Jahren. Der Name des einst so gehassten, roten Conzett war verpönt wie ehemals. Auch der Rücktritt des Bundeskomitees wirkte nach. Nicht nur, dass keine Arbeiterorganisation uns den kleinsten Druckauftrag zukommen liess; sogar bei den Erneuerungswahlen für den Kantonsrat machte sich die Stimmung gegen ihn geltend. Mein Mann sollte 1896, statt wie bisher im Wahlkreis Oerlikon, in Zürich III als Kandidat aufgestellt werden. Da wurden in der Partei einzelne Stimmen laut, Conzett besitze ihr Vertrauen nicht mehr; daraufhin liess er sich nicht mehr aufstellen. Als bald nachher eine Ersatzwahl stattzufinden hatte, wurde als zügigster Kandidat mit der grössten Aussicht auf Erfolg Conzett genannt. Als mein Mann in der Parteiversammlung vorgeschlagen wurde, erklärte er mit zornig blitzenden Augen: «Bei der letzten Wahlversammlung genoss ich euer Vertrauen nicht mehr; ich bin heute noch der gleiche Conzett, kann also die Wahl nicht annehmen.» Wie weh ihm das Misstrauen seiner Genossen getan haben musste, zeigten mir seine bitteren Worte: «Die Gegner vor mir, die eigenen Leute im Rücken – das ist alles, was ich in vielen Jahren opferfreudiger Arbeit erreicht habe.» Bei allen bisherigen Parteistreitigkeiten, wie sie in jeder Partei, nicht nur in der sozialistischen, vorkommen und durchgekämpft werden müssen, hatte sich mein Mann nie etwas daraus gemacht. Er war jederzeit frisch in den Kampf getreten für das, was er als Recht anerkannt hatte, auch dann, wenn es einmal gegen die eigenen Genossen ging. Er hätte sich auch diesmal aus den Anrempelungen nichts gemacht, wäre er nicht durch finanzielle und andere Sorgen zermürbt gewesen.

Mein Mann war schmerzhaften Halsentzündungen unterworfen und auf einen Sonntag, an dem er am Waldfest der Arbeitervereine Uster die Festrede halten sollte, stellte sich das Leiden wieder ein. Ich ersuchte telephonisch verschiedene Genossen, ihn zu vertreten, aber alle hatten für den schönen Sonntag schon etwas vor. Da bat mich mein Mann, statt seiner am Waldfest zu sprechen, um die Arbeiter in Uster nicht im Stiche zu lassen. Er telegraphierte dem Präsidenten meine Ankunft und ich reiste sogleich ab.

Der Präsident des Grütlivereins teilte den Anwesenden mit, dass der Referent Conzett erkrankt sei und als Ersatz seine Gattin gesandt habe, die den Vortrag halten werde. Erstaunen und Beifall waren gross. Es bedeutete für Uster etwas Neues, dass eine Frau als Rednerin auftrat, dass sie aber für den Mann einsprang, etwas ganz Besonderes. In vielen Schweizer

Zeitungen wurde darüber geschrieben, und ich erhielt anerkennende Zuschriften; aber auch einige spöttische, natürlich ohne Unterschrift.

Conrads Unfall

Unser Sohn Conrad hatte die zweite Hälfte der vorjährigen Rekrutenschule, die er infolge seiner Krankheit nicht beenden konnte, nachgeholt und bat den Vater um die Erlaubnis, die Offiziersschule in Thun besuchen zu dürfen. Mein Mann erklärte ihm, dass er die Mittel dazu nicht besitze. Conrad bat und versprach, noch mehr als bisher am Setzkasten zu arbeiten; auch falle der Dienst in die grossen Ferien. Als er seinerzeit zu studieren wünschte, gab der Vater die Zustimmung, verlangte aber, dass er neben dem Studium als Setzer arbeite, um sein Taschengeld selbst zu verdienen. «So wirst du die Arbeit schätzen und mit dem verdienten Geld sparsam umgehen lernen.» Nach langem Bitten gab der Vater schliesslich die Einwilligung zum Besuche der Offiziersschule. Coni zeigte grosse Freude und reiste glücklich nach Thun.

Am 5. August 1896 kam ein amtliches Militärschreiben aus Thun. Mein Mann drehte den Brief mehrmals in den zitternden Händen, bevor er ihn öffnete. Nachdem er ihn gelesen, reichte er ihn mir mit einem qualvollen Seufzer. Der Kommandant der Offiziersschule teilte uns mit, dass Conrad am Montag, also vier Tage vor Abgang der Mitteilung, in der Reitbahn vom Pferde gestürzt sei und den Kopf an die Wand geschlagen habe. Der Arzt stelle Hirnerschütterung fest; augenblicklich sei keine Gefahr für den Patienten vorhanden.

Mein Mann reiste sofort nach Thun und fand unsern Sohn im Spital mit heissem Kopf und fieberglänzenden Augen im Bett, neben ihm das Mittagessen aus der Offizierskantine. Conrad erzählte, er erhalte jeden Tag das ganze Essen; es sei gut, aber er bringe nichts hinunter. Sonst teilt der Arzt dem Laien mit, dass bei einer Hirnerschütterung nur flüssige, leichte Speisen verabreicht werden dürfen; im dortigen Spital schien man davon nichts zu wissen. Dann berichtete Conrad über seinen Unfall: «An jenem Morgen hatte ein besonders unruhiges Pferd schon mehrere Reiter abgeworfen, worauf es der Reitlehrer mir zuwies mit der Bemerkung, ich hätte Kraft wie ein Ochse – kurz darauf war das Unglück geschehen.» Ein Freund Conrads erzählte meinem Mann, wie das Pferd ihn mit aller Wucht an die Wand geschleudert habe und er dann starr am Boden gelegen sei, totenblass, die grossen, dunklen Augen weit offen; nur der Kopf habe sich auf und ab bewegt. «Schaurig war es!», sagte der junge Mann.

Die Briefe, die wir von unserem armen Kranken bekamen, waren in schwermütiger Stimmung geschrieben. Am 27. August bat er den Vater dringend, ihn von Thun loszubringen, er halte es nicht mehr aus. Zugleich kam von einem Freunde meines Mannes, der in Thun im Dienst war, ein Schreiben: «Ich habe Conrad mit wirren Augen auf dem Waffenplatz

liegend gefunden; er klagte, dass jeder abgegebene Kanonenschuss ihn wahnsinnig schmerze. Der Arzt habe befohlen, dass er auf den Waffenplatz geführt werde, damit er mehr Leben bekomme; im Zimmer werde er noch schwermütig. Es ist dringend nötig, dass du kommst.» Schlaflos verbrachten wir die Nacht, da ertönte früh morgens Musik. Nach Schluss jeder Rekrutenschule brachte die Militärmusik dem Kommandanten, Oberst Isler, im Hause nebenan ein Ständchen, und wir hatten jedesmal mit grosser Freude zugehört. Aber an diesem Morgen war uns Musik eine Qual; lautlos schluchzten wir in die Kissen.

In Thun suchte mein Mann sofort den Platzarzt auf, bat um Auskunft über Conrads Zustand und sprach den Wunsch aus, den Kranken nach Hause zu nehmen, was ihm der Arzt rundweg abschlug. «Dann wende ich mich an den Oberfeldarzt in Bern.» Spöttisch meinte der Platzarzt: «Tun Sie das!» Bekannte in Thun machten meinen Mann aufmerksam, dass der Platzarzt ein Verwandter des Oberfeldarztes sei und daher wenig Aussicht bestehe, dass dieser anders entscheiden werde. Die Fahrt nach Bern wurde meinem Manne lang und schwer; immer musste er an die spöttische Miene des Platzarztes denken. Einem Sozialdemokraten gegenüber durfte man sich so etwas schon erlauben. Der Oberfeldarzt wollte von einer Überführung Conrads nichts wissen, auch nicht, als mein Mann ihn auf die unrichtige Behandlung und deren Folgen aufmerksam machte. Schliesslich meinte der Oberfeldarzt, er gebe die Bewilligung unter der Bedingung, dass ein Verzicht auf jegliche Entschädigungspflicht unterschrieben werde.

Mein Mann erklärte mit aller Bestimmtheit, er unterschreibe nichts; dagegen werde er öffentlich bekanntgeben, wie es auf dem Waffenplatz Thun mit der ärztlichen Behandlung der Verunglückten stehe und welche finanziellen Folgen diese für die Eidgenossenschaft habe. Nach und nach lenkte der Oberfeldarzt ein; Conrad durfte mitgenommen werden, musste aber zur Pflege in das Kantonsspital Zürich. Mein Mann war über den Entscheid glücklich, Conrad noch mehr, und der Platzarzt machte bei Überreichung des Bewilligungsscheines ein langes Gesicht.

Die Ruhe im Kantonsspital tat unserm Sohne gut; er wurde frischer und klarer, und wir hofften auf völlige Genesung.

Während der Landesausstellung im Jahre 1896 in Genf fand dort vom 9. bis 11. September ein schweizerischer Frauenkongress statt, für den ich schon Monate vorher das Referat über die Arbeitslosen-, Kranken- und Unfallversicherung zugesagt hatte. Nach dem Unglücksfall unseres Sohnes wollte ich absagen; auf den Rat meines Mannes wartete ich noch zu und konnte jetzt, nach dem hoffnungsvollen Bericht, mit ruhigem Herzen am Kongress teilnehmen. Meine Ausführungen verlangten die Versicherung durch den Bund, da nur auf dieser Grundlage wahrhaft Gutes geschaffen werden könne. Ich hatte den Eindruck, dass die Damen der französischen

Schweiz sich hierfür nicht recht erwärmen konnten. Die Welschschweizer waren überhaupt nicht Freunde staatlicher Versicherungen.

Alt Bundesrat Droz schien zu glauben, dass ein Frauenkongress schneller Beschlüsse fasse, als es bei Männern der Fall ist, denn er sandte an den Kongress ein Schreiben, in dem er riet, vorläufig weder für noch gegen das Gesetz Stellung zu nehmen.

Zur Novemberfeier eines bernischen Grütlivereins hatte mein Mann die Festrede versprochen. Am Tage der Feier stellte sich wieder eine böse Halsentzündung ein. Das Wetter war nasskalt und windig, an Reisen und Reden nicht zu denken. Leider war kein Genosse zu finden, der ihn vertreten konnte; es waren schon alle Redner für Novemberfeiern verpflichtet. Da meinte mein Mann: «Ich weiss keinen andern Rat, als dass du hingehst und an meiner Stelle die Rede hältst.» Erschrocken platzte ich hinaus: «Das geht doch nicht; ich weiss nicht einmal, warum die Novemberfeiern stattfinden.» «Keine Angst, Frau, ich schreibe dir das Nötige auf, und im Zug kannst du dir den Vortrag zurechtlegen.»

Ich hatte aber doch Angst und es wurde mir schwer, seinem Wunsche zu entsprechen. Ich sah die Schmerzen meines Mannes und sollte fort, meine Gedanken aber blieben bei ihm zurück, und das gab keine Stimmung für eine Festrede. Als ich ihm dies klarlegte, wurde er aufgeregt und meinte: «Es ist gar nicht schlimm mit mir; beruhige dich doch, dein Vortrag wird schon gehen!» Für ihn war ein Vortrag, auch ein unvorhergesehener, leicht; denn er hatte eine ausgesprochene Rednergabe, die mir gänzlich abging. Auch besass ich wenig Übung; jeder neue Vortrag bereitete mir Mühe. Bis zur Abreise blieb mir kaum Zeit, aus früheren Vorträgen das herauszusuchen, was in Frage kommen konnte. Beim Abschied gab mein Mann mir einen Zettel mit den Stichworten: 1. Gründung des Schweiz. Grütlivereins 1838. 2. Bis Sonderbundskrieg Bildungsverein, da keine Politik gestattet war. 3. In den sechziger Jahren den Demokraten angeschlossen. 4. Ursprünglich Fest zur Erinnerung an die Vertreibung der Vögte; vom Schweiz. Grütliverein in der jährlichen Novemberfeier übernommen. Dazu bemerkte er: «Es sind wenige Worte, du findest dich leichter zurecht.» Dann sass ich im Zug, es war ein vollbesetzter Arbeiterzug, der an jeder Station hielt, mit alten Wagen, in denen ob jeder Türe ein Öllämpchen flackerte. Und bei dieser Unruhe und Dunkelheit sollte ich meinen Vortrag zusammenstellen; es war mir nicht einmal möglich, den Zettel meines Mannes zu entziffern.

An der Station vor Langenthal stand ein kleiner, offener Wagen für mich bereit, langsam ging es bergauf. Ein kalter Wind pfiff mir entgegen; es war, als ob es Eisnadeln regnete. Mein Gesicht brannte wie Feuer, und ich war froh, dass mein Mann mit seinem kranken Hals nicht an meiner Stelle sass. Als ich den Saal betrat, musste ich erst die Augen reiben; ich glaubte, nicht mehr gut zu sehen. Erst nach einer Weile erkannte ich, dass der Leuchter noch Petrollampen enthielt; er erhellte schwach den von Tabakrauch

gefüllten Saal. Die liebenswürdige Wirtin hatte mir eine heisse Bettflasche unter den Tisch gestellt. Ich zitterte noch vor Kälte und war für die Fürsorge dankbar. Schnell erkundigte ich mich nach den dortigen Verhältnissen; sie waren wie überall in der Textilindustrie: die Frau war gezwungen, auch in der Fabrik zu arbeiten.

Erst sprach ich über den Schweiz. Grütliverein, sein Wiegenfest und seine starke und kräftige Entwicklung. Dann schilderte ich das Leben der Fabrikarbeiter und führte zum Schluss einen eben beendeten Streik amerikanischer Bergwerker an, deren Frauen dem Streike zum Sieg verholfen hatten.

Nach gesanglichen und turnerischen Darbietungen, geleitet vom Oberlehrer, verlangte dieser gegen zwölf Uhr das Wort. Er hatte die Schwächen meines Vortrages bemerkt und suchte ihn nun zu zerzausen und lächerlich zu machen. Der Herr Oberlehrer, früherer Grütlianer, meinte, die Arbeiter und Arbeiterinnen könnten bei den Fabrikherren nur durch Bescheidenheit und Entgegenkommen etwas erreichen. Dann erzählte er, wie schwer es die Fabrikanten hätten, und mahnte die Anwesenden, nicht jeden Tag Braten und Bratwürste zu verlangen. In der Gegenrede war ich gewandter als im Vortrag; auch sprach ich Dialekt, der mir leichter von den Lippen floss. Besonders solch unfassliche Ratschläge lösten mir die Zunge. Zuerst fragte ich den Herrn Lehrer, ob er seinen Schülern auch erzähle, dass unsere Vorfahren, deren Befreiungsfest wir heute feierten, ihre Freiheit nur durch Bescheidenheit und Entgegenkommen erreicht hätten? Dass der Konkurrenzkampf für manche Fabrikanten schwer sei, bezweifle niemand, dagegen würde trotzdem keiner mit dem Lose seiner Arbeiter tauschen wollen. Ich machte dem Herrn Oberlehrer klar, dass es ein Hohn sei, Arbeiter mit einem Tagesverdienst von Fr. 2.– bis 2.50 zu mahnen, nicht täglich Bratwürste und Braten zu verlangen. Ihre zornigen Zwischenrufe hätten ihm das Kränkende seiner Mahnung deutlich genug gezeigt.

Erst am Schlusse bemerkte ich, dass die Anwesenden im Eifer auf Bänke und Tische gestiegen waren, damit ihnen keines meiner Worte entgehe. Nachher sprachen die Arbeiter und Arbeiterinnen mir freudigen Dank aus, dass ich sie in Schutz genommen und den Lehrer, der früher Parteimitglied gewesen sei, so gehörig zurückgewiesen habe.

Conrad fing wieder an zu studieren, jeden Tag etwas mehr. Er besuchte von neuem die Vorlesungen an der Universität und musste bemerken, dass der teilweise Verlust des Gehörs ihm später bei der Ausübung des Anwaltsberufes hinderlich sein werde. Er schrieb nach Bern, und es wurde ihm ein Arzt bezeichnet, von dem er sich behandeln lassen sollte. Dieser erklärte, dass die Ohrmuschel gebrochen sei, aber durch Elektrisieren wieder zusammenwachsen werde. Conrad wurde wöchentlich mehrmals elektrisiert. Sein schlechtes Aussehen, das nach und nach schlimmer

wurde, beängstigte mich, und ich fragte nach seinem Befinden. Er erwiderte, dass er nach jeder Behandlung heftige Kopfschmerzen habe, das mache aber nichts, denn der Heilungsprozess bringe das mit sich. Kurze Zeit nachher kam er mit wirren Augen heim und warf sich ächzend auf das Bett. Der Kopf schien für elektrische Versuche noch zu schwach; die wirren Augen blieben. Mein Mann sprach mit dem behandelnden Arzt, später noch mit andern Ärzten. Sie alle machten ihm Hoffnung auf Besserung. Welcher Arzt hätte den Mut aufgebracht, dem verzweifelten Vater das Gegenteil, die Wahrheit, zu sagen? Conrad lag entweder auf dem Bett oder ging spazieren; selten sprach er ein Wort – um sein Studium kümmerte er sich nicht mehr. Der Arzt meinte, wir sollten ihn einstweilen machen lassen; es sei das beste für ihn.

Das Organisationskomitee für den Internationalen Arbeiterschuttkongress im August 1897 hatte mit seinen umfangreichen Vorarbeiten begonnen. Nach einer Sitzung kam mein Mann heim, munterer als ich ihn seit langem gesehen hatte, und erzählte beglückt: «Denke dir, es braucht eine Masse Formulare für alle Nationen; diejenigen mit englischem Text werde ich zum Druck erhalten. Jeden Morgen stehe ich um fünf Uhr auf, setze die Arbeiten selbst und auch den Kongressbericht, der ziemlich umfangreich wird. Wie freue ich mich auf die Arbeit!» Und wie freute ich mich, ihn wieder einmal hoffnungsfroh und geschäftig zu sehen. Die finanziellen Schwierigkeiten und Conrads Unglück hatten ihm längst Arbeitskraft und Arbeitsfreude gelähmt. Wie wenig es eigentlich brauchte, um den verlorenen Lebensmut meines Mannes zu heben, zeigte schon die Aussicht auf den verhältnismässig kleinen Druckauftrag.

Eine sternenhelle Nacht. Vollmond – Schweigen ringsum. Ich sass auf dem Balkon, hinter den Glyzinien und gab mich ganz dem Zauber der warmen Lenznacht hin. Plötzlich überfiel mich eine Unruhe, ein Angstgefühl, nicht zu verstehen und nicht zu meistern. Ich wartete auf die Rückkehr meines Mannes aus einer Sitzung des Organisationskomitees. Spät war es noch nicht; er konnte kaum zurück sein. Da bog jemand in die Strasse ein; die Gestalt meines Mannes, nicht aber sein fester, sicherer Schritt. Ich lehnte mich über das Geländer, um besser zu sehen: es war mein Mann. Ich eilte ihm entgegen ergriff seinen Arm und führte ihn wortlos in die Wohnung. Dort sass er am Tisch, den Kopf mit beiden Händen gestützt und starrte vor sich hin. Schnell brachte ich heissen Kaffee, den er gierig trank. Ich fragte nicht; tiefes Mitleid packte mich bei seinem Zusammenbruch, dessen Ursache mir noch unbekannt war.

Der Morgen brachte Aufklärung. Seine Worte kamen stossweise, erfüllt von bitterer Enttäuschung und heissem Weh: «Gestern, als ich in die Sitzung kam, lagen sämtliche Formulare gedruckt vor. Ich sagte kein Wort; sie sollten nicht sehen, wie schwer mich diese Rücksichtslosigkeit getroffen hat.» Dann richtete er sich mit einem energischen Ruck empor:

«Es wird auch so gehen!» «Das meine ich auch», mehr vermochte ich nicht hervorzubringen. Trostesworte? Conrad hätte sofort meine Verbitterung herausgeföhlt, und sein Kummer wäre noch grösser geworden.

Kurze Zeit nachher erhielt ich ein Schreiben des Organisationskomitees, dass ich als Referentin über die Frauenarbeit am Internationalen Arbeiterschuttkongress in Aussicht genommen sei, und man erwarte meine Antwort in zustimmendem Sinne. Ich als Referentin am Internationalen Arbeiterschuttkongress, an dem die Frage der Frauenarbeit die wichtigste werden sollte? Ich stand mit pochendem Herzen, den Brief in der Hand; stolz und glücklich las ich ihn wieder und wieder und konnte es nicht fassen, dass mir eine solche Ehre zuteil werden sollte. Was würde mein Mann sagen? Schon wollte ich zu ihm, als plötzlich sein Bild, das Bild des gebrochenen Mannes, vor meinen Augen stand. Ich sah den verzweifelten, hoffnungslosen Blick und hörte die Worte: «Oh, diese Enttäuschung!» Sofort setzte ich mich an den Schreibtisch und antwortete dem Organisationskomitee in ablehnendem Sinne. Dann legte ich beide Briefe meinem Manne vor. Er las die Schreiben und gab sie mir mit einem so dankbaren Blick zurück, dass ich froh war, abgelehnt zu haben.

Internationaler Arbeiterschuttkongress 1897 in Zürich

Im August 1897 begann im grossen Saal der neuen Tonhalle der Internationale Arbeiterschuttkongress. Der Arbeiterinnenverein Zürich hatte mich als Delegierte gewählt. Ich konnte mich dieser Wahl nicht entziehen, ohne Gründe hiefür anzugeben, und das wollten weder mein Mann noch ich. Der Kongress zeigte ein wesentlich anderes Bild als der Internationale Sozialistenkongress vor vier Jahren. Die verschiedenen sozialen Parteien aller Länder hatten starke Delegationen entsandt. Bald schied sich im Kongress eine «Linke» und eine «Rechte» aus. Den Kern der Linken bildeten erprobte Sozialdemokraten, denen sich freisinnige Soziologen anschlossen. Die Rechte bestand meist aus katholischen Geistlichen im schwarzen Priesterrock, denen sich ihre Sozialpolitiker zugesellten. Über die aufgestellten Grundfragen des Arbeiterschutzes herrschte völlige Einigkeit. Alle wünschten Abschaffung der industriellen Sonntagsarbeit, alle verlangten das Verbot der Kinder- und Nachtarbeit und den weitgehendsten Schutz für Frauen und junge Leute. Alle Richtungen traten für weitgehende Gewerbeinspektion und für das freie Vereinsrecht und die Pressefreiheit der Arbeiter ein. Nur bei der Frauenarbeit kam es zu einem eigentlichen Kraftmass der Parteien. Schon in der Vorsitzung zeigten sich starke Gegensätze, und am Kampftag erhielten sowohl die Linke als auch die Rechte noch Zuwachs, und die Galerien waren gedrängt voll Zuhörer beider Parteirichtungen. Erwartungsvolle Erregung bemächtigte sich aller; denn sie wussten: Jetzt beginnt der Kampf! Der belgische Katholik Carton de Wiart betrat das Rednerpult, um den Antrag

der Rechten zu vertreten: Verbot der grossindustriellen Frauenarbeit. Mit warmer Stimme, aus der die leidenschaftliche Erregung klang, schilderte er die zerstörenden Folgen der Frauenarbeit: «Der Säugling bleibt ohne Pflege zurück, die heranwachsenden Kinder werden Opfer der Strasse; der Mann flieht das ungemütliche, kalte Heim und sucht Trost und Wärme im Trunk.» Carton de Wiart und seine Gesinnungsgenossen erblickten die Rettung der Familie aus ihrem Elend einzig und allein in dem Verbot der Frauenarbeit in Fabrikbetrieben. Die Sozialdemokraten hingegen sahen in der Verelendung der Familie eine Begleiterscheinung der kapitalistischen Wirtschaftsordnung, die nur durch den Sozialismus zu überwinden sei.

Lilly Braun, als Vertreterin der Linken, wehrte sich gegen das Verbot der Frauenarbeit. «Denn nicht jenes idyllische Bild glücklichen Familienlebens, das Herr de Wiart in so leuchtenden Farben malt, würde seine Folge sein, sondern eine noch grössere Zerrüttung der Familie. Weder Laune noch Neigung treiben die Frauen in Scharen in die Fabriken, sondern die Not. Schliesst ihnen die Tore und die gleiche Not wird sie in das Elend der Heimarbeit treiben, wo schrankenlose Ausbeutung herrscht.»

Clara Zetkin führte in zündender Rede aus: «Gerade die Interessen der Familien verlangen die Frauenarbeit. Nur eine gleichberechtigte Frau kann den Kampf für eine höhere gesellschaftliche Organisation führen. Wir begrüssen in der freien Arbeit der Frau die Morgenröte einer bessern Zukunft.»

Pernerstorfer, Wien, wendete sich gegen den Antrag der Rechten, der ihm seine Mutter in Erinnerung bringe. In ergreifenden Worten schilderte er, wie sie in schlechtbezahlter Heimarbeit Tag und Nacht hatte schuften müssen, um nur ihre Kinder im Elend aufziehen zu können.

August Bebel fragte: «Warum soll der Frau die Grossindustrie verschlossen sein? In Handel, Gewerbe und Verkehr sind ebensoviele Frauen beschäftigt. Ist eine sechzehnständige Heimarbeit weniger anstrengend als eine achtstündige Fabrikarbeit? Konsequenz muss man sein.»

Die englische Delegation verlangte entschieden Abschaffung der Heimarbeit und zeigte an Beispielen das Elend der Heimarbeiterinnen in England.

Die einzige Rednerin der Rechten, Baronin von Vogelsang aus Wien, eine zarte, schlichte Frauengestalt, sah in der Ungewohntheit öffentlichen Auftretens rührend hilflos aus. Mit leisen, innigen Worten bat sie: «Um der Kinder willen, denen die Industrie die Mutter raubt, nehmen Sie den Antrag Carton de Wiart an.»

Mein Mann wollte an den Verhandlungen nicht teilnehmen; als ich ihm beim Mittagessen von dem scharfen Kampf wegen der Frauenarbeit erzählte, regte sich aber das alte Interesse in ihm und er kam nachmittags mit mir in den Kongressaal. Der Antrag Wiart wurde mit 165 gegen 98 Stimmen verworfen.

Zum Schlusse sprach der Sozialdemokrat Wilhelm Liebknecht: «Wir alle scheiden von Zürich mit neuen Sympathien für die Schweiz. Der Kongress ist musterhaft verlaufen. Es waltete über den Parteigegensätzen eine Art Gottesfrieden.»

Der christlich-soziale Graubündner Dr. Decurtins führte aus: «Unser Kongress ist einzig in der Geschichte. Mit Energie verlangt er die volle Freiheit für die Arbeiterbewegung. Nur in der Freiheit kann der Arbeiterschutz zum Baume wachsen, unter dem sich die Arbeiter wohl und sicher fühlen.» Lebhafter Beifall von rechts und links lohnte die Redner.

Während des Kongresses standen auf den Terrassen der Tonhalle öfters die schwärzesten Schwarzröcke neben den röteten Roten in gemeinsamer Bewunderung unseres blauen Sees und der Bergriesen im Hintergrund, deren ewiger Schnee in der Sonne glänzte. Der Samstagnachmittag vereinigte die Kongressteilnehmer zum Schlusse zu einer Seefahrt nach Rapperswil.

Schon hie und da hatte mein Mann das Gespräch darauf hingelenkt, was ich begänne, wenn er nicht mehr da wäre. Ein derartiger Gedanke lag mir so weit entfernt, dass ich nicht ernsthaft auf die Frage eintrat, dafür aber Wege suchte, um aus der bedrängten Lage herauszukommen.

Ich schlug ihm wieder einmal vor, für mich in der innern Stadt ein Modegeschäft zu eröffnen. «Du bist seit längerer Zeit politisch etwas in den Hintergrund getreten; dein Name wird nicht mehr so oft und gehässig genannt; ich könnte es darum schon wagen. In den sechs Jahren im Hause Henneberg habe ich viel gelernt; ich weiss, wie durch geschmackvolle billige Artikel die Frauen gewonnen werden; auf sie bin ich angewiesen, nicht auf die Politiker.» «Ich zweifle nicht daran, dass du das Geschäft vorwärts brächtest und wäre heute damit einverstanden, wenn uns noch Kapital zur Verfügung stände. Siehst du, welch ein trauriger Kerl ich bin; nicht einmal für meine Familie kann ich mehr sorgen.» Er sah dabei so trostberaubt aus, dass sich mein Herz zusammenkrampfte vor Weh; denn einen gütigeren und fürsorglicheren Gatten und Vater konnte es nicht geben.

Ich nahm seinen Kopf zwischen meine Hände und sprach liebevoll auf ihn ein: «Nimm doch nicht alles gar so schwer; irgendein Weg wird sich schon finden! Ist es nicht ein Modegeschäft, ist es etwas anderes. Viel lieber wäre es mir, für unsern *«Zürcher Anzeiger»* die Zeitungsversicherung einzuführen. Dann ein tüchtiger Ruck, alle Kraft auf die Abonnentenwerbung legen, und die Auflage würde sich heben. Bei meinem frühern Vorschlag machtest du geltend, das ginge der Partei wegen nicht; deutsche Parteiblätter hätten Stellung genommen gegen die Zeitungsversicherung. Es sind seither zwei Jahre vergangen, ohne dass wieder dagegen geschrieben wurde. Warum sollen wir die Versicherung durch unsere Zeitung nicht einführen? Sie schädigt die Partei nicht;

dagegen würde den vom Unfall betroffenen Arbeitern oder deren Familien die Versicherungssumme eine Wohltat sein, und für uns wäre der Zuwachs an Abonnenten, der sicher erfolgen würde, der Weg, mit der Zeit aus den drückenden Verhältnissen herauszukommen. Überleg es dir noch einmal!» Zeitweise befiel mich eine unheimliche Angst vor etwas Unbekanntem – Schwerem, die ich mir nicht deuten konnte, die sich in eine quälende innere Unruhe auflöste. Seit Monaten ging ich selten allein aus und geizte um jede Minute des Zusammenseins mit meinem Manne. Und er? Kaum hatte ich das Haus verlassen, sah er mich in Gefahr und fürchtete, mich zu verlieren. Trotzdem munterte er mich hie und da auf, meine Schwestern zu besuchen; er wusste, dass jedes Zusammensein ein Fest für uns war. Sassen wir dann beim Kaffee, klingelte das Telephon, und meine Schwestern neckten: «Sicher sucht Conzett wieder seine Frau; er hat es noch wie in den Flitterwochen.» Richtig, er fragte nach mir; beim Fortgehen hätte ich bloss ausgesehen, ob ich wohl sei. Am Telephon bat ich ihn jeweils, mich mit den Buben nach der Schule abzuholen. Die Schwestern lachten über die allzu grosse Ängstlichkeit Conrads, und ich stimmte mit ein; dann aber legte sich mir plötzlich wieder das unerklärlich Schwere auf die Brust. Ich ahnte damals nicht, wie gross meines Mannes innere Not war, wie sehr er sich in dieser Bedrängnis an mich klammerte und bei jedem Schritt befürchtete, mich zu verlieren.

Es war der 23. September 1897, mein vierzehnter Hochzeitstag. Ich deckte den Tisch recht hübsch, stellte einen Strauss leuchtender Blumen in die Mitte und rief meinen Mann zum Morgenessen. Es war ein Herbsttag, so schön wie vor vierzehn Jahren, und während sich Conrad ankleidete, verliehen die ersten Sonnenstrahlen der Stube einen goldigen Schimmer. Ich freute mich auf die Überraschung. Geblendet stand mein Liebster unter der Türe, sah erstaunt den festlichen Tisch, schloss mich in die Arme und – «Fraueli, mis liebs Fraueli, heute feiern wir zum zweitenmal den siebenjährigen Krieg.» Scherzend meinte er: «Aber gelt, Wunden haben wir keine davongetragen.» Von neuem umschlossen mich seine Arme, und er sagte mit tief aus dem Innersten kommenden Worten: «Ich hätte niemals geglaubt, dass man so glücklich sein könnte auf dieser Welt.» Dabei sah er mich glücklich an wie am ersten Hochzeitstag. Ob Conrad wohl ahnte, wieviel Kraft er mir mit seinem Bekenntnis für die Zukunft gab? Alles Schwere war für den Augenblick abgestreift, Kummer und Sorge vergessen; der Hochzeitstag gehörte uns, unserer Liebe und unserm Glück. Nach dem Morgenessen sassen wir still beisammen; er strich mir mit weicher Hand durchs Haar und meinte: «Was für eine glückliche Art hast du doch, mein Lieb! Der Himmel mag noch so grau und finster sein, ein blaues Fleckchen findest du immer.» «Weisst du, woher das kommt?», fragte ich. «An einem Abhang in der Nähe des Rheins, in Stauden versteckt, steht ein winzig kleines Häuschen; dort kam ich zur Welt. Zur

gleichen Zeit fand eine gütige Fee den Weg in unser Einödhüttchen und legte mir als Patengeschenk so viel Frohsinn in mein kleines Herz, dass ich alles, auch den grauesten Tag, von der sonnigen Seite sehe!»

«Und mir gab sie dunkles, schweres Blut!» «Das gab dir nicht die Fee, mein lieber Mann, das ist ein Erbteil eures, jetzt auch meines Volkes, der Bündner. Ich glaube, die Schwere haftet allen an, die fern vom Betriebsleben in einsamen Gegenden und dem Ernst der Berge aufgewachsen sind. Dir aber hat die Fee das schwere Blut in heisspulsierendes verwandelt, um die frierende Menschheit zu erwärmen und für ihre Rechte einzutreten. Tausenden hast du in freudiger Begeisterung Hoffnung und Glauben an eine schönere Zukunft ins Herz gelegt, ihnen Mut und Kraft gegeben, für sich und ihre Kinder um ein besseres, schöneres Leben zu kämpfen.» Mein Mann schüttelte den Kopf. «Es ist aber doch so!», beharrte ich. «Nach der aufreibenden Tätigkeit in Amerika fandest du auch in der Heimat nur rauhen, steinigen Boden. Wie hast du dich bemüht, wie hast du gearbeitet, die Steine weggeräumt, den Boden urbar gemacht, und als die Saat zu spriessen begann –» Ich konnte auf einmal nicht mehr weitersprechen, ohne altes Weh und Enttäuschungen wachzurufen. Ein müdes Lächeln war seine Antwort.

Doch es war ja unser Hochzeitstag, da durfte Trübsal nicht aufkommen. Ich erinnerte Conrad an den ersten gemeinsamen Ausflug als Verlobte und wünschte wieder einmal zu wandern wie damals, allein, Hand in Hand durch die Herbstpracht, uns niederzulassen an einem stillen Örtchen, um erst am Abend heimzukehren. Seine Augen leuchteten, fast übermütig ging er darauf ein, und eine Viertelstunde später flogen wir aus. Wir wanderten plaudernd durch Wiesen und Wälder, jedes bemüht, unsere Kümernisse nicht zu berühren, um den Tag ungetrübt zu geniessen. Er war unvergleichlich schön, schöner noch als unser erster Hochzeitstag. Die Liebe war geblieben, vertieft und geläutert durch Sorgen und Leid.

Ein Landschaftsbild, schön und lieblich, hemmte unsern Schritt. Mitten in einer Wiese mit Obstbäumen voll reifer Früchte stand ein grosses, altes Bauernhaus. Die einen Fenster schmückten leuchtende Geranien, während bei den andern eine Wolke goldener Kapuziner über die Fenstergesimse hing. Die Scheune, an das Haus gebaut, stand etwas zurück und bildete einen malerischen Winkel. Eine wilde Rebe mit herbstlich gefärbtem Laub rankte bis übers Dach und breitete sich malerisch über ein Gartenhaus mit roh gezimmerten Tischen und Bänken. Die Blätter glühten in der Sonne wie Purpur. Neben dem Gartenhaus stand ein mächtiger Nussbaum, dessen lange Äste den Gästen weithin Schatten spendeten. Glocken weidender Kühe tönnten, und ein Bächlein murmelte so einladend, dass wir in den Wiesenweg einbogen und uns unter den Nussbaum setzten. Bald trat die behäbige Wirtin zu uns und meinte freundlich: «Sie können bei uns auch zu Mittag essen, wenn Sie mit Speck und Bohnen fürlieb nehmen wollen.» Und ob wir wollten! Mit allem wären wir zufrieden gewesen, um nur diese

unvergleichliche Ruhe und Schönheit zu geniessen. Der Glärnisch schien zum Greifen nahe; glücklich lachte ich ihm zu: «Magst du dich noch so erhaben fühlen und dein eisiges Schneegewand in der Sonne spiegeln – von dem Glück in unserm farbenprächtigen, heimeligen Winkel hast du Eiszapfen keine Ahnung. Leben Sie wohl, hoher Herr, auf dem die übermütige Jungfer Verena ihr kaltes, weisses Grab gefunden hat!»

Mein Übermut steckte auch meinen Mann an; unter Scherzen, Lachen und gemütlichem Geplauder verlief die Mahlzeit, der ein seliges Ruhestündchen folgte. Wie ein Hochzeitspärenchen, Hand in Hand, sassen wir dort, wenige Worte wechselnd und uns um so glücklicher in die Augen schauend.

Als die geschäftige Wirtin sich wieder bei uns zeigte, sagte mein Mann zu ihr: «Heute ist unser Hochzeitstag; zum zweiten Male feiern wir den siebenjährigen Krieg.» Lachend meinte sie: «Ja, ja, so sehen Sie grad aus, so recht vom Kriege mitgenommen.» Bald darauf wurde der Kaffeetisch schön weiss gedeckt und mit roten Rebblättern und gelben Kapuzinern geschmückt. Zur Feier des Tages liess die Wirtin die Schätze der Vorratskammer aufrücken und ich bat sie, mit uns zu festen. Dankend folgte sie der Einladung. In wohltuender Frische plauderte die Frau, und wir waren erstaunt über ihre freien Ansichten. Nur ungern verliessen wir den Ort, der uns für Stunden ein Paradies gewesen.

Schwere Schicksalsschläge

Während unserer Abwesenheit hatte die Post die Quartalsentschädigung der Militärversicherung gebracht. Unser Sohn Conrad hatte sie in Empfang genommen, seinen Koffer gepackt und war verschwunden, ohne Bericht zu hinterlassen. Wir waren bei unserer Heimkehr nicht wenig erschrocken, als wir von seinem Verschwinden hörten, trösteten uns aber, dass er bald schreiben oder zurückkehren werde. Woche um Woche verging, ohne dass wir Nachricht erhielten; die einzige Möglichkeit, seinen Aufenthalt zu erfahren, wäre die Ausschreibung im Fahndungsblatt der Polizei gewesen, und davor schreckte mein Mann zurück.

In dieser Zeit brachte mir eine Nacht einen seltsamen Traum. Ich wanderte mit meinen zwei Knaben weit fort und gelangte auf eine Wiese ohne Ende. In der Mitte stand ein grosser Baum, der etwas Dunkles beschattete. Meine Buben sammelten die Arme voll Blumen und streuten sie darunter. Als ich mich dem Baume näherte, erblickte ich ein eingefasstes Grab mit einem hohen, schwarzen Grabstein, auf dem in Goldbuchstaben der Name Conrad Conzett glänzte. Noch halb im Schlaf ängstigte ich mich, ob wohl unserm armen Sohn ein Unglück zugestossen sei. Als ich völlig erwacht war, erzählte ich meinem Manne den Traum; da sah er starr vor sich hin und rührte sich nicht. Ich versuchte ihn abzulenken: «Träume sind Schäume! Du wirst sehen, wir erhalten baldige Nachricht von Conrad.» Aber es

gelang mir nicht, ihn aufzurütteln. Erst als ich meine Unvernunft weinend verwünschte, stand er auf, streichelte mich und sagte in seiner lieben Art: «Mache dir keine schweren Gedanken, es hat mich einen Augenblick gepackt, es ist aber schon wieder vorbei.»

Am gleichen Abend – wir lagen schon im Bett – läutete das Telephon: «Kantonales Polizeibureau Zürich. In Rorschach ist ein junger Mann wegen Geistesgestörtheit in Haft genommen worden; er gibt an, Sohn von Redaktor Konzett zu sein; ist das möglich?» Auf meine bejahende Antwort teilte der Polizist mit, dass Conrad auf der Polizeistation Rorschach abgeholt werden könne. Mit dem ersten Morgenzug reiste mein Mann ab. Auf der Wache wurde ihm erzählt, dass ein Landjäger Conrad längere Zeit am Seeufer beobachtet und Schlimmes befürchtet habe. Schliesslich habe er ihn angesprochen und ausgefragt. Statt einer Antwort packte Conrad den Mann und warf ihn über den Haufen; daraufhin wurde er in Gewahrsam genommen. Während seiner langen Abwesenheit hatte er sich in einem Toggenburger Kurhotel aufgehalten. Sein Zustand hatte sich sehr verschlimmert; er war böse geworden und bildete eine Gefahr für die ganze Familie. Der Bezirksarzt erschien zur Prüfung seines Geisteszustandes und veranlasste die Aufnahme ins Irrenhaus Burghölzli. Die Fragen des Arztes regten Conrad so auf, dass er ihn plötzlich packte, und nur das Dazwischentreten meines Mannes verhütete Schlimmes. Als der Arzt das Haus verlassen hatte, ging Conrad, vom Vater begleitet, ruhig in sein Zimmer, wo er sich aufs Bett legte. Während der Untersuchung kochte ich Kaffee und beim Eingiessen zeigte es sich, dass ich statt Kaffee Zündhölzchen ins Wasser geschüttet hatte – so gross war meine Aufregung gewesen.

Am nächsten Morgen – der Tag war kaum in grauer Dämmerung erwacht – fuhr der Krankenwagen vor, und zwei stämmige Wärter des Burghölzli, mit Zwangsjacke bewaffnet, holten den armen Kranken ab. Conrad war so überrascht, dass alles schnell und ruhig ablief. Beim Fortführen fragte ich mich, ob ein tödlicher Ausgang des Unfalles, den wir damals als das Schlimmste empfunden hätten, für unsern armen Sohn nicht eine Wohltat, eine Erlösung gewesen wäre. Ich hatte wenig Hoffnung auf Heilung.

Der Gedanke, was ich nach seinem Tode betreiben werde, muss meinen Mann immer wieder beschäftigt haben. Mitten im Gespräch kam er unerwartet darauf zurück: «Sollte mir je etwas passieren, gib das Geschäft nicht aus den Händen; wehre dich bis aufs äusserste; ich weiss, du bringst es vorwärts.» Die Worte waren leicht hingeworfen, so dass ich sie nicht ernst nahm. Da ich mit meiner Frohnatur alles leichter nahm, leichter anpackte als mein Mann, überschätzte er mein Können und meine Arbeitskraft. Für sich sah er alles düster, bei mir alles licht und hell. Die Äusserungen meines Mannes, er befürchte oft, von einem Schlaganfall überrascht zu werden, ängstigten mich, und ich bat ihn, den Arzt zu Rate zu

ziehen. Dagegen wehrte er sich: «Beruhige dich, es fehlt mir nichts. In frischer Luft wird mir leichter; deshalb gehe ich so oft mit unsern Kleinen spazieren. Hans ist mit seinen elf Jahren schon recht verständig; er spricht mit mir, als ob er mit seinem feinen Kindersinn meine Sorgen fühle und verstehe, und Simi, das drollige Plappermäulchen, verscheucht mir manchen schweren Gedanken.» Ängstlich beobachtete ich nun meinen Mann, bemerkte aber keine Zeichen von Krankheit, die zu Besorgnis Anlass gaben. Auch Dr. Simon beruhigte mich, als ich ihn darüber befragte. Es seien seelische Leiden, die meinen armen Mann bedrückten.

Am 28. November 1897, meinem 36. Geburtstag, überraschte mich mein Mann mit dem Entschluss, die Unfallversicherung durch unsere Zeitschrift auf 1. Januar 1898 einzuführen und bat mich, die nötigen Schritte bei der Versicherungsgesellschaft einzuleiten. Mit einem Jubelschrei flog ich ihm an den Hals, plauderte von der Zukunft, dem Aufschwung unseres «Zürcher Anzeigers» und von der Aussicht, endlich aus den finanziellen Nöten herauszukommen und ihn wieder frisch und fröhlich zu sehen. Ich glaubte, er werde in meinen Jubel, mein Planieren einstimmen; statt dessen sah er traurig vor sich hin, zeigte nicht die geringste Freude, nicht das kleinste Lächeln, und kein Hoffnungsschimmer leuchtete aus seinen Augen. Ich war plötzlich wie gelähmt; meine Freude erstarb und das unheimliche Angstgefühl, das ich so gut kannte, legte sich wieder auf meine Brust. Tiefbang fragte ich: «Freust du dich denn gar nicht, wenn es wieder einmal vorwärts geht?» «Doch – doch – natürlich!» war alles, was er herausbrachte. Ich schmiegte mich an ihn, als ob ihm aus meiner Lebenswärme Lebensmut zuströmen könnte.

Am 1. Dezember wollte mein Mann Conrad in der Irrenanstalt Burghölzli besuchen. Er hatte ihn seit der Überführung in die Anstalt nicht mehr gesehen. Der Gang wurde ihm schwer, so sehr er sich nach dem Sohne sehnte.

Während der Abwesenheit meines Mannes wurde ein Wechsel von fünfhundert Franken, den ihm ein Freund unterschrieben hatte, vorgewiesen. Ich konnte ihn nicht einlösen, hatte auch keine Aussicht auf baldigen Eingang dieser Summe. Ich versuchte auf der Bank den Wechsel um zwei Monate zu verlängern. Bis dahin waren die Zeitungsnachnahmen fällig, und ich konnte die Einlösung bestimmt versprechen. Der Verwalter verweigerte die Verlängerung; kein Bitten half. Ich getraute mich kaum heim; wie sollte ich meinem Manne die Hiobsbotschaft überbringen!

Traurig kehrte er vom Burghölzli zurück, er hatte Conrad nicht sehen dürfen. Die Anstaltsärzte erachteten den Zustand als hoffnungslos, da sich nach ihrer Ansicht bei dem heftigen Fall ein Splitter der Schädeldecke losgelöst habe und ins Gehirn gedrungen sei. Seither habe ich oft darüber nachgedacht, warum Conrad damals nicht operiert wurde. War die Chirurgie noch nicht so weit vorgeschritten, oder war es schon zu spät, als

er ins Burghölzli verbracht wurde? Unser guter, talentvoller Sohn geistig umnachtet – unheilbar! Jammer und Leid waren grenzenlos.

Von dem Wechsel und meinem vergeblichen Bemühen, ihn zu verlängern, mochte ich nun nichts sagen. Erst am folgenden Tag wagte ich die Mitteilung. Verzweifelt sah mein Mann mich an; es war das erstemal, dass ein Wechsel uneingelöst an die Bank zurückging. Ich wusste, welche Qual es für ihn war, jemanden um Hilfe anzugehen. Vermögliche Genossen, die uns hätten beistehen können, gab es nicht; ebensowenig hatte er Freunde, von denen Hilfe zu erwarten war, und Bekannte anderer Parteien wollte er nicht um Hilfe bitten. Teilnahmslos sass mein armer Mann da; zu allen Vorschlägen schüttelte er nur den Kopf; nun war das Verzweifeln an mir.

Nach einigen Tagen kam die Konkursandrohung wegen des uneingelösten Wechsels. Würde er nicht innert der vorgeschriebenen kurzen Frist bezahlt, brach der Konkurs über meinen Mann aus. Da raffte er sich auf, um einen Bekannten in Winterthur aufzusuchen, von dem er Beistand erhoffte. Kaum war er fort, überfiel mich eine unglaubliche Angst und Aufregung; ich fand nirgends Ruhe und wusste nicht ein noch aus. Hätte ich ihn doch begleitet, wäre ich doch mit ihm gegangen! Endlich – welche Erlösung! Am Nachmittag telephonierte mein Mann, er sei in Oerlikon und werde gleich heimkommen. Schnell fuhr ich auf den Bahnhof und wartete mehrere Züge ab – er kam nicht. In der Hoffnung, er hätte statt der Bahn das Tram benützt und sei daheim, eilte ich nach Hause. Conrad war nicht da. Ich wartete – Stunde um Stunde verrann. Jeden Augenblick glaubte ich, ihn kommen zu hören, eilte vor das Haus in die dunkle Nacht hinaus – vergebens. Ein gewaltiger Sturm setzte ein; unheimlich heulte und piffte er um die Häuser und Bäume; dazwischen flogen von Zeit zu Zeit Scharen von Raben mit grossem Gekreisch vorbei. Unzählige Male fragte ich mich während dieser fürchterlichen Nacht, wo mag mein armer Mann geblieben und ob ihm etwas zugestossen sei.

Am Morgen fühlte ich mich wie gerädert vor Angst und Verzweiflung. Schon in früher Stunde suchte ich meinen Schwager, Otto Brandenberger, Beamter der Stadtpolizei, auf und bat ihn, nach meinem Manne zu forschen. Sachte tönte er an, ob Conrad sich nicht ein Leid zugefügt haben könne. Mit schreckensgrossen Augen starrte ich ihn an: «Mein – nein, das kann nicht sein – uns verlassen? Nein, das konnte er nicht tun!» Mein Schwager versprach, sofort Nachforschungen zu veranlassen. Auf dem Heimweg traf ich eine Angestellte, die mich suchte: «Erschrecken Sie nicht; man hat Herrn Conzett in Horgen aus dem See gezogen; soeben wurde telephoniert!» Wie ein Blitzschlag ging es durch meinen Körper; ich war auf einmal steif und dürr; kein Ton wollte zur Kehle hinaus, keine Träne fand den Weg. Als die Buben aus der Schule kamen und das Schreckliche hörten, umfasste mich Hans und sagte: «Sei nicht so traurig, Mama; ich werde immer lieb und gut zur dir sein, ich habe es dem Vater

versprechen müssen.» «Aber Hans», klagte ich, «warum hast du mir nie etwas davon gesagt?» Da weinte er: «Vater wollte es nicht.»
Der liebe Mann! Er hatte Angst gehabt, ich würde um das mir teure Leben ringen. Er aber wollte uns beiden den Kampf ersparen.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht vom Tode meines Mannes; nach allen Seiten sollte ich am Telephon Auskunft geben.

Am Mittag stellten sich einige seiner Freunde und mein Schwager Brandenberger ein, um mich nach Horgen zu begleiten. Wir fanden meinen Mann im Totenhaus, auf einer Bahre liegend, Ruhe und Frieden im bleichen Gesicht. In starrer Ruhe stand ich vor ihm und sah lange in sein liebes, gütiges Antlitz. «Welche Seelenqualen magst du gelitten haben, mein geliebter Mann, mit deinem warmen, tiefen Empfinden, bis du den Weg zum ewigen Frieden fandest. Wenn ich doch jetzt mit dir allein sein dürfte – ganz allein – und dir erzählen könnte von meinem unsäglichen Leid und Weh, meinem tiefen Erbarmen und meiner unendlichen Liebe. Dann würden erlösende Tränen den Weg finden – dein liebes Gesicht benetzen und mit meinen Gedanken dich ins Unendliche begleiten!»

Ein Mann weckte mich aus meinem Sinnen, überreichte mir Uhr, Ring und Brieftasche des Verstorbenen, schnitt ein Büschel Haare ab und gab es mir. Auf der Heimfahrt erinnerte einer der Begleiter an die einstige Prophezeiung seines sterbenden Freundes Beck: «Conzett, in anderthalb kommst du auch!» Jetzt hatten wir Dezember, und im Juni des Vorjahres war Emil Beck gestorben.

Zu Hause traf ich meine Schwägerin aus dem Bündnerland, die einzige Schwester meines Mannes. Ich hatte ihr telegraphiert, dass Conrad ein Unglück zugestossen sei, aber schon im Zug erfuhr sie, was geschehen war. Vor der Beerdigung war ein ständiges Fragen, Kondolieren, persönlich und telephonisch. Am Abend ging ich in die Druckerei hinüber, um etwas zur Ruhe zu kommen. Ich setzte mich an den Schreibtisch, vor dem mein Mann während Jahren gesessen und der aussah, als ob er eben noch gearbeitet hätte. Den Kopf in beide Hände gestützt, sass ich da; kein Ton störte die Stille, die mir so wohl tat. Wie lange ich vor mich hingedämmert habe, weiss ich nicht; als ich erwachte, sah ich Zeitungen und Manuskripte vor mir, wie mein Mann sie hatte liegen lassen. Obenauf lag ein Korrekturabzug. Gedankenlos nahm ich ihn in die Hand, liess den Blick darüber gleiten; meine Augen weiteten sich schon bei den ersten Zeilen:

«Himmelschreiend ist das Weh in der Brust fleissiger Menschen, wenn trotz aller Mühen und Anstrengungen ihre Familien nicht ohne drückende Entbehrungen, Sorgen und Kummer leben können, dass nicht das Gespenst des Ruins, politischer Entrechtung, Schande und Spott ihnen Tag und Nacht vor Augen stünden.»

Das musste mein Mann in seiner Verzweiflung selbst gesetzt und einen Abzug davon gemacht haben. Ob er diese Zeilen in die Zeitung aufnehmen

wollte und nicht mehr dazu kam? Armer Mann, was musst du gelitten haben, bis du zum Entschlusse gekommen bist, dein Leben von dir zu werfen.

Wie Schuppen fiel es mir von den Augen; ich wurde sehend, in der Dunkelheit sehend. Warum bin ich auf deine Anspielungen, was ich nach deinem Tode beginnen werde, nicht eingegangen? Du trugst damals schon Todesgedanken in dir und ich fühlte sie nicht. Wäre ich darauf eingegangen, hättest du mir deine Seelennot vielleicht doch vertraut; vielleicht lebtest du heute noch. Während unserer Ehe kannte jedes des andern Herzensregungen, alle Gedanken wurden ausgetauscht; jedes nahm an der Arbeit des andern teil; kein Geheimnis trennte uns. Nur an deinem Schwersten, deiner innern Not, hatte ich keinen Anteil. Lag die Schuld an mir; vermochte meine Frohnatur, die dich stets erfreut hatte, die Tiefe deiner seelischen Qualen nicht genügend zu ermessen und fehlte dir deshalb der Mut, dich mir anzuvertrauen? Ich sah und fühlte deine Schwermut, dein tiefes Leid. Es konnte gar nicht anders sein; die Enttäuschungen waren zu gross, die Schicksalsschläge zu hart gewesen. Es wären auch Menschen mit weniger tiefem Gemüt unterlegen. Darum quälte mich oft eine unheimliche Angst. Wovor? Ich wusste es nicht. Nie kam mir in den Sinn, du könntest den Tod suchen; warum nicht? Warum – warum! Dieses eine unselige Wort wird mich noch um den Verstand bringen. –

Als ich so lange im Geschäft blieb, ängstigten sich meine Angehörigen, und Hans kam mich suchen. Als er mich im Halbdunkel sitzen sah – ich hatte in dem grossen Raum nur die Lampe auf dem Schreibtisch brennen – umschlang er mich, drückte seinen Kopf an den meinen und bat, zu kommen. Wie lieb war mein Bub; zart führte er mich hinaus, löschte das Licht und schloss die Türe hinter uns; dann führte er mich sachte die Treppe hinunter, so vorsorglich, wie einst mein Mann.

Kurz vor der Beerdigung wurde der Sarg mit der Leiche von Horgen gebracht. Zum letztenmal sah ich das liebe Gesicht des friedlichen Schläfers und meinem Innersten entstieg der heisse Wunsch: «Könnte ich doch glauben, dass es ein Wiedersehen gibt!» Es war das erstemal in meinem Leben, dass ich den Glauben vermisste, schmerzlich vermisste.

Unzählige Kränze, darunter wahre Kunstgebilde, waren von Freunden und Bekannten gespendet worden. Die sozialdemokratische Partei Deutschlands sowie sämtliche schweizerischen Zentralverbände, Parteikomitees, Arbeiterunionen, zahlreiche Fachvereine und Grütlivereine sandten als letzten Gruss mächtige Lorbeerkränze mit zum grössten Teil roten Seidenschleifen, in welche die Namen der Spender geprägt waren. Bis weit ins Frühjahr hinein konnten wir jeden Sonntag das Grab mit diesen Kränzen schmücken. Wenn der liebe Verstorbene die reiche Kranzspende hätte sehen können, wie wohl hätte ihm das Bewusstsein getan, dass seine langjährige, opferfreudige Arbeit in der Partei doch geschätzt wurde, was durch die letzten Grüsse zum Ausdruck kam. Aus diesem Grunde freute ich

mich darüber, andererseits bedrückte mich der Kranzreichtum. Der Gedanke, dass mit der dafür ausgegebenen Summe das Leben meines geliebten Mannes vielleicht hätte erhalten werden können, war unsäglich bitter.

Trotz des schlechten Wetters fanden sich die Genossen von nah und fern zum letzten Geleite ein. Unter den Trauerklängen der Musik setzte sich der gewaltige Zug in Bewegung, als erste hinter den Wagen meine zwei kleinen, weinenden Buben. Der Regen fiel fortwährend in Strömen; es war, als ob der Himmel weinen müsste, auch meine ungeweinten Tränen, über das harte Schicksal und das tragische Ende des vortrefflichen Gatten und Vaters. Am Grabe liess ein grosser Sängerkhor das stimmungsvolle Lied erklingen: «Das unten ist Friede.»

Hierauf hielt Arbeitersekretär Greulich tief ergriffen die Trauerrede auf den verdienten einstigen Vorkämpfer des Proletariats. Er schilderte das Leben und Wirken seines Freundes und Genossen und zeichnete manchen Wesenszug in das Lebensbild des Verstorbenen, der nur seinen Nächsten bekannt war. Dadurch wurde das tragische Ende meines Mannes dem Verständnis aller nähergerückt. Die tief empfundene Trauer in ihren Herzen und die Aufrichtigkeit ihrer Teilnahme empfand ich wohltuend. Kantonsrat Fähndrich sprach im Namen des Schweizer Typographenbundes und der Arbeiterpartei Zürich III eindrucksvolle Worte und mahnte an der Bahre eines ihrer verdientesten Genossen zum festen Zusammenhalten und zur Überzeugungstreue. Noch einmal ertönten die Trauerweisen der Sänger über die Gräber hin. Die Banner senkten sich über dem Sarge und langsam verliessen die Genossen die Gruft ihres einstigen Vorkämpfers.

Nachrufe

Die gesamte Schweizerpresse aller Parteirichtungen gedachte meines verstorbenen Gatten in freundlicher und ehrender Weise:

«Neue Zürcher Zeitung» (freisinnig):

Die schweizerische Sozialdemokratie hat allen Anlass, ihrem einstigen Vorkämpfer mit seiner ehrlichen, ungefügen Kraft ein treues Andenken zu bewahren. Er schrieb seine Blätter nach seiner Art, mit einer durch Humor gemilderten Derbheit. Als eifriger Agitationsredner tätig, im mündlichen Ausdruck noch mehr als im schriftlichen die Eigenart seiner urwüchsigen, knorrigen Art verratend.

«Stadtbote Zürich» (freisinnig):

«... Conzett war mein ehrlichster Gegner!», schrieb Redaktor Attenhofer, nachdem er mit ihm während eines Jahrzehntes in ständigem Kampfe gestanden hatte.

«Bündner Tagblatt» (konservativ):

... Wir sind überzeugt, dass die Nachricht vom Tode Conzett's bei manchem alten Systemsliberalen wie konservativen Oppositionellen Solothurns die Zeit anfangs der Achtzigerjahre in Erinnerung gerufen und manches Wort des Bedauerns über das traurige Ende des seltsamen Mannes veranlasst hat.

«Züricher Post» (demokratisch):

Anfangs Achtzigerjahre. Es war eine Zeit, da scharf und bitter gekämpft werden musste. Für Conzett gab es wenig Ruhe, um so mehr Verdruss und Mühe; denn als temperamentvoller Redner war er überallhin verlangt, und man appellierte selten vergeblich an seinen guten Willen. Er war und blieb in Wahrheit ein guter Kamerad. Rasch im auftreten, massiv in der Form, war er gleichwohl von weicher Gemütsart; er empfand aufrichtig und tief. Doch Führer einer jungen Partei zu sein, ist ein harter, aufreibender Dienst und bringt mehr Zorn als Ruhm. Conzett bekam ihn zu spüren.

«Vorwärts», Berlin (sozialdemokratisch):

... Conzett, der kaum das 48. Lebensjahr erreicht haben dürfte, war ein geborener Graubündner aus Chur und von Beruf Schriftsetzer. In jungen Jahren schon zog er übers Meer nach Amerika und war von 1872–1878 in Chicago, wo er gar bald in die sozialistische Arbeiterbewegung hineingezogen wurde, in der er entsprechend seiner Intelligenz wie Arbeitslust und Arbeitskraft rasch in die vordersten Reihen gedrängt wurde. Er gab ein Wochenblatt heraus, den «Vorboten», und richtete noch eine Setzerei ein, alles aus seinen Ersparnissen, so war er Setzer und Redakteur in eigener Person. In zahlreichen Leitartikeln, die ihrer populären Fassung wegen vielfach nachgedruckt wurden, propagierte er mit grossem Erfolge die Lehren der Sozialdemokratie. Er gründete nachher mit Hilfe einiger Genossen auch noch die wöchentlich dreimal erscheinende «Arbeiterzeitung» Chicagos.

... Für die Sozialdemokratie, speziell die zürcherischen Parteigenossen ist Conzett's Tod ein schwerer Verlust. Wenn im letzten Jahrzehnt gerade in Zürich die Arbeiterklasse mehr und mehr sich der Sozialdemokratie angeschlossen hat und diese heute zu einer achtunggebietenden, einflussreichen Partei nicht bloss in der ganzen Eidgenossenschaft geworden ist, so darf man diesen Erfolg zu einem guten Teil dem agitatorischen Eifer und Geschick des Genossen Conzett zuschreiben.

... Die deutsche Sozialdemokratie ist dem Genossen Conzett noch zu besonderem Dank verpflichtet. Als es dem brutalen Drucke Bismarcks gelungen war, die Regierung der kleinen Schweiz zum Einschreiten gegen den Zürcher «Sozialdemokrat» zu zwingen, infolgedessen dann über unsere

Genossen Bernstein, Motteler, Schlüter und Tauscher die Ausweisung verhängt wurde, da trat bis zur Übersiedlung des «Sozialdemokrat» nach London Genosse Conzett mit seiner Person in die Schranken und vereitelte damit die erhoffte Unterdrückung des der deutschen Regierung so unangenehmen Blattes. Bei allem schweizerischen Patriotismus, von dem Conzett durchglüht war, war er zugleich im Innersten seines Wesens überzeugter internationaler Sozialdemokrat.

«Arbeiterstimme» (Robert Seidel):

... Im Jahre 1878 kam Conzett aus Amerika zurück und trat als Setzer in die Druckerei des alten Schweiz. Arbeiterbundes ein. Dort lernten wir ihn als einen gemühtiefen Menschen kennen, als einen tüchtigen Berufsmann und als einen eifrigen Sozialdemokraten schätzen.

Die schweizerische Arbeiterbewegung machte Ende der Siebziger- und anfangs der Achtzigerjahre eine schwere Krise durch; der Arbeiterbund ging zugrunde und die neugegründeten Organisationen – Sozialdemokratische Partei und Gewerkschaftsbund – konnten nicht aufkommen. Die «Arbeiterstimme» war dem Tode nahe. Da übernahm 1882 Conzett die Druckerei des «Sozialdemokrat, des historisch so berühmten Organes der deutschen Sozialdemokratie unter dem Sozialistengesetz und zugleich die Redaktion der «Arbeiterstimme». Unter seiner Redaktion hob sich das Blatt bald wieder, denn er verstand es, originell und volkstümlich zu schreiben und zu sprechen. Er hat manchen harten Strauss für die gute Sache der Arbeiterschaft durchgeföhnt. An Undank, Hass und Verfolgung hat es ihm dabei nicht gefehlt.

«Grütlianer» (Hans Mettier):

... In die praktische Schule des Sozialismus wurde Conzett in Chicago, der mächtig aufstrebenden Kapitale des amerikanischen Nordwestens, eingeföhrt. Von 1872–1878 lebte er da in angestrenzter Berufstätigkeit. Mit aussergewöhnlicher Kraft widmete er sich dem Dienste der Partei, die er errichten half und der er in der «Chicagoer Arbeiterzeitung» mit dem Wochenblatt «Vorbote» tüchtige und schneidend scharf redigierte Pressorgane zur Verfügung stellte. Vielleicht fällt in jene Zeit der Höhepunkt seines sozialistischen Wirkens. Dort hat er den Grosskapitalismus mit seiner brutalen Rücksichtslosigkeit gegen alle Menschenrechte und Menschenwerte so recht aus erster Quelle kennengelernt, aber auch die Macht des vereinten Willens einer unterdrückten Klasse.

Die Eindrücke jener gewaltigen Kämpfe, die seine Kräfte rasch zu verzehren drohten, sind ihm geblieben und bestimmten auch in spätern Jahren vielfach die wohlbekante, eigene Art seines Auftretens. Im Schweizerland – zunächst in Zürich, dann in Chur, dann wieder in Zürich – hat er die erschütterte Gesundheit wieder gestärkt, sich ohne Schonung in

den Dienst der Arbeiterklasse gestellt und darin viele Jahre ausgehalten und auch manchen harten Strauss ausgefochten. – Wer erinnert sich nicht der oft herzerquickenden Frische seines Wortes, des kurzen schlagenden Witzes, mit welchem er eine ganze Situation zu erhellen verstand. In Wort und Schrift war er freilich oft etwas rasch und darum im Ausdruck nicht gewählt. Er liess seiner Empfindung ungehemmten Lauf und hasste daher alles, was den Schein der Heuchelei und der Selbstgerechtigkeit in sich trug. Sein wahres Wesen war nicht leicht zu erkennen. Er schien oft hart, während er tiefes Mitleid empfand. Auch dem ärgsten Gegner gegenüber ward er gerecht, sobald er seinen Irrtum gewahr wurde. – Das Urteil über den einst gehassten «roten Konzett» ist heute denn auch allerwärts ein gerechteres. In seinem innersten Wesen war Conrad Konzett brav und bieder und seine Freundeshand hielt Treue.

«Neuer Postillon» (Zürich):

... Im persönlichen Verkehr wortkarg und verschlossen, sprach er fast nie von seinen Privatangelegenheiten und liess sich auch nicht viel davon abfragen. So erfuhr man oft nicht, was ihn bedrückte, und wenn er es einmal sagte, geschah es in einer Weise, die nicht erraten liess, wie tief ihm die Sache ging. So hatte auch keiner seiner Freunde eine Ahnung dessen, was ihn in den Tod getrieben. – Ja, für die Sache des kämpfenden Proletariats fand er in seiner Seele die Worte; da blitzte und wetterte es, und mancher kernige Witz fuhr dazwischen. Aber nicht nur Worte hatte er für die Arbeiterschaft, sondern auch opferfreudige Tat. Ohne je davon ein Aufheben zu machen, ohne für sich Stellen erobern zu wollen, hat er zu wiederholten Malen für die Arbeitersache das Opfer guter Lebensstellungen gebracht. Wenn Not an Mann war, wandte man sich nie vergebens an den «Chueri us Bündta», wie er sich mit Vorliebe nennen hörte.

Wenn die organisierte Arbeiterschaft heute ganz anders dasteht als vor fünfzehn Jahren, dann hat Conrad Konzett ein grosses Verdienst darum; er hatte in schwerer Zeit aus dem Rohen zu arbeiten und gab seine Stelle gerne einem andern, als es nun feinere Arbeit zu liefern galt.

Die Arbeiterklasse vergisst schnell und verbraucht auch ihre Leute schnell. Das liegt in ihrer Kampfnatur. Aber dennoch wird ein grosser Kreis noch lange an die Kraftgestalt denken, die in den schwierigsten Zeiten und Verhältnissen so tapfer für die Sache des Proletariats gestritten hat.

III. Teil

Geschäftliches Ringen und Erfolg

Es ist auf Erden keine Nacht,
Die nicht noch ihren Schimmer hätte;
So gross ist keines Unglücks Macht,
Ein Blümlein hängt an seiner Kette.
Ist nur das Herz vom rechten Schlage,
So baut es sich ein Sternenhaus,
Und schafft die Nacht zum hellen Tage,
Wo sonst nur Asche, Schutt und Graus.

Gottfried Keller

Mein lieber Conrad, kurz vor deinem Tode hattest du mir wieder einmal Gottfried Kellers Gedicht vorgelesen – mit feucht schimmernden Augen und einer Ergriffenheit, die mein Innerstes erbeben liess. Wolltest du dir mit den Worten deines Lieblingsdichters Mut einflössen – oder sollten sie mir wegleitend sein?

Nun stehe ich vor Asche, Schutt und Graus – kein Schimmer erhellt die dunkle Nacht – kein Blümlein hängt an der Unglückstelle, und in diesem Dunkel soll ich mir ein Sternenhaus bauen? Nachtschwarze Verzweiflung um und um! Erst als die beiden Buben ihre Arme um meinen Hals legten, ihre Wangen an die meinen drückten und schmeichelten: «Wir haben dich doch so lieb, Mama!», da löste sich meine Starrheit. Warm quoll es in mir auf, mein Herz weitete sich – meine Kinder, meine lieben, lieben Söhne! Für sie muss ich mich aufraffen, für sie ein Sternenhaus bauen.

Nach der Beerdigung blieb meine älteste Nichte Berti Hess bei mir. Meine Schwestern wagten es nicht mich über die erste schwere Zeit allein zu lassen. Berti half mir im Geschäfte bis zu ihrer Verheiratung. Es bildete sich zwischen uns ein schönes Freundschaftsverhältnis, das bis heute geblieben ist. Als ich in jenen schweren Schicksalstagen beunruhigende Schwächeanfälle erlitt, packte mich eine schreckliche Angst um das Schicksal meiner Söhne. Ich hatte zu oft gehört, wie ungenügend in unserm Heimatkanton für die Waisenkinder gesorgt werde. Meine Schwestern beruhigten mich: «Dein Leiden ist sicher nur eine Folge der Nervenzerrüttung und wird sich bald verlieren. Sollte das Schlimmste eintreffen, was Gott verhüten möge, dann sind deine Knaben unsere Kinder, das versprechen wir dir in die Hand.» Das war ein Beruhigungsmittel, das Wunder bewirkte, und ich war meinen Schwestern von Herzen dankbar dafür. Obwohl mit einfachen Handwerkern verheiratet und gezwungen, durch Heimarbeit an die Haushaltungskosten beizutragen, waren sie doch sofort bereit, Elternstelle bei meinen Buben zu übernehmen. Bald stellte sich das Waisenamt ein, verlangte eine genaue Vermögensabrechnung und Vorschläge für einen Vormund. Ein Buchdruckereibesitzer wurde zur Schätzung der Druckerei beigezogen; dann stellte ich Aktiven und Passiven zusammen und rechnete, rechnete

halbe Nächte durch und kam immer wieder zum gleichen Ergebnis – einer grossen Unterbilanz. In einer Mappe lagen Quittungen von Darlehen und bezahlten Bürgschaften aufbewahrt. Ich kannte alle die kleinern und grössern Beträge, erschrak aber doch über die vielen Belege, die sich im Laufe der Jahre angesammelt hatten, und über die Summe, die sie ergaben. Bei der genauen Durchsicht fand ich eine einzige Rückzahlung, an die ich mich lebhaft erinnerte. Vor Jahren war mein Mann eine Bürgschaft eingegangen, für die er in der Folge zahlen musste. Es handelte sich um einen jungen Mann, der ein Geschäft übernommen hatte, um damit seine uns bekannten Eltern und zahlreichen Geschwister zu unterstützen. Einige Jahre später erschien er an einem Sonntagmorgen bei uns und legte eine Handvoll Goldstücke auf den Tisch – die ganze Bürgschaftssumme. Wir berieten eben über drückende Verpflichtungen, als die Goldvögel hereingeschneit kamen – ein Segen des Himmels – und uns von schweren Sorgen befreiten.

Diese Mappe legte ich auf die Seite, da ich den Waisenräten das Verständnis für das gute Herz und die warme Teilnahme, mit der mein Mann sich unglücklicher Genossen angenommen hatte, nicht zutraute.

Bis gegen Ende der Achtzigerjahre waren die Arbeiterorganisationen noch sehr schwach. Ein Versammlungsbesuch oder das blosses Halten der «Arbeiterstimme» gab manchem Unternehmer Grund, Arbeiter zu entlassen und bei seinen Kollegen anzuschwärzen, so dass sie überall verschlossene Türen fanden und in bittere Not gerieten. An wen sollten sich die Ausgeschlossenen wenden? Conzett war ihr Mann, den kannten sie; er hatte sie einst mit dem Feuer der Begeisterung und Überzeugung wachgerüttelt. Dazu galt er als ein wohlhabender Mann, und im Vertrauen auf sein warmes Herz und seine offene Hand kamen sie zum ihm.

Die Entschädigung der Militärversicherung für unsern verunglückten Sohn Conrad musste festgelegt werden. Ich bat Nationalrat Dr. Forrer in Winterthur, die Entschädigungsfrage beim Bunde durchzuführen. In liebenswürdiger Weise erklärte er sich, dem verstorbenen Conzett zuliebe, sofort bereit; das sei für ihn eine Ehrensache. Er übernahm auch die Vormundschaft für meine beiden Stiefsöhne, Friedensrichter Sidler die für meine eigenen Söhne.

In einer Sitzung des Waisenrates wurde die Vermögenslage abgeklärt, und beide Vormünder lehnten daraufhin die Erbschaft für ihre Mündel ab. Ich hingegen erklärte mich bereit, sie anzutreten. Damit war einer der Waisenräte nicht einverstanden; er knurrte mich an, doch in erster Linie an meine Kinder zu denken. Wäre mir das Herz nicht zentnerschwer gewesen, ich hätte lachen mögen ob der Mahnung – mir, deren erster und letzter Gedanke das Wohl meiner Kinder war.

Anders dachte Dr. Forrer; er wünschte, dass das Geschäft mir erhalten bleibe, nur in anderer Form. Er setzte mir nachher auseinander, was eine solche Schuldenlast für den Übernehmer bedeute; er habe in seiner Praxis

manch ähnlichen Fall erlebt. Zeitlebens werde ich mich sorgen und plagen müssen, ohne aus der drückenden Lage herauszukommen. Väterlich gütig meinte er: «Durch einen Nachlassvertrag wälzen wir den grössten Teil der Schulden ab; ich werde mich mit den Gläubigern auseinandersetzen, überlassen Sie das ruhig mir. Nachher werden Sie freier atmen und arbeiten können. Überlegen Sie sich die Sache und berichten Sie mir dann.» Die Ausführungen von Nationalrat Forrer waren so überzeugend, dass ich mich ihnen nicht verschliessen konnte, und doch lehnte sich mein Inneres dagegen auf. Mein armer Mann war aus dem Leben geschieden, weil er einen geschäftlichen Zusammenbruch und damit einen Makel an seiner Ehre nicht ertragen hätte. Bis tief in die Nacht hinein ging ich im Zimmer auf und ab und kämpfte gegen den verlockenden Vorschlag Forrers, bis ich meinen Weg klar vor mir sah. Ich war entschlossen, den letzten Wunsch meines Mannes zu erfüllen, das Geschäft zu übernehmen und mich aufs äusserste zu wehren, um zu erreichen, dass der Name Conzett bleibe, wie das ganze Leben meines Mannes gewesen – ehrenhaft.

Am Morgen schrieb ich dem Waisenamt, dass ich die Erbschaft antrete. Nationalrat Forrer benachrichtigte ich, dass ich seinen wohlgemeinten Rat, einen Nachlassvertrag einzugehen, nicht annehmen könne und setzte ihm die Gründe auseinander, die mich dazu bewogen. Auch den Gläubigern machte ich Mitteilung von der Übernahme des Geschäftes; sie kamen mir in aner kennenswerter Weise entgegen.

Der beste Freund meines Mannes, Hans Mettier, Redaktor des «Grütli anner», erachtete es als selbstverständliche Freundespflicht, die Redaktion des «Zürcher Anzeigers» zu besorgen, bis ich in der Lage war, einen eigenen Redaktor einzustellen. Es dauerte einige Monate, bis ich so weit war. Ich fand einen Redaktor, der zugleich dem Druckereibetrieb vorstehen konnte, so dass ich mich mehr für die Administration unseres «Zürcher Anzeigers» und die Herbeischaffung von Drucksachen einsetzen konnte.

Anfangs 1898 sollte das seit Jahren beschlossene sozialdemokratische Tagblatt «Volksrecht» erscheinen, und die bisherige «Arbeiterstimme» als ausschliessliches Gewerkschaftsblatt nach Bern übersiedeln. Für den Druck der «Arbeiterstimme» wollte mein Mann sich bewerben und hatte bereits die nötigen Berechnungen aufgestellt, die aber infolge seines Todes nicht mehr zur Eingabe gelangten. Nach den bitteren Enttäuschungen in der Partei wagte er nicht darauf zu hoffen, dass ihm der Druck des «Volksrechts» übertragen werden könnte. Als im Januar der Druck zur Vergebung gelangen sollte, munterten mich einige Genossen zum Mitbewerb auf. Sie erinnerten an das Versprechen am Grabe Conzetts, mir und meinen Kindern beizustehen, und meinten, ich müsste den Druck des «Volksrechts» erhalten, sofern meine Offerte annehmbar sei. Nun arbeitete ich sofort einen Entwurf für die Eingabe aus und benützte als Grundlage die Berechnungen meines Mannes.

Eines Tages besuchte mich Genosse Blumer, später langjähriger Administrator des «Volksrechts». Er anvertraute mir, dass er sich als Administrator für die neue Zeitung gemeldet habe und bat mich, ihm mit meinen reichen Erfahrungen beizustehen, falls er gewählt werde. Ich erklärte mich gerne bereit, sofern ich den Druck erhalte. Blumer zweifelte nicht daran; er hatte bereits gehört, dass mein Angebot das niedrigste sei und dass von gewisser Seite über meine Preisdrückerei weidlich geschimpft werde.

Hoffnungsfroh erwartete ich den Entscheid der Presskommission. In Gedanken bereitete ich alles vor, was für die Herstellung einer Tageszeitung notwendig ist; der Direktor der Maschinenfabrik Offenbach besuchte mich, da er gehört hatte, dass ich den Druck einer sozialdemokratischen Tageszeitung erhalten werde. Und mein Hausherr mass mit grossem Eifer den Platz aus, den er mir für die Vergrösserung der Druckerei allenfalls abtreten könnte. Er freute sich für mich, doch die Kommission entschied gegen mich; auch Blumer wurde nicht gewählt. Der Druck wurde zwei Genossen übertragen, die erst eine Buchdruckerei errichten mussten.

Zum erstenmal seit dem Tode meines Mannes rannen mir Tränen. Ich war fassungslos, glaubte nun alles verloren; denn ich hatte sicher mit dem Auftrag gerechnet. In meiner Verzweiflung erinnerte ich mich der Worte, die Arbeitersekretär Greulich tief ergriffen am Grabe meines Mannes gesprochen hatte: «... Mein lieber Freund Konzett, du warst stets und unerschütterlich in erster Reihe der Kämpfer, du hast deine Pflicht immer voll und ganz erfüllt; aber wir, wir haben unsere Pflicht dir gegenüber nicht erfüllt. Hier an deinem Grabe aber versprechen wir, deiner Frau und deinen Kindern beizustehen.» In bitterer Enttäuschung schnitt ich diese Worte aus Greulichs Trauerrede, die in unserer Zeitung erschienen war, aus und sandte sie ohne Begleitworte an Greulich, den Präsidenten der Presskommission, worauf ich nebenstehendes Schreiben erhielt:

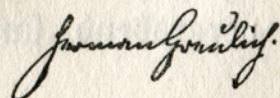
Zürich, 25. Januar 1898.

Werthe Frau Conzett!

Auch ohne Ihre Zusendung hätte ich Ihnen geschrieben, fand aber gestern keinen freien Augenblick dafür. Der Ausfall der Abstimmung hat mir sehr weh gethan, denn ich habe ebenso wie Würgler und Moor, für Sie gesprochen und gestimmt, der Beschluss wurde überhaupt mit 10 gegen 8 Stimmen, die auf Sie fielen, gefasst. Hätte ein Einziger anders gestimmt, so wären die Stimmen gleich eingestanden und dann hätte ich natürlich zu Ihren Gunsten entschieden. Auch Grünfest hat für Sie gesprochen. Wenn Sie einen dieser Freunde fragen, so wird man Ihnen sagen dass ich in meinem Votum selbst an meine Worte am Grabe Conzets erinnerte und darauf hinwies, dass wir eine Solidaritätspflicht einzulösen hätten. Sie haben sich also durch Ihre Zusendung zu einer Ungerechtigkeit gegen mich hinreissen lassen, denn daran bin ich doch gewiss nicht schuld, wenn trotz meinen Worten eine kleine Mehrheit anders entscheidet. Massgebend für diese Mehrheit war, dass man Zweifel hegte, ob die Lieferung des Blattes ohne Störungen möglich sei. Wir haben uns wahrlich alle Mühe gegeben, diese Befürchtung zu zerstreuen und ich hoffte, es werde sich eine Mehrheit für Sie ergeben, deshalb that mir das Ergebniss der Abstimmung sehr weh, was ich nachher auch ganz offen erklärte.

Hoffentlich überzeugen Sie sich nun, durch weiteres Nachfragen, dass die Sache sich so verhält, wie ich geschrieben habe, und dass Sie mir Unrecht thaten, als Sie mich für wortbrüchig hielten. Da Sie ein gewisses Recht haben, über den gefallenen Entscheid ungehalten zu sein, will ich das dabei mir zugefügte Unrecht gern vergessen.

Grüssend



Der Beschluss der Presskommission war dem Grossteil der zürcherischen Arbeiterschaft unfassbar; denn das tragische Geschick meines Mannes lebte noch zu frisch in ihrer Erinnerung. Auch das Versprechen am Grabe war nicht vergessen, und mancher Genosse kam mit nassen Augen zu mir und brachte vor Ergriffenheit die Worte des Bedauerns kaum heraus; nur die Hände drückten sie mir wieder und wieder. Freunde der neuen Firma verteidigten den Entscheid der Presskommission, indem sie anführten, Frau Conzett habe so viele Schulden, dass sie ihr Geschäft nicht halten könne. Es wären dann nicht nur die Gelder für Anschaffungen verloren, sondern auch das Bestehen des «Volksrechts» in Frage gestellt. In Genossenkreisen

und an den Wirtstischen stiegen meine Schulden turmhoch. Die Gläubiger, die mir vor kaum einem Monat noch das grösste Entgegenkommen gezeigt hatten, wurden ängstlich und verlangten dringend Zahlung oder Sicherstellung ihres Guthabens. Weder das eine noch das andere war mir möglich. Wie ein wildes Tier im Käfig stapfte ich abends im Bureau auf und ab, einen Ausweg suchend. Stiess ich irgendwo an, hatte ich das Gefühl, aus einem schweren Traume zu erwachen. Schaute ich nach der Uhr, konnte ich es nicht fassen, dass schon Stunden vergangen waren. Dann setzte ich mich an den Schreibtisch, den Kopf in die Hände vergrabend, sann und sann! Sollte meine kaum begonnene Laufbahn so jämmerlich scheitern, trotzdem ich sie mit grosser Hoffnung und festem Willen angetreten hatte? Sollte es mir nicht gelingen, den Namen Conzett vor Makel zu bewahren?

In Parteikreisen hiess es nach dem Tode meines Mannes, es wäre ihm schon geholfen worden; aber er sei zu stolz gewesen, seine finanzielle Bedrängnis zu zeigen. Und nun ich nach Übernahme der Erbschaft in der gleichen Notlage war, wurde sie als Vorwand benützt, mir einen lohnenden Auftrag nicht übergeben zu müssen.

Die Enttäuschung vermochte mich ebensowenig zu verbittern wie einst meinen Gatten. Wie oft hatte er mir erklärt, dass eine junge Kampfpartei wenig Rücksicht kenne, auch ihren Führern gegenüber; wer aber im Tiefinnersten vom Sozialismus durchdrungen sei, den vermöge weder Unverstand noch Egoismus einzelner davon abzubringen – und ich arbeitete weiter für die Partei.

Eines Tages wurde ich telephonisch ins Statthalteramt gerufen. Schweren Herzens machte ich mich auf den Weg. Wieder ein neuer Schlag – etwas anderes erwartete ich nicht mehr. Statthalter Müller empfing mich freundlich, versicherte mich noch einmal seiner warmen Teilnahme und meinte: «Hätten wir Conzetts Sorgen geahnt, so wäre ihm sicher geholfen worden; aber wir hielten ihn für einen vermöglichen Mann. Wir Demokraten vom alten Schlage gedenken seiner mit grösster Achtung; denn wir haben zusammen manchen Strauss gegen den Liberalismus ausgefochten und dabei seinen goldlautern Charakter schätzen gelernt. Nicht um Ihnen das zu sagen, habe ich Sie kommen lassen, sondern um Ihnen unsere Hilfe anzubieten. Es ist uns bekannt, dass über Ihre finanziellen Verhältnisse in einer Art gesprochen wird, die Sie schädigt und Ihre ohnehin schwere Aufgabe noch mehr erschweren muss. Es haben sich deshalb einige Demokraten zusammengeschlossen, um Ihnen beizustehen. Wir sind keine reichen Leute, hoffen aber doch, Ihnen mit einem Betrag von 5000 Franken, in Form einer Bürgschaft, Ihr Fortkommen erleichtern zu können und wünschen Ihnen von Herzen Glück!» Dankerfüllt eilte ich heim; nun war ich in der Lage, den ersten Sturm der Gläubiger abzuschlagen.

Die Militärentschädigung für Conrad war geregelt; Nationalrat Forrer brachte mir die Nachricht ins Geschäft. Bei dieser Gelegenheit befragte er mich wegen der Druckaufträge, besonders von Staat und Stadt. Ich beklagte mich, trotz meiner Bemühungen auf den verschiedenen Kanzleien noch keinen Auftrag erhalten zu haben. Dr. Forrer anerkennend, mich in verschiedenen Abteilungen, wo er gut bekannt sei, zu empfehlen. Er stellte mir bald nachher eine Liste mit den Adressen von Amtspersonen zu, bei denen ich vorsprechen und mich auf ihn berufen sollte. Er war enttäuscht, dass von all diesen Besuchen nur ein einziger Erfolg hatte. Diese Amtsstelle aber hat mir während Jahren sämtliche Druckarbeiten zugewiesen. Ich liess mich nicht entmutigen, bewarb mich bei den staatlichen und städtischen Abteilungen weiter und erhielt von Zeit zu Zeit kleinere Arbeiten.

Schwere Stunden verursachten mir die Akzidenzarbeiten: Prospekte, Zirkulare, Karten. Es war damals Mode, dass beinahe für jede Zeile eine andere Schriftart verwendet wurde, so dass jede Drucksache ein Schriftenmuster darstellte. Um trotz der verschiedenen Schriften eine schöne Arbeit herauszubringen, brauchte es einen künstlerisch begabten Akzidenzsetzer, der für kleinere Druckereien schwer zu erhalten war. Meistens waren die Arbeiten von einer Geschmacklosigkeit, dass ich mich schämte, den Korrekturabzug dem Besteller zu zeigen. Reklamierte ich, erwiderte der Setzer, das sei typographische Regel oder typographisches Gesetz. Es war so schwer, Aufträge zu erhalten, und ich freute mich über jeden, der den Weg zu mir fand. Darum verzweifelte ich fast, wenn durch geschmacklose Arbeit Kunden verloren gingen. Dass ich so nicht vorwärts kam, hatte ich zur Genüge erfahren. Nächtelang grübelte ich über die barbarischen typographischen Gebräuche und mein Unvermögen nach, bis ich endlich einen Ausweg fand. Ich verlangte sofort Anfertigung von Mustertabellen, von jeder Schriftart und Grösse eine Zeile. Erhielt ich dann aus der Druckerei die Probeabzüge, stellte ich an Hand der Tabellen die passenden Schriften zu einem harmonischen Ganzen zusammen. Darauf erklärte ich dem Setzer, dass seine Anordnung dem Kunden nicht gefallen hätte, er wünsche die Arbeit nach angegebener Korrektur ausgeführt. Erst der zweite Abzug wurde dem Kunden vorgelegt und gefiel meistens. Ob die Setzer je gemerkt haben, dass ich sie überlistet hatte, weiss ich nicht; aber ich hörte nie mehr den Einwand typographischer Regeln und Gesetze; auch kamen sie ohne weiteres meinen Anordnungen nach.

Einst besuchte mich Bebel. Er erkundigte sich nach dem geschäftlichen Ergehen und platzte mitten im Gespräch heraus: «Conzett war eben kein Geschäftsmann! Es ist ein Jammer, dass in unserer Partei so wenig Geschäftssinn vorhanden ist. Überall fehlt es an tüchtigen Verwaltungsbeamten.» Ich konnte seiner Ansicht nicht zustimmen, denn mein Mann war ein arbeitsamer, tüchtiger Geschäftsmann mit klarem Blick gewesen. Ich bin heute noch überzeugt, dass ihm geschäftlicher Erfolg

geworden, wäre er nicht der verhasste Sozialist Conzett gewesen. Genosse Bebel vergass, dass bei unsern kleinen Verhältnissen ein Führer der Sozialdemokratie als Geschäftsmann einfach unmöglich war. Tüchtige Männer mit ausgeprägtem Geschäftssinn betätigten sich nicht in unserer Partei; denn diese verlangte Opfer, während sich ihnen in Privatbetrieben gute, oft glänzende Aussichten boten. Dann habe ich in meinem langjährigen Parteileben oft beobachten können, wie wenig Verständnis für Verwaltungsarbeiten in Arbeiterkreisen vorhanden war und dass in Arbeitergenossenschaften bei der Wahl eines Leiters weniger auf die Eignung als auf die Rednergabe abgestellt wurde. Wer gut reden konnte, war ihr Mann, und es war für sie ganz selbstverständlich, dass er alles andere ebensogut verstehe. Dieser Irrtum hatte zur Folge, dass die meisten Genossenschaften am Unvermögen ihrer Leiter zugrunde gingen.

Bebels Klagen, dass in der Partei so wenig Geschäftssinn vorhanden sei und es an tüchtigen Verwaltungsbeamten fehle, versetzte mich um Jahre zurück. Ein ausländischer Genosse hielt im deutschen Vereinshaus einen Vortrag. Seines Namens erinnere ich mich nicht mehr, dagegen ist mir das Thema noch gut im Gedächtnis. Er sprach über den Staat in der Zukunft. Nach dem Vortrag blieben noch einige Zuhörer beisammen und es wurde weiter Zukunftsmusik geblasen. Einige junge Genossen meinten, die Sozialdemokraten sollten sobald als möglich die Leitung des Staates übernehmen, was nicht schwer fallen könne, und zwei ältere russische Nihilisten versicherten, dass sie das Zarenreich längst gestürzt hätten, wenn sie so viel Freiheit genossen wie die Schweizer. Mein Mann erklärte, er würde erschrecken, wenn der Sozialdemokratie die Staatsmacht so unvorbereitet zufiele. Die Partei sei noch zu klein und zu schwach, auch fehle es ihr an geschulten Leuten und an tüchtigen Verwaltungsbeamten. Es erhob sich ein gewaltiger Widerspruch; da forderte er die jungen Genossen auf, vorerst einmal tüchtig und unermüdlich an der Aufklärung der Massen zu arbeiten, um die Partei gross zu bringen, dann könnten sie es noch erleben, dass die Sozialdemokratie zu Macht gelange.

Seit dieser Versammlung waren mehr als zehn Jahre vergangen, und doch fand Bebel noch Anlass zu Klagen.

Nach Jahresfrist wurde ich wieder um Vorträge gebeten, wagte aber noch nicht, zu entsprechen. Der tiefe Schreck beim plötzlichen Tod meines Mannes wirkte noch lange nach. Oft blieb ich mitten in einem Satze stecken und fand das Ende nicht. Das machte mich unsicher. Als dann der Arbeiterverein Oerlikon neuerdings anfragte, sagte ich zu. Ich wollte es wieder versuchen. Aber schon die Angst, steckenzubleiben, raubte mir Sicherheit und Gedanke, so dass der Vortrag stockend, zusammenhanglos ausfiel. Daraufhin habe ich lange Zeit alle Gesuche abgewiesen.

Die grossen Hoffnungen, die ich auf die Abonnentenversicherung des «Zürcher Anzeigers» gesetzt hatte, gingen nicht in Erfüllung. Wohl hatte ich massenhaft Probenummern verschickt und auch Reisende angestellt;

aber die Abonnentenwerbung kam so hoch zu stehen, dass sie sich bei dem niederen Preis der Zeitung nicht bezahlt machte. In der grossen Aufregung nach dem Tode meines Mannes dachte ich nicht daran, den Zeitungspreis der Versicherung entsprechend zu erhöhen. Nachträglich wagte ich die Preiserhöhung nicht mehr; ich befürchtete einen Verlust von Abonnenten, den der «Zürcher Anzeiger» nicht ertragen hätte. Dennoch war die Zeitung eine bescheidene, regelmässige Druckarbeit, die für eine kleinere Buchdruckerei schon etwas bedeutete. Nach und nach mehrten sich auch die Druckaufträge. Hatte ich glücklich eine grössere Arbeit ergattert, mussten neue Schriften angeschafft werden. Andere Aufträge bedingten neue Maschinen. So ging die Entwicklung ständig vorwärts. Mit ihr stellten sich auch neue, drückende Sorgen ein; denn die Neuanschaffungen verlangten die Bereitstellung grosser Summen auf bestimmte Termine. In der Regel fehlte mir das nötige Geld dazu. Fällige Beträge gingen nicht immer rechtzeitig ein; die Gläubiger drängten, die Wechsel mussten verlängert werden. End aller Enden suchte ich das Geld zu entleihen. Die Schulden wurden von einem Nagel an den andern gehängt und ich bei diesem Kämpfen und Ringen beinahe aufgerieben. Die schlaflosen Nächte, in denen mir die täglichen Sorgen grösser und schwärzer erschienen, waren schrecklich. Oftmals, wenn sich die materiellen Sorgen über mir türmten, ich schon das Krachen des Zusammenbruches zu hören vermeinte, vernahm ich in meinem Innern die liebe Stimme meines Mannes: «Wehre dich, es wird schon gehen!» Ich warf den Kopf zurück oder hoch, wie meine Schwestern einst rügten, und auf irgendeine Art ging es auch wieder. Welch ein Ansporn – ein Zaubermittel für die schwersten Stunden hat mir mein geliebter Mann mit seinem grossen Glauben und Vertrauen an mich über das Grab hinaus gegeben.

Gingen in jener Zeit Briefe ein, in denen ich Unangenehmes vermutete, mimte ich Vogel Strauss: ich legte sie uneröffnet beiseite. Dadurch geriet ich einmal in grosse Verlegenheit. Ein Gläubiger hatte mir in entgegenkommender Weise eine grössere Druckarbeit übergeben, die eilte. Da er keine Korrektur erhielt, telephonierte er verärgert. Was ich in meinem Schuldbewusstsein alles zu meiner Entlastung angeführt habe, weiss ich nicht mehr, erinnere mich aber noch gut, dass ich die verborgenen Briefe schnell hervorholte und die Arbeit sofort anfertigen liess. Von meiner Vogelstrausspolitik war ich für alle Zeiten geheilt.

Der erste Zahlungsbefehl für einige hundert Franken wurde mir überreicht. Ich zitterte an allen Gliedern, glaubte, die Leute auf der Strasse müssten mir die Schande ansehen; aber mit der Zeit trafen weitere ein und ich gewöhnte mich an die unliebsamen Gäste. Auf dem Betreibungsamt bat ich um Aufschiebung. Der Betreibungsbeamte, Herr Erb, erklärte mir, dass dies unmöglich sei; dagegen könne ich in vier Monatsraten bezahlen. Trostlos entschlüpfte mir: «Ich habe kein Geld, kann nicht einmal die erste Zahlung leisten.» Herr Erb besann sich, dann meinte er freundlich: «Wissen

Sie was, Frau Conzett? Ich gebe Ihnen eine grössere Arbeit in Druck und bezahle für Sie die erste Rate; bis zum Verfall der zweiten wird die Arbeit fertig sein. Sie bekommen das Geld, bezahlen Ihre Schuld und nehmen noch ein Sümichen mit heim.» Wer konnte glücklicher sein als ich! Mit herzlichem Dank, den Druckauftrag in der Tasche, verliess ich das Betreibungsamt. Erst zu Hause schaute ich den Auftrag genauer an – 20 000 Zahlungsbefehle! Ein bitterer Schmerz presste mir das Herz zusammen. Wie viele Tausende werden bei ihrer Überreichung von gleicher Sorge gequält sein, wie ich es war, und mich entheben sie einer drückenden Last! Jedesmal, wenn ich an der Druckmaschine vorbeiging, und bei jedem Paket, das ich mit Lieferschein versah, wünschte ich den bedrängten Empfängern einen Retter in der Not, wie ich ihn gefunden hatte.

Nach seiner Wahl zum Pfarrer der Kirchgemeinde Aussersihl zog Paul Pflüger in das Haus, darin ich wohnte. Wir hatten als Kinder zusammen die Sonntagsschule besucht; seither hatte ich nichts mehr von ihm gehört, bis er durch seine sozialistischen Schriften und Vorträge bekannt wurde. Als er mich als Hausgenossin besuchte, erkannte ich ihn sofort. Er besass als Pfarrer noch die gleiche rasche Art und sprach ebenso lebhaft mit den Händen wie als Knabe. Er dagegen erinnerte sich meiner nicht mehr, was ich gut begriff. Paul Pflüger war ein grosser Junge und Führer der Knaben, er genoss als Missionarssohn ein besonderes Ansehen, während ich als ein armes, unbedeutendes Mädchen in der grossen Schar der Sonntagsschülerinnen nicht auffiel. Wir freuten uns, von der damaligen Zeit zu sprechen, und frischten manche Erinnerung auf. Frau Pflüger war das Vorbild einer Pfarrersfrau, von seltener Herzensgüte und Hilfsbereitschaft; ihre tiefgründige Menschlichkeit gegenüber allen Armen und Unglücklichen bewunderte ich stets von neuem. Ihrem Manne, der seiner sozialistischen Gesinnung wegen von allen Seiten befehdet wurde, war sie nicht nur die alles verstehende und fürsorgliche Gattin, sie war dem Vielbeschäftigten auch die unentbehrliche Gehilfin. Was die einfache, schlichte Frau Pfarrer neben Haushalt, Betreuung und Erziehung ihrer vier Kinder leistete, war bewundernswert. Ich war glücklich, in Frau Anna eine Freundin gefunden zu haben. Oft wenn ich abends, von Sorge gequält, in meinem Arbeitszimmer auf und ab ging, legte sich sacht ein Arm über meine Schultern, und Frau Pflüger sagte liebevoll: «Ich habe Ihren Kummer gefühlt, darum bin ich zu Ihnen gekommen.»

Auch meine Buben fühlten mit ihrem feinen Kindersinn, wenn Kummer mich drückte. Simi mit seiner zarten Gesundheit und übergrossen Empfindlichkeit war immer ein Sorgenkind. Eines Tages kam er zu mir und sagte: «Mami, wenn du stirbst, sterbe ich auch.» Da klärte ich ihn darüber auf, dass die Menschen nicht selbst bestimmen könnten, sondern warten müssten, bis sie abgerufen werden. «Nein, nein», wehrte er, «ich warte nicht! Im Garten gegenüber hängt ein Strauch voll weisser, giftiger

Beeren; wenn du stirbst, esse ich alle auf.» Eine heisse Angst überkam mich. Sollte mein Bub das schwere Blut seines Vaters geerbt haben? Ich schloss ihn in die Arme und suchte ihm diese Gedanken auszureden. Ging ich sorgenschwer im Zimmer auf und ab, legte Simi seine Arme um meinen Hals und sagte: «Gelt, Mami, du hast wieder grossen Kummer; du machst so traurige Augen und lachst gar nie.» Die Verzweiflung, die damals oft aus meinen Augen geschaut haben muss, hinterliess in diesem empfindsamen Kindergemüt einen so tiefen Eindruck, dass er nach zehn Jahren noch lebendig war. Von Ragaz, wo Simi in der Lehre war, brachte er mir zu Weihnachten eine grosse Kohlenzeichnung von seiner Hand, die den Kopf einer verhärmten, abgearbeiteten Frau mit trostlosem Blick darstellte. Er übergab mir das Bild mit den Worten: «Mutter, mit so trostlosen Augen hast du früher um dich geblickt. Ich habe sie festgehalten zur Erinnerung an jene schweren Zeiten, da du für uns zu ringen und zu kämpfen hattest.» Oft stehe ich vor dem Bild und frage mich, ist es möglich, dass ich einmal so gramvolle Augen hatte, die meinen lieben Jungen haften geblieben sind bis ins Mannesalter.

Hans, dem ältern, dem es nicht gegeben war, seine Gefühle zu zeigen, drückte sich still und scheu umher, nur seine grossen Augen hafteten in unverkennbarer Angst an mir, bis ich ihn in die Arme schloss und mit Liebkosungen und zärtlichen Worten seine Sorgen verscheuchte.

Die allmähliche Vergrösserung des Geschäftes und die Zunahme der Verpflichtungen veranlassten mich, den Besitzer einer kleinen Druckerei als Associé aufzunehmen. Die Teilhaberschaft dauerte nicht lange; nach wenigen Jahren lösten wir den Gesellschaftsvertrag in der Weise, dass er den Verlag des «Zürcher Anzeigers» erhielt und ich die Buchdruckerei. Ich trennte mich schwer von der Zeitung; denn nahezu zwanzig Jahre hatte ich sie mit besonderer Liebe betreut. Einen Trost hatte ich dabei: Druck und Expedition des «Zürcher Anzeigers» blieben mir überlassen.

Politische Tätigkeit

Die grosse Baukrise um die Jahrhundertwende brachte eine ausserordentlich grosse Anzahl Arbeiter um ihren Verdienst. Während dieser Zeit brodelte der Suppenkessel Tag für Tag in der Pfarrküche und kein Arbeitsloser ging hungrig fort. Der Hausmeister und die übrigen Mieter schimpften: «Pflügers ziehen mit ihrer Fütterung die Schnapsler an!» Da erklärte die sanfte Frau Pfarrer in bestimmtem Tone: «Würde den frierenden Männern statt ein paar Rappen ein Teller warme Suppe oder eine Tasse heisser Kaffee mit Brot geboten, es gäbe weniger Schnapsler.»

Die wachsende Not zwang den Stadtrat Zürichs zu sofortiger Hilfeleistung. Der Grosse Stadtrat gewährte einen Kredit. Aus Vertretern der verschiedenen politischen Parteien wurde eine Arbeitslosenkommission gebildet, welche die wöchentliche Unterstützung in Form von

Lebensmittelkarten zu verabreichen hatte. Von der Arbeiterschaft wurden Prof. Erismann, Pfarrer Pflüger und ich abgeordnet. An den Vormittagen, da wir die Verteilung besorgten, war die Zahl der Arbeitslosen kaum zu bewältigen, während die Mitglieder der andern Parteien weniger Zuspruch hatten. Diese vermuteten, dass von unserer Seite reichlichere Unterstützung als vorgeschrieben gewährt werde und reichten deshalb beim Kommissionspräsidenten Klage ein. Die Prüfung ergab die Unrichtigkeit der Beschwerde; trotzdem wurde der Dienst der Mitglieder auf andere Tage verlegt. Nach dieser Neuordnung hatten die Kläger das Vergnügen, zu beobachten, wie die Arbeitslosen den Kopf zur Türe hereinstreckten und sofort kehrt machten, wenn sie andere Kommissionsmitglieder an unserm Platze bemerkten. Sie fühlten eben, dass wir ihrer unverschuldeten Arbeitslosigkeit Verständnis entgegenbrachten und sie nicht als Almosengenössige abfertigten. Pfarrer Pflüger und ich, die wir zusammen die Lebensmittelkarten auf Grund der eingegangenen Erhebungen herauszugeben hatten, bedauerten oft tief, nicht ausreichender helfen zu können; aber wir mussten uns an die stadträtlichen Vorschriften halten.

Es war das erste Mal, dass der Stadtrat mit einer so grossen Summe zur Hilfeleistung für die Arbeitslosen eintrat. Soviel ich mich erinnere, waren es sechzigtausend Franken, das schien für die damalige Zeit eine grosse Summe, war aber gänzlich unzureichend für die Opfer der grossen Krise. Wohl wurden sie und ihre Familien durch die verabreichten Lebensmittel und Kohlen vor Hunger und Kälte geschützt; aber sie konnten weder die Miete bezahlen noch die nötigsten Kleider und Schuhe anschaffen. Da die Baukrise mehrere Jahre anhielt, war der folgende Winter mit neuer Arbeitslosigkeit und neuem Elend da, ohne dass der Arbeitslose mit dem Sommerverdienst imstande gewesen wäre, ausser dem rückständigen Mietzins das Geld für die nötigen Kleider und Schuhe aufzubringen. Wenn die Ärmsten mit gesenktem Kopf und schwerem Schritt den Raum betraten, packte mich tiefstes Mitleid; ich fühlte mich um Jahre zurückversetzt und sah mich als Kind wochenlang um Arbeit umherirren. Damals war es Sommer. Diese Männer aber irrten schon seit Monaten auf der Suche nach Arbeit umher, im kalten Winter, um täglich mit dem gleichen trostlosen Bericht zu ihren Familien zurückzukehren. Das verbittert!

Mit der Zeit mehrte sich das Bedürfnis nach Vorträgen; da in der Partei Mangel an geeigneten Referentinnen herrschte, wurden die Anfragen an mich dringlicher. Schliesslich sagte ich zu, wenn auch schweren Herzens. Ich hatte geschäftlich noch hart zu kämpfen und war mit Arbeit so überhäuft, dass ich wenig Zeit fand, mich für Vorträge vorzubereiten, was nach dem jahrelangen Unterbruch doch nötig gewesen wäre. Während der Bahnfahrt hoffte ich den Vortrag zu überdenken, geriet aber, ohne zu wollen, mit meinen Gedanken wieder ins Geschäft und ins Rechnen hinein. Das gab zum Reden keine rechte Stimmung und ich befürchtete, bei

meinen Zuhörern keine Begeisterung zu erwecken. Beim Eintritt in den Vortragssaal unterdrückte ich meine eigenen Sorgen mit einem kräftigen Ruck. Ich nahm mich zusammen, damit die Bedrängten meine eigene Bedrängnis nicht fühlten. Waren meine Verhältnisse auch drückend, glaubte ich öfters unter ihrer Last zusammenzubrechen, fühlte ich mich doch reich und glücklich gegenüber den armen Fabrikarbeiterinnen, deren Platz von jeher auf der Schattenseite des Lebens gelegen. Sie kannten nur Pflichten, Arbeit, Mühen und Entbehren. Mir dagegen blieb wenigstens die Hoffnung, dass der geschäftliche Tiefstand bei Fleiss und Ausdauer zu überwinden sei und mir bessere, sorglosere Tage in Aussicht standen. Ich konnte mir nichts Trostloseres denken als ein Leben ohne einen Funken Hoffnungsfreude. Ich zeigte ihnen deshalb das Plätzchen auf der Sonnenseite des Lebens, das für sie und ihre Kinder erreichbar war und wohl wert, darum zu kämpfen und zu ringen.

Dennoch kehrte ich oft aus den Vorträgen heim mit dem niederdrückenden Gefühl, nicht das erreicht zu haben, was ich erhofft hatte. Am Bahnhof standen, mich sehnsüchtig erwartend, meine Buben; ihre Augen strahlten vor Freude, sobald sie mich sahen, und bei ihrem Anblick schmolz die innere Zerrissenheit wie der Schnee an der Frühlingssonne. Schön waren die Abende daheim und wohlig warm, wenn meine Buben, eng an mich geschmiegt, von der Schule und von ihren Streichen erzählten. Es tat mir jeder Sonntag leid, der mich ihnen entriss, und ich suchte deshalb mich den Vorträgen nach Möglichkeit zu entziehen. Die Sonntage, die mir verblieben, wurden uns zu Festtagen.

Seit einiger Zeit lernten junge Letten, politische Flüchtlinge, in meiner Druckerei das Setzen. Einer von ihnen, er war in seiner Heimat Lehrer gewesen, hatte rötliches Haar und einen merkwürdig traurigen Blick, der an etwas Schreckliches erinnerte. Einer seiner Freunde erzählte mir folgendes: Als die Dienstleute der lettischen Junker sich weigerten, wie bis anhin morgens drei Uhr aufzustehen, um vor der Feldarbeit für die Herrschaft zu stricken, nähen und sonstige Hausarbeiten zu verrichten, beschuldigten diese den jungen Lehrer, er habe durch seinen freien Unterricht die Leute verhetzt. Als dies nicht genügte, ihn unschädlich zu machen, beschuldigten sie ihn, verbotene Schriften verteilt zu haben. Darauf wurde er verhaftet und furchtbar gefoltert. Freunde hatten ihn unter eigener Lebensgefahr befreit, seine Haare gefärbt und ihm dann über die Grenze geholfen.

Einer der lettischen Führer, Dr. Rolan, hatte an der medizinischen Fakultät der Universität Zürich doktriert und beabsichtigte, sich in seiner Heimat als Arzt niederzulassen. Da er oft in meinem Geschäfte verkehrt hatte, verabschiedete er sich vor seiner Heimreise. Schon nach wenigen Wochen erhielten wir die entsetzliche Nachricht, dass die gleichen Junker, die den armen Lehrer foltern liessen, Dr. Rolan auf ein Feld gelockt und ihn dort

buchstäblich zu Tode gesteinigt hatten. Er musste seiner Gesinnung wegen von Zürich aus verraten worden sein.

Ein deutscher Genosse, der sich früher an der Spedition sozialistischer Schriften nach Russland betätigt hatte, lud mich zum Besuche seines Arbeitsraumes ein. Er besass eine Anzahl schöner Terracottafiguren, wie sie in Kunsthandlungen ausgestellt sind. Darin fanden verbotene Schriften den Weg nach Russland. Beim Ausladen einer Sendung fiel unglücklicherweise eine der Figuren zu Boden, zerbrach und der Schriftenschmuggel war entdeckt. Mit dieser Art Transport war es nun vorbei, und die zurückgebliebenen Figuren wurden zu billigem Preise abgegeben. Der Genosse zeigte mir, wie sie mit Schriften von leichtestem Papier vollgepfropft worden waren. Ich bewunderte die Findigkeit und den grossen Opfermut der Russen; denn eine solche Beförderung war eine kostspielige Sache, auch wenn die Figuren nachher als Kunstgegenstände wieder verkauft werden konnten.

Beim Königsberger Schriftenschmuggelprozess soll ein höherer Beamter in Zürich an das dortige Gericht telegraphiert haben, die Schriften seien wahrscheinlich in Zürich gedruckt worden. In der Folge wurde in verschiedenen Druckereien ergebnislos nachgeforscht; mich liess man ungeschoren.

Als der Konfirmandenunterricht begann, wünschte mein Sohn Hans, ihn zu besuchen und konfirmiert zu werden. Ich erzählte ihm von den schweren seelischen Kämpfen, die der Vater in jungen Jahren wegen religiösen Fragen durchzufechten hatte. Um diese seinen Söhnen zu ersparen, sollten sie frei aufwachsen, ohne Taufe, ohne Religionsunterricht. Dagegen erzog er die beiden Älteren zu einer hohen moralischen Lebensauffassung; die seelischen Konflikte konnte er ihnen jedoch nicht ersparen.

Ich wollte Hans seinen Wunsch gerne erfüllen und teilte diesen Pfarrer Pflüger brieflich mit. Ich fragte ihn an, ob Konfirmation ohne vorhergegangene Taufe zulässig sei; andernfalls werde Hans den Unterricht besuchen, vom Schlussakt aber fernbleiben. Pfarrer Pflüger konfirmierte ihn und Frau Pfarrer schenkte ihm zur Feier ein schönes Kirchengesangbuch. Als vier Jahre später Simi an die Reihe kam, wollte sie ihm das gleiche Geschenk machen; Hans aber wehrte ab, es sei nicht nötig, sein Buch sehe noch wie neu aus. Die Frau Pfarrer lächelte verstehend und schenkte Simi eine Briefftasche.

Mitte Juli 1904 brach in einer grossen Seidenweberei des Sihltals infolge Massregelung zweier Arbeiter ein Streik aus. Auf den Sonntagnachmittag wurde eine Protestversammlung einberufen, und Textilarbeitersekretär Jenny bat mich, das Referat zu übernehmen, da die Mehrzahl der Streikenden aus Arbeiterinnen bestehe. Auf der Fahrt erzählte er mir, dass es dort schon lange gegärt habe und dass kürzlich wegen Bezahlung einer Akkordarbeit eine dreimonatige Probezeit vereinbart worden sei. Ich war

noch nie bei einem Streik zugezogen worden und sah ihm mit Interesse entgegen. Als wir ankamen, war der Saal bis zum letzten Platze gefüllt. Bezirksrichter Heusser schilderte die Ursachen des Streiks und sprach seine Freude aus über die anerkennenswerte Solidarität, welche die Streikenden mit der Niederlegung der Arbeit bekundet hatten. Nun beklagten sich die Arbeiterinnen über Schikanen seitens der Fabrikleitung. Die meisten Familien bezogen ihre Lebensmittel aufs «Büchli» und beglichen die Rechnung am Zahltag. Sofort nach Ausbruch des Streikes seien die Ablagen des Konsums von der Fabrikleitung angewiesen worden, Waren nur gegen Barzahlung zu verabreichen. Diese Massregelung hatte die Streikenden erbittert. In meiner Rede ersuchte ich die Anwesenden, sich über die Verfügung nicht aufzuregen, sondern den ganzen Konsumvorrat ruhig dem Fabrikherrn zum Selbstverbrauch zu überlassen, für bares Geld sei überall Ware erhältlich. Meine Worte erregten grosse Heiterkeit, und der Erbitterung war der Stachel genommen. Nach der Versammlung baten mich die Arbeiterinnen, am folgenden Morgen wieder zu kommen und an ihren Verhandlungen teilzunehmen. Schon um sechs Uhr morgens ging ich daheim fort und traf unterwegs eine Anzahl streikender Frauen, die mir entgegenkamen. Sie baten mich dringend, mein Möglichstes zu tun, damit der Streik bald beendet werde. Der Fabrikherr glaube, der Streik sei allgemein. Das sei nicht der Fall; er werde bald eines andern belehrt und dann zu Unterhandlungen weniger bereit sein. Eine Anzahl Ausständiger habe sich nicht aus Überzeugung der Streikbewegung angeschlossen, sondern sie nur als Gelegenheit genützt, um dringende Feld- und Gartenarbeiten zu verrichten. Jetzt, da diese beendet, seien sie entschlossen, an die Arbeit zurückzukehren. Schweren Herzens hörte ich ihren Worten zu und ich fragte mich bang, ob es mir gelingen werde, die Sache zum Guten zu wenden. Im Versammlungssaal wurden wir von der Arbeiterschaft erwartet, die uns ein Programm für den Nachmittag vorlegte. Als ich im Laufe des Vormittags nach Hause zurückkehrte, begleitete mich ein langer Zug Arbeiterinnen zur Bahnstation. Als die grossen Fabrikgebäude in Sicht kamen, stimmten sie das Rütli an. Wuchtig tönte es über den Bach der Fabrik zu: «... zu stürzen der Zwingherrn Trutz.» Auf dem Bahnhöfchen umstanden mich alle; alle wollten mir die Hand drücken und alle baten mich, am Nachmittag wieder zu kommen. Als der Zug abfuhr, jubelten und winkten sie mir noch lange zu. Nach dem Essen begleiteten mich die Sekretäre Jenny und Lattmann ins Sihltal hinauf. Die Leute standen schon marschbereit, die Arbeiterinnen in frisch gewaschenen Arbeitskleidern, und langsam ging es zur Kirche hinauf. Am Grabe des frühern Fabrikherrn, dessen alle mit grosser Verehrung gedachten, wurden herzliche Worte der Anerkennung und des Dankes gesprochen. Die zwei Gemassregelten hatten Sekretär Lattmann erklärt, dass sie auf weitere Arbeit in der Fabrik verzichteten. Die Direktion zeigte sich in der Unterredung mit Lattmann bereit, andern Tags die Tore der Fabrik wieder zu öffnen, erklärte aber des

bestimmtesten, wer die Arbeit am Morgen nicht aufnehme, bleibe draussen und werde nicht mehr angestellt.

Abends war der Saal überfüllt. Lattmann gab das Ergebnis seiner Unterhandlungen mit der Fabrikleitung bekannt, und da die Gemassregelten nicht mehr begehrt, an die Arbeit zurückzukehren, sei der Streikgrund hinfällig geworden. Gegen die Wiederaufnahme der Arbeit protestierten nichtstreikende Färber einer andern Gegend. Sie verlangten, dass erst die Frage der Akkordarbeit gelöst und geregelt sein müsse, bevor der Streik abgebrochen werde; denn der Sieg sei sicher. Auf vielen Gesichtern spiegelte sich Unsicherheit; da ergriff ich das Wort und erklärte, dass das vereinbarte Abkommen für die Arbeiter ebenso bindend sei wie für die Direktion. Der Rat, den Streik wegen der Akkordarbeit weiterzuführen, sei unverantwortlich; es wäre ein Wortbruch, der sich bitter rächen würde. Mit bewegten Worten schilderte ich, was dieser für Folgen nach sich zöge. Wer morgen die Arbeit nicht aufnehme, bleibe ausgesperrt und müsse später zu Kreuze kriechen, wenn der Fabrikherr sich überhaupt herbeilasse, zu unterhandeln. Ganze Familien, die bis jetzt in der Fabrik gearbeitet hätten, würden auseinandergerissen, viele gezwungen sein, ihr liebgewordenes Heim, ihr Häuschen, ihr Stück Land, das durch jahreslanges, mühsames Sparen ihr eigen geworden sei, zu verlassen, vielleicht gar zu verlieren. Ringsum feuchte Augen – eine unheimliche Stille und eine Luft so schwül, dass einem fast der Atem stockte. Es folgte die Abstimmung, und das grosse Mehr entschied: Abbrechen des Streikes. Da ging der Sturm los. Plötzlich war ich von auswärtigen Färbern umgeben, die mir die Fäuste entgegenstreckten. Aus dem Lärm heraus hörte ich die Worte: «Verrat, Bestechung, Betrug.» Ich wurde gewarnt, das Sihltal nicht mehr zu betreten und zwar von Leuten, die gar nicht ins Sihltal gehörten. Ich blieb bei alledem ganz ruhig; es war mir so warm ums Herz, wie nach einer vollbrachten guten Tat.

Gegen Mitternacht, als Sekretär Jenny und ich den Heimweg antraten, plauderte er die ganze Zeit, um mir den langen Weg zu verkürzen; ich verstand keine Worte, hörte nur ein Summen. Mir war, als ob mein Hinterkopf mit einer schweren Bleikugel ausgefüllt sei. Zu Hause sank ich samt den Kleidern auf das Bett, so müde fühlte ich mich. Noch lange Zeit spürte ich die bleierne Schwere im Kopf; die innere Aufregung war doch zu gross gewesen. So sah das beneidenswerte Los der Sekretäre aus, von denen die Gegner behaupteten, sie zettelten Streike an, um Anstellungen zu haben.

Wer hätte damals und noch viele Jahre nachher denken können, dass die mächtigen, selbstsicheren Herren Seidenfabrikanten auch einmal ihren Meister finden würden. Die Konkurrenz fabrizierte Kunst-seide in schönen Farben und Mustern. Die ersten Fabrikate waren noch nicht so ausgefallen, dass sie der reinen Seide ernstlich hätten schaden können. Aber die Kunstseidenindustrie blieb nicht bei ihren Erstlingswerken stehen.

Die Kunstseide wurde nach und nach schöner, besser und war auch billiger. Sie überholte bald die reine Seide, welche auf dem Markte nach und nach von der Kunstseide verdrängt wurde. Viele Seidenfabrikanten mussten ständig Arbeiter und Arbeiterinnen entlassen und stellten zum Teil ihre Fabrikation ganz ein.

Die grossen Seidenfabriken im Sihltal stehen seit Jahren einsam und verlassen da. Die Arbeiter und Arbeiterinnen mussten anderweitig Verdienst suchen.

Den mühseligen Vorträgen in schweren Zeiten sind erfolgreiche freudigere gefolgt. Ich hielt sie zum grössten Teil den Textilarbeitern; dort fand ich noch die gleichen Verhältnisse wie dreissig Jahre früher, als ich, zwölfjährig, meine Laufbahn als Fabrikarbeiterin begonnen hatte. Ich fand noch den gleichen Deckelkorb mit einem grossen Stück Brot darin, das für den ganzen Tag reichen musste; und ich fand auch noch die gleiche elfstündige Arbeitszeit, nur dass sie in vielen Fabriken zeitweise durch Überstunden noch verlängert wurde. Nur eines fand ich anders: die Arbeiterin selbst. Oder hatte ich mit meinem fröhlichen Kindersinn die fahlen Wangen, die trostlosen Augen, die müden Bewegungen damals nicht gesehen? Oder waren die Arbeiterinnen während der drei Jahrzehnte so zerarbeitet und zermürbt worden? Ein Wunder wäre es nicht. Ein grosser Teil der Arbeiterinnen hatte vor und nach der langen Arbeitszeit an den Maschinen, die ihre ganze Aufmerksamkeit forderte, noch einen weiten Heimweg. Zu Hause waren die Kleinen schon im Bett; die grössern halfen rasch das Nachtessen bereiten und abwaschen, dann krochen auch sie unter die Decke. War Ruhe eingetreten, begann die Arbeit von neuem. Es musste aufgeräumt, Kleider und Wäsche geflickt und für den andern Tag noch gekocht werden. Nicht einmal der Sonntag brachte die wohlverdiente Ruhe; da wurde geputzt, gewaschen und gebügelt. So verlief das Leben der Fabrikarbeiterin, Tag für Tag, Jahr für Jahr, ohne einen Hoffnungsschimmer, dass es einmal besser werde.

Trotz der spärlichen Freistunden, die ihnen zur Verfügung standen, erschienen doch viele der abgehärmten Frauen in den Versammlungen; sie wollten hören, wie eine Sozialistin das Leben der Fabrikarbeiterin auffasse. Sie hörten meinen Ausführungen fast teilnahmslos zu. Erst als ich ihnen erklärte, dass durch festen Zusammenschluss der Arbeiter und Arbeiterinnen die Arbeitszeit auf acht Stunden verkürzt und der freie Samstagnachmittag erreicht werden könne, leuchtete ein Verstehen in ihren Augen auf. Und wenn ich ihnen ausmalte, wie der freie Samstagnachmittag auch der Fabrikarbeiterin einen Sonn- und Ruhetag bringe; wie mit dem Achtstundentag etwas Gemütlichkeit und ein warmer Glücksschimmer das Heim und die Familie durchdringe; wie die Kinder sich den ganzen Tag auf den Abend freuen, da die Mutter auch für sie Zeit findet, wie Mann und Frau beim rauchenden Pfeifchen, bei Stricken und Flickern plaudernd

beisammensitzen können, dann hingen sie mit glückshungrigen Augen an meinen Lippen, damit ihnen ja kein Wort von dem Feierabendglück entgehe. Und wenn sie gar hörten, dass der freie Samstagnachmittag schon in verschiedenen Fabriken zur Freude der Arbeiterschaft und zur Zufriedenheit des Fabrikherrn eingeführt sei, strahlten nicht nur ihre Augen, es strahlte das ganze Gesicht. Dann hätte ich jubeln mögen vor Freude, dass es mir gelungen war, Hoffnung in ihr armes, hartes Leben zu bringen, ohne die es trostlos und freudearm ist. Ohne Hoffnung bringt der Arme die Tatkraft nicht auf, für Besserstellung und Glück zu kämpfen. Ich erklärte ihnen, dass es im Leben sei wie in der Natur: man müsse erst säen und die Früchte reifen lassen, bevor man ernten könne. Sie dürften den Mut nicht verlieren, wenn ihre Wünsche nicht so bald in Erfüllung gingen. Was die Ältern nicht mehr erlebten, falle als Ernte den Kindern zu; das sei das schönste Erbe, das sie ihnen hinterlassen könnten.

In allen Teilen des Appenzellerlandes hielt ich bei den Plattstichwebern und Stickern Vorträge und es war mir eine besondere Freude, zu den muntern Appenzellern zu sprechen. Stundenweit kamen sie zu Fuss über Berg und Tal, um meine Vorträge zu hören. Die Arbeit der Plattstichweber war schlechtbezahlte Heimarbeit; überdies wurden ihnen noch willkürliche und ungerechte Abzüge wegen «fehlerhafter Arbeit» gemacht. Schliesslich nahm sich Pfarrer Eugster ihrer an, organisierte sie und bildete kreisweise, aus tüchtigen, gewissenhaften Arbeitern vom Fach, Prüfungsstellen. Glaubte sich ein Arbeiter durch ungerechten Abzug geschädigt, wandte er sich an die Arbeiterkommission, welche die Fehler genau prüfte und den Schaden feststellte. Fabrikanten, die das Recht der Arbeiter nicht anerkennen wollten, wurde nach erfolglosen Unterhandlungen mit der Veröffentlichung der Sachlage in der Verbandszeitung, dem «Textilarbeiter» gedroht. Es wollte aber keiner «in dem Ding syn». Nach jedem Vortrag näherten sich mir die Appenzellerfrauei, dankten mir für die Rede und meinten: «So, grad so fühlen wir in unserm Herzen, wir können es nur nicht sagen.» Und sie wunderten sich, dass ich es herausfühle. Einst trat nach einem Vortrag ein langer, dünner Appenzeller zum Vorstandstisch und sagte in vollem Ernst zu mir: «Ihr Vortrag hat mir gut gefallen; ich höre Sie gerne reden, aber heiraten möchte ich Sie nicht.» Ich war im ersten Augenblick über diesen Ausspruch erstaunt und fragte: «Gefalle ich Ihnen denn so schlecht?» «Nein, das nicht», erwiderte er, «aber Sie sind mir über, und eine Frau, die mir über ist, möchte ich nicht!» Alle lachten hell auf am Vorstandstisch und ich bemerkte: «Diesen merkwürdigen Standpunkt teilt der Appenzellerweber noch mit unzähligen Männern aller Gesellschaftsklassen.»

Einst hatte ich in Schaffhausen einen Vortrag zu halten. Es war ein prächtiger Sommertag, und ich bedauerte, mich nicht meinen Buben widmen zu können. Vor der Abreise versprach ich meinem Jüngsten, mit einem frühen Abendzuge zurückzukehren, um noch mit ihm zusammen

einen Ausflug zu machen. Sehnsüchtig wartete er meiner in der Bahnhofhalle, drückte mir bei der Ankunft voller Freude einen Brief in die Hand und meinte stolz: «Da, Muetti, hast du einen Vortrag, den ich heute geschrieben habe. Du musst das nächste Mal nicht erst einen studieren, jetzt hast du ihn schon – gelt?» Ich bestätigte ihm dies ernsthaft, worüber er sehr glücklich war. Sein Aufsatz zeigte eine kindlich-köstliche Auffassung des Sozialismus und der Militärfrage und erschien in den Feuilletonspalten des «Textilarbeiters». Simi erhielt für seine erste literarische Arbeit ein Honorar von zwei Franken und bildete sich nicht wenig darauf ein.

Geschäftliche Erfolge

Im Jahre 1906 sollte eine neue Auflage des Schweiz. Ortschaftenverzeichnisses erscheinen und ich bewarb mich um den Druck. Nationalrat Dr. Forrer war inzwischen Bundesrat geworden, und die Vergebung der Arbeit oblag einer seiner Abteilungen. Ich reiste nach Bern, um Bundesrat Forrers Fürsprache zu erbitten; denn es war mir sehr daran gelegen, einmal ein grösseres Werk herzustellen. Am Vormittag war Bundesratssitzung; ich konnte also erst am Nachmittag vorsprechen und benützte die Gelegenheit, einer lieben Genossin den längst versprochenen Besuch abzustatten. Sie kannte sich im Bundeshause gut aus und fragte mich beim Abschied: «Haben Sie keine Handschuhe?» «Nein», erwiderte ich, «aber Bundesrat Forrer ist nicht so formell.» Da lachte sie herzlich: «Nein, nein, Herr Forrer nicht, wohl aber die Weibel; sie taxieren die Besucher sehr nach Äusserlichkeiten und von ihnen hängt es ab, ob man bald vorgelassen wird oder lange warten muss.» Also erschien ich in nagelneuen Lederhandschuhen im Bundespalast. Ob die Handschuhe das Zaubermittel waren, dass ich sofort vorgelassen wurde, konnte ich nicht feststellen. Herr Bundesrat Forrer empfing mich freundlich, erkundigte sich angelegentlich nach meinem geschäftlichen Fortkommen und versprach, bei annehmbarer Offerte für mich einzutreten. Und ich erhielt den Auftrag. Im Jahre 1907 bewarb ich mich um den Druck des Steuerregisters der Stadt Zürich. Es war ein grosses Werk und es wurde verlangt, dass der ganze Satz während drei Monaten für allfälligen Nachdruck stehen bleiben müsse. Diese Bedingung verlangte Anschaffung einer grossen Menge Werkschriften, wozu die Druckereibesitzer sich nicht entschliessen konnten, da die amerikanische Setzmaschine Linotype ihren Siegeszug durch Europa begonnen hatte. Jede grössere Buchdruckerei rechnete mit ihrer Anschaffung in absehbarer Zeit. Inzwischen richteten zwei Typographen mit einigen kleinen Setzmaschinen ein Geschäft ein, um während der Übergangszeit vom Hand- zum Maschinensatz den Druckereien auszuhelfen. Ich holte dort Offerte ein, liess eine halbe Seite setzen und daraus in meinem Geschäft ein Druckmuster von acht Seiten herstellen. Meine Eingabe wurde dadurch die übersichtlichste und gefiel

Stadtrat Hasler so gut, dass er mich auf sein Bureau berief, um zu erfahren, ob mir die Herstellung des Steuerregisters wirklich möglich sei. Ich konnte ihm das versichern und zeigte als Beleg das im vorigen Jahr gedruckte schweizerische Ortschaftenverzeichnis, ein sauber ausgeführtes Werk. Ich machte Stadtrat Hasler darauf aufmerksam, dass der Satz im Setzmaschinengeschäft hergestellt werden müsse, da ich nicht genügend Schrift besitze, um ihn drei Monate unbenützt stehen zu lassen. Er meinte: «Das Gleiche haben mir die anderen Bewerber ebenfalls mitgeteilt. Für mich ist es die Hauptsache, dass Sie die Arbeit gut und rechtzeitig liefern. Ist Ihnen das möglich, sollen Sie den Auftrag erhalten.» Und ich erhielt ihn, nachdem Stadtrat Hasler sich durch eine Besichtigung meiner Druckerei von deren Leistungsfähigkeit überzeugt hatte.

In einem Druckvertrag wurde die Ablieferungsfrist des Steuerregisters festgelegt. Wurde das Werk nicht pünktlich abgeliefert, hatte der Buchdrucker für jeden verspäteten Tag der Stadt Zürich Fr. 100.– zu bezahlen. Umgekehrt erhielt der Buchdrucker für jeden vorzeitig gelieferten Tag Fr. 100.–. Wie gross war meine Freude, als das umfangreiche Werk vor dem vereinbarten Termin fertig wurde und ich dafür mehrere hundert Franken erhielt.

Da geschah etwas Merkwürdiges. Des erhaltenen Auftrages wegen griffen mich einerseits die Buchdruckereibesitzer und anderseits die Typographen an. Von den erstern wurden einige Herrn bei Stadtrat Hasler vorstellig und suchten ihm klar zu machen, dass ich niemals imstande sein werde, das Steuerregister richtig und rechtzeitig herzustellen. Ihre Einwände wurden, wie mir Stadtrat Hasler später mitteilte, als unbegründet abgewiesen. Die Typographen Zürichs griffen mich in ihren Vereinsversammlungen und in ihrer Fachzeitung an. Es wurde mir als ein Verbrechen angerechnet, dass ich mir erlaubt hatte, den Satz aus dem Setzmaschinengeschäft zu beziehen, wozu jeder andere Bewerber ebenfalls gezwungen gewesen wäre. Es war bitter, solche Anfeindungen von den eigenen Genossen erfahren zu müssen, und meine Gedanken wanderten wieder mehr zu den Enttäuschungen und Leiden meines Mannes zurück.

Ein Traum

Da brachte mir eine Nacht einen seltsam schönen Traum. Mein Mann war lange, lange Jahre in Verbannung gewesen und durfte endlich zurückkehren. Ich ging ihn abholen und kam an ein Wasser, gross, weit und dunkelgrün. Nirgends sah ich ein Ufer. Darüber wölbte sich ein tiefblauer Himmel, und zwischen beiden Farben erblickte ich in der Ferne einen weissen Punkt. War dort das Schiff, das meinen Gatten bringen sollte? Ungeduldig wanderte ich weite Strecken dem Ufer entlang, immer wieder nach dem weissen Punkt Ausschau haltend. Er näherte sich, wurde grösser – es war das Schiff. In meiner Freude winkte ich mit einem weissen Tuch,

winkte, als ob mein Mann das Zeichen aus der Entfernung sehen könnte. Endlich lag das Schiff am Ufer, eine lange Treppe wurde zum Landungssteg heruntergelassen, und als Einziger eilte mein Mann, von gleicher Sehnsucht beseelt, mit vorgestreckten Armen auf mich zu. Wir hielten uns wortlos umschlungen, Tränen der Freude benetzten unsere Wangen. Da legte er meinen Arm in den seinen und führte mich durch Wiesen und Felder. Ich erzählte ihm vom Geschäft, von meinen Kämpfen, meinen Sorgen und meinen Enttäuschungen; von der grossen Freude, dass ich endlich dem Schwersten entronnen sei und der Erfolg sich zeige. Glückselig schaute er mich an, drückte meinen Arm fest an sich und sagte mir soviel Liebes, dass das Herz mir zerspringen wollte vor Freude und Glück. Ich erzählte ihm auch, dass ich in seinen Fussstapfen weitergegangen und stets der sozialdemokratischen Partei gedient habe. Auf meine Frage nach seinem Ergehen schüttelte er den Kopf, winkte mit der Hand ab und erkundigte sich nach unsern Söhnen. Ich erschrak, in meiner Wiedersehensfreude hatte ich das Letzte zuerst berichtet.

Unsere Buben! Du wirst staunen, wie gross sie geworden sind; aber auch tüchtig und brav. Ich habe ihnen an manchem Abend von dir erzählt; dein Bild ist während deiner langen Abwesenheit nicht verblasst; sie haben dich lieb und freuen sich auf deine Heimkehr.

Wie du weisst, war Hans immer ein anstelliger Bursche; er half mir neben der Schule tüchtig im Verlag und ich konnte ihn in Geschäftssachen überall hinschicken, er besorgte alles gut. Nach der Sekundarschule besuchte er die Handelsschule, lernte fleissig und erhielt gute Zeugnisse. Unerwartet wurde er der Schule überdrüssig und verlangte den Buchdruckerberuf zu erlernen. Meinen Vorstellungen, was ihm durch vorzeitigen Austritt an Kenntnissen entgehe, setzte er entgegen, dass er mir dafür um so rascher im Geschäft helfen könne. Er wurde nicht müde, mir zu versichern, dass er später das Versäumte nachholen und in der weiten Welt noch viel dazu lernen werde. Schliesslich gab ich nach. Hans mit seiner praktischen Art lernte vielleicht in der Welt draussen mehr als auf der Schulbank, die ihm verleidet war. Ich brachte ihn der Sprache wegen in die französische Schweiz in die Lehre. Nach Beendigung seiner Lehrzeit arbeitete er noch einige Zeit im eigenen Geschäft, dann reiste er nach Berlin. Nach einem Aufenthalt von wenigen Monaten wanderte er mit einigen Kollegen nach Dänemark und Schweden. Zuletzt arbeitete er noch neun Monate in Paris und seither ist er wieder daheim. Er scheint deinen Wandertrieb geerbt zu haben, denn schon lockt ihn die Ferne wieder! Italien ist diesmal sein Ziel.

Simi, mit seiner zarten Gesundheit, blieb immer ein Sorgenkind. Der Schulbesuch litt unter seinen vielen Krankheiten; dagegen zeigte sich ein schönes Zeichentalent, das meine Freundin, die Künstlerin Dora Hauth, zu unserer Freude ausbildete. Du wirst staunen über das sprechend ähnliche Bild meiner Mutter, das er mit vierzehn Jahren gezeichnet hat.

Mir ist das Bild meiner Mutter besonders lieb geworden, seit sie nicht mehr unter uns weilt. Die liebe, gute Mutter ist letztes Jahr nach langem Leiden gestorben. Wir Schwestern waren leider nicht in der Lage, ihre Liebe und Aufopferung so zu vergelten, wie sie es verdient und wie wir gerne gewollt hätten. Dennoch war sie dankbar für das Wenige, das wir ihr bieten konnten, denn ihr schien es viel. Als wir ihren 80. Geburtstag feierten, strahlte ihr Gesicht über den festlich geschmückten Tisch. Beim Essen nickte sie ständig mit dem Kopfe und bewegte die Lippen, als ob sie sprechen wollte. Endlich sagte sie: «Ich möchte allen Müttern wünschen, dass sie so gute, brave Kinder hätten wie ich.» Eine schönere Festrede als die wenigen, aus tiefstem Mutterherzen kommenden Worte dürfte es kaum geben.

Wenn die Künstlerlaufbahn Simis Lebensglück ausgemacht hätte, würde ich ihm gerne dazu verholfen haben. Er war glücklicherweise verständig und meinte, dass sein Talent zu einem grossen Künstler kaum ausreiche und mittelmässige habe es mehr als genug. Er wollte Architekt werden und besuchte zu diesem Zwecke das Technikum Winterthur. Nun geht es ihm wie Hans mit der Handelsschule; auch er will nicht weiterlernen, sondern Buchdrucker werden und glaubt, in diesem Beruf sein künstlerisches Talent besser verwerten zu können. Bald sind wir zu Hause, dann kannst du selbst mit ihm darüber sprechen.

Getrieben von geheimer Angst, mein Mann möchte mir wieder entschwinden, redete ich mit einer Hast, dass ich vor Aufregung erwachte. Noch waren die Wangen nass von den Freudentränen des Wiedersehens und das Herz pochte laut von der übermächtigen Freude, meinen schmerzlich vermissten Lebensgefährten wieder gesehen zu haben. Seit seinem Tode war er mir hie und da erschienen, nie aber körperlich nahe wie in diesem Traume.

Wenn Erlebnisse meiner Söhne oder geschäftliche Erfolge mich freudig bewegten, sass ich abends am Schreibtisch, die Hände vor den geschlossenen Augen und wünschte innig, dass mein Mann das erlebt hätte. Dann erschien er mir – ein liebes Lächeln verklärte sein Gesicht, das mir frische Kraft für den weitem Kampf gab.

Ein Besuch in der einstigen Heimat

Im freundlichen Stübchen des Strässle-Hauses sassen wir vier Schwestern wieder einmal gemütlich beisammen am Kaffeetisch. Mein verstorbener Schwager Strässle hatte öfters gewitzelt, man dürfe nur auf einen Knopf drücken und alle vier «Knechtli» seien beisammen. Das war gerade das Schönste bei uns Schwestern, dass wir uns stets auf ein Zusammensein freuten und jede Gelegenheit hiezu benützten. Albertine, die älteste, besass eine wohlthuende Ruhe und Ausgeglichenheit; um sie sammelten wir uns so selbstverständlich wie um eine Mutter. Um den Zusammenhang auch nach

dem Tode unserer Mutter beizubehalten, hatten wir Schwestern vereinbart, jeden Geburtstag und jeden Namenstag im Heim der Jubilarin gemeinsam zu feiern. Es gab keine grossartigen Feste; ein Kuchen stand auf dem Kaffeetisch, ein paar Blumen und ein Herz voll Freude wurden mitgebracht; das genügte uns.

Albertine erzählte von einem Besuch, den sie aus der einstigen Heimat erhalten hatte. Erinnerungen aus der gemeinsam verlebten Kinderzeit seien aufgefrischt worden, da habe sie die Sehnsucht gepackt, noch einmal das Dörfchen zu sehen, in dem sie ihre Kinderjahre verbracht habe. Berta, die um zwei Jahre jüngere, hatte an den gleichen Erlebnissen teil, und auch in ihr wurde der Wunsch lebendig, die alte Heimat wieder zu sehen. Ich war dort geboren; da aber unsere Familie schon anderthalb Jahre später nach Zürich übersiedelte, erinnerte ich mich nicht mehr an Mellikon; dennoch freute ich mich, meinen Geburtsort mit ihnen zu besuchen. Leider konnte Luise, die jüngste der Schwestern, ihrer kleinen Kinder wegen für längere Zeit nicht abkommen. Schwager Graf wollte unsere frühere Heimat auch kennenlernen, und schon am folgenden Sonntag führte uns die Eisenbahn nach Mellikon, das zwischen Eglisau und Zurzach liegt. Noch bevor wir das Dorf erreicht hatten, lief Albertine eine Böschung hinauf und rief in freudiger Erregung: «Das ist unser alter Acker; und dort liegt unser Feld!» So machte sie uns noch auf ein drittes und viertes Grundstück aufmerksam, die einst alle uns gehört hatten. Sie war in ihrer Freude, auf dem Boden zu stehen, den sie mehr als fünfzig Jahre früher mit der Mutter zusammen bebaut hatte, nicht wieder zu erkennen. Oberhalb des Dorfes blieben meine Schwestern stehen, zeigten auf ein in der Höhe stehendes Häuschen – mein Geburtshaus! Auf einem der Strasse entlang ziehenden Rain, der mit Stauden bewachsen war, stand ein Häuschen; klein und alt sah es aus, und davor war ein Gärtchen, von einem Lattenzaun umgeben, und Kraut und Bohnen wucherten darin, auch Ringelblumen und Reseda und ein grosser blühender Rosenstrauch. Lachend erzählte Berta: «Wenn wir Grossen in der Schule waren und die Mutter aufs Feld ging, hat sie dich in das Gärtchen eingeschlossen, nur mit einem Hemdchen bekleidet, und das hatte sie dir hinten noch aufgenommen und mit einer Sicherheitsnadel festgeheftet, damit es weder nass noch schmutzig werde.» Ich fragte erstaunt, ob dies noch das gleiche Häuschen sei, in dem ich das Licht der Welt erblickt habe? «Gewiss,» sagte Berta, «alles ist unverändert geblieben, sogar die drei Prügel liegen noch dort, die der Vater in Ermanglung von Steinstufen hingelegt hat und die als Freitreppe ins Haus führten.» Verwundert meinte ich: «Aber der Vater musste es doch vor fünfundvierzig Jahren verkaufen, weil es so baufällig war, dass man befürchtete, es werde zusammenfallen, und jetzt steht es noch.» «Ja, abgejudet haben sie dem Vater das Heimeli», ereiferten sich die Schwestern. «Da der Güterspekulant bei der Mutter nichts ausrichtete, ging er nach Zürich; dort verstand er es, die Grossmutter, die mit unserm Vater

zusammenwohnte, für den Verkauf zu gewinnen. Beide setzten dem Vater zu, bis er den Verkauf abschloss. Er mag es später bitter bereut haben, dass er sich hatte überrumpeln lassen. Wir erinnern uns noch gut des Sonntags, da der Vater die Mutter mit der Mitteilung überraschte, dass er das Heimwesen verkauft habe. Etwas verlegen meinte er, sie wäre ja schon längst gerne nach Zürich gekommen, jetzt könne sie packen, eine Wohnung in Zürich habe er schon gemietet. Die Mutter wurde aufgeregt, machte dem Vater Vorwürfe, dass er kurz vor der Ernte das Heimetli verkauft habe; und sie weinte bitterlich. Zwölf Jahre hatte sie das Gütlein allein bebaut und alles in guter Ordnung gehalten, ohne je fremde Hilfe beizuziehen, nur wir Kinder mussten tüchtig mithelfen; und jetzt sollte der Schacherjude die Früchte ihres Fleisses einheimsen und dazu ins Fäustchen lachen dürfen.» Wir Schwestern wurden auf einmal stille; jedes gedachte der kürzlich verstorbenen Mutter und ihres dornenvollen Lebensweges.

Im Vorbeigehen besuchten wir unsere Verwandten; sie begrüßten und bewillkommneten uns voll Freude und luden uns auch gleich zum Mittagessen ein. Man hätte glauben können, sie wären auf unsern Besuch vorbereitet gewesen, so gut und reichlich bewirteten sie uns fünf hereingeschneite Personen. Nach dem Essen sagte der Vetter, er habe in den Zeitungen von meinen Vorträgen gelesen und gleich gedacht: «Das ist eine der Unsrigen!» «Schulmeisters», wie die Familie nach einem Onkel meines Vaters genannt wurde, der Lehrer und ein gescheiter Mann gewesen, bildeten sich auf ihre Intelligenz etwas ein. Wahrscheinlich waren sie auch die Gescheitesten und dem Hause nach die Hablichsten im Dorfe. Ich glaube nicht, dass sie mit dem Inhalt meiner Vorträge einverstanden gewesen wären; aber eine Frau, die in öffentlicher Versammlung spricht, war in ihren Augen etwas Besonderes; da wurde ich ohne weiteres als die Ihrige anerkannt. Ausserhalb des Dorfes und ihrer Familie stehend, konnte ich ihnen in keiner Art in die Quere kommen. Der Vater hatte uns oft aus seiner Schulzeit erzählt. Er war seinem Onkel Schulmeister in allen Klassen der beste Schüler gewesen und dieser hatte ihm manchen Dämpfer aufgesetzt, damit er sich nicht obenauf schwingte. Der Schulmeister und seine Familie sollten Alleinherrscher bleiben im Dorf.

Nachdem wir am Nachmittage noch Zurzach, das einst berühmte Marktstädtchen, besucht hatten, fuhren wir wieder nach Hause. Auf der Heimfahrt fiel mir immer der Staudenrain mit dem kleinen Häuschen ein, das mir trotz des Alters gut gefallen hatte. In Gedanken versetzte ich das Häuschen nach Zürich, die Stauden rodete ich aus und pflanzte an ihrer Stelle Beeren und viele, viele Blumen. Auch für ein Ruheplätzchen sorgte ich und liess alles freundlich und wohnlich einrichten; vor meinem geistigen Auge erstand das Häuschen mit einem Gärtchen, wie es schon längst mein Traum gewesen. Schwestern und Schwager neckten mich wegen meiner Nachdenklichkeit und ich erzählte ihnen, was ich mir soeben ausgedenkt hatte. Da lachten sie herzlich über die zukünftige

Gutsbesitzerin, die aus einem Staudenrain, der ihr gar nicht gehört, einen Garten machen will und samt dem Häuschen, das ihr auch nicht gehört, aus dem Aargau nach Zürich versetzt. «Lacht nur», sagte ich, «ich bringe es doch noch zu einem Häuschen mit Gärtchen.»

Später besuchte auch die jüngste Schwester unsern Heimatort und erzählte nachher, dass unser Geburtshäuschen neu instand gesetzt und nun das hübscheste Haus des ganzen Dorfes sei.

Frisch gewagt

Gegen Ende des Jahres 1907 erhielt ich noch einige Zeitungen und andere ständige Arbeiten zum Druck, für die mein Schriftenmaterial nicht ausreichte. Der Gedanke an eine Setzmaschine, der mich seit dem Druck des Steuerregisters nicht mehr verlassen hatte, drängte zur nähern Prüfung. Ich hatte von der Leistungsfähigkeit der amerikanischen Setzmaschine Linotype viel gelesen und gehört, aber des hohen Preises wegen schien mir deren Anschaffung unerreichbar. Ich glaube, meine Gedanken an die Maschine waren so kraftvoll, dass sie sich auf den Vertreter der Linotype übertrugen; denn eines Tages stand Herr Fallert aus Bern in meinem Bureau und lud mich zur Besichtigung einer im Betriebe stehenden Maschine ein, deren es damals in Zürich noch wenige gab. Nun stand ich vor dem Wunderwerk, bestaunte seine genaue und rasche Arbeit und trennte mich nur schweren Herzens davon. Vor der Druckerei befragte mich Herr Fallert, wie mir die Maschine gefallen habe, und ich antwortete mit einem tiefen Atemzuge: «Schön ist sie, fein.» Aber zwanzigtausend Franken – da half alle Bewunderung nichts. Herr Fallert bemerkte meine Niedergeschlagenheit und meinte gemütlich: «Mit einem Herrn würde ich bei einem Glase Wein das weitere besprechen; das geht aber ebenso gut bei einer Tasse Tee, zu der ich Sie einlade.» Bald sassen wir in einem stillen Teewinkel, jedes ein Blatt Papier vor sich und rechneten, ob bei den gegenwärtigen Aufträgen eine Setzmaschine voll beschäftigt wäre und wie die Zahlungsbedingungen zu stellen seien, ohne für mich drückend zu werden. Herr Fallert kam mir darin sehr entgegen, und ich ging leichtern Schrittes nach Hause. In der Nacht schlief ich sehr unruhig; ständig rasselten die Matrizen der Maschine vor meinen Augen herunter und zwischenhinein tönte wie ein eherner Schlag: Zwanzigtausend Franken! Schweissgebadet erwachte ich am frühen Morgen, überlegte hin und her, berechnete, verwarf und berechnete wieder und kam zu keinem andern Ergebnis, als dass die Setzmaschine für meinen Betrieb, trotz des hohen Preises, das Vorteilhafteste wäre.

Hatte ich eine Sache, die mir gut erschien, nach allen Seiten erwogen, drängte es mich, sie auch durchzuführen. Ich war in meinen Entschlüssen meistens schnell, manchmal vielleicht zu schnell, und doch zeigte es sich immer wieder, dass die schnelle Entschlussfassung mir mehr Nutzen als

Nachteile brachte. So traf mich Herr Fallert am Vormittag schon zum Kaufe entschlossen.

Die Freude meiner Söhne an der Setzmaschine war gross. Simi telephonierte von Ragaz aus, wo er in einer Buchdruckerei in der Lehre war, voller Begeisterung, und Hans schrieb freudig überrascht aus Italien, er komme aus dem Staunen nicht heraus. Auch andernorts verursachte die Neuanschaffung Aufsehen. Der Direktor einer deutschen Maschinenfabrik gratulierte mir bei seinem Besuche zu der Geschäftsentwicklung und erzählte lachend, dass mein Kauf in Fachkreisen grosses Erstaunen hervorgerufen habe. Es wurde behauptet, ich hätte gar nicht genügend Arbeit für die Linotype, mein Vorgehen grenze schon mehr an Grössenwahn. Die Maschine war aber von der ersten Stunde an voll beschäftigt. Ich ahnte damals nicht, dass ich mit Anschaffung der Setzmaschine den Grundstein für den spätern Erfolg meines Geschäftes legte.

Kranken- und Unfallversicherung

An Ostern 1908 fand in Biel der Schweiz. Arbeitertag statt, an dem über 300 000 Mitglieder des Schweiz. Arbeiterbundes durch 297 Delegierte vertreten waren, um zum letztenmal vor der Abstimmung zum Kranken- und Unfallgesetz Stellung zu nehmen. Im Entwurf von Nationalrat Forrer waren die Frauen den Männern gleichgestellt; sie sollten mit gleichen Rechten und Pflichten wie die Männer in die Krankenkassen aufgenommen werden. Zur Durchberatung des Gesetzes wurde vom Bundesrat eine nationalrätliche Kommission eingesetzt, bei der viele Krankenkassen gegen die Aufnahme weiblicher Mitglieder Einspruch erhoben. Von Verbands-, Berufs- und Betriebskrankenkassen, die nur ein Geschlecht in sich schliessen, war dies zu verstehen; aber auch die freien Krankenkassen weigerten sich, Frauen aufzunehmen, da sie die Kassen zu sehr belasteten. Die beratende Kommission sah sich genötigt, die Rechte der Frauen preiszugeben, um das Gesetz bei der Abstimmung nicht zu gefährden. In den Übergangsbestimmungen legte die Kommission fest, dass Berufs- und Betriebskrankenkassen von der Aufnahme weiblicher Mitglieder entbunden seien. Bestehen an einem Orte mehrere freie Krankenkassen, von denen keine weibliche Mitglieder aufnehmen will, kann der Bundesrat eine der Kassen dazu verpflichten. Wirklich ein erhebender Gedanke, als unwillkommenes Mitglied einer Kasse zugeteilt zu werden! Was nützt den Frauen der schöne Passus im Gesetz, der das Wochenbett als Krankheit vorsieht, wenn die Aufnahme der Frauen in die Krankenkassen derart beschränkt ist. Eine solche Zurücksetzung wäre niemals möglich gewesen, wenn wir Frauen über das Gesetz, das auch unser Wohlergehen in sich schloss, hätten mitstimmen können.

Nun galt es, sich für die Rechte der Frauen zu wehren. Seit der Gründung des Schweiz. Arbeiterinnenverbandes war ich tätiges Mitglied, und seit zwölf Jahren gehörte ich dem Bundesvorstand des Schweiz. Arbeiterbundes an. Nachdem Ständerat Scherrer, Mitglied der Beratungskommission, über die Änderungen des Gesetzes gesprochen hatte, erhielt ich das Wort und führte aus: «Wenn die Kassen durch die Frau zu stark belastet werden sollten, so ist dies eine Folge der Arbeitsüberbürdung, der sie als Erwerbsarbeiterin, Hausfrau und Mutter ausgesetzt ist. Wie mir von kompetenter Seite versichert wurde, sind die Frauen weniger oft krank als die Männer; dagegen brauchen ihre geschwächten Organe nach einer Krankheit längere Zeit zur Wiederherstellung. Erkrankt der Mann, wird die Frau seine Pflege, Haushalt und Kinder besorgen und vielfach noch durch Heimarbeit etwas verdienen können, damit die Familie mit dem Krankengeld auskommt. Ist aber die Frau krank, fehlen nicht nur ihr Verdienst und das Krankengeld, es fehlt auch die Arbeitskraft im Hause. Sie muss durch eine bezahlte Hilfe ersetzt werden, und bis zu ihrer Genesung steckt die Familie in Schulden, sofern nicht Ersparnes vorhanden ist. Hat also der Mann nicht das gleiche Interesse an der Versicherung der Frau wie für sich selbst?» Das sahen die Delegierten ein und nahmen meinen Antrag mit dem Zusatzantrag von Genossin Anny Isler einstimmig an:

Der leitende Ausschuss wird beauftragt, bei der nationalrätlichen Kommission darum einzukommen, dass für die Frauen die einseitigen und einschränkenden Übergangsbestimmungen beseitigt werden. Einzig die Berufs- und Betriebskassen, die nur ein Geschlecht in sich schliessen, sind von der Aufnahme des andern Geschlechts befreit.

Es hat dann auch die nationalrätliche Kommission den Antrag im Sinne des Schweiz. Arbeitertages abgeändert und überdies bestimmt, dass den Wöchnerinnen, die ihr Kind über die Dauer der Unterstützung hinaus weitere vier Wochen stillen, ein Stillgeld von mindestens zwanzig Franken durch die Krankenkassen auszurichten ist.

Mit meinen Ausführungen hatte ich den Männern klar vor Augen geführt, dass es auch den Frauen nicht am nötigen Verständnis für Gesetzesvorlagen fehlt. Sie haben den Wert unserer Mitarbeit anerkannt und gewürdigt; ich wurde bei der Ersatzwahl eines Mitgliedes in den leitenden Ausschuss des vom Bunde finanzierten schweizerischen Arbeitersekretariats gewählt.

«In freien Stunden»

Gründung und Entwicklung

Mein langjähriges Sorgenkind, der «Zürcher Anzeiger», hatte vor Jahresfrist den Besitzer gewechselt. Der neue Redaktor stand in starkem Gegensatz zu unsrer Weltanschauung, was auch in der Zeitung zum

Ausdruck kam. Dadurch wurde der Leserkreis immer kleiner und schliesslich verkaufte der Besitzer den Rest der Abonnements an einen andern Verlag. So verlor ich unerwartet die Hauptarbeit der Setzmaschine, die ich beim Kauf derselben als das Wichtigste in Erwägung zog. Und nun, schon nach so kurzer Zeit dieser schwere Verlust. Das war ein harter Schlag für mich, der mich fast zur Verzweiflung trieb. Tag und Nacht studierte ich nach, wie und wo ein Ersatz für den verlorenen Druckauftrag des «Zürcher Anzeigers» zu finden wäre, aber es zeigte sich nichts. Die vertraglichen vierteljährlichen Abzahlungen für die Setzmaschine mussten eingehalten werden. Wenn dies nicht möglich gewesen wäre, hätte dies den Verlust der Setzmaschine, auf die ich so grosse Hoffnungen gesetzt hatte, herbeigeführt. Nächtelang sann ich auf einen Ausweg, und während des Sinnens bekam ein alter Gedanke wieder Leben. Seit einigen Jahrzehnten wurde die Schweiz von ausländischer Schundliteratur überschwemmt, die Herz und Geist bei gross und klein vergiftete. Solche Geistesnahrung ist ein Krebsübel am Volkswohl, und mein Mann und ich hatten manchmal darüber beraten, wie diese Ursache der Volksverdummung, der grosse Feind sozialistischer Entwicklung, am besten zu bekämpfen wäre. Als einziges Mittel schien uns ein gediegenes, billiges Familienblatt in Frage zu kommen, das Eltern und Kindern Unterhaltung und geistige Anregung bot. An die Herausgabe eines solchen durften wir damals nicht denken, da wir unsere finanziellen Mittel zum Ausbau und zur Propaganda des «Zürcher Anzeigers» benötigten.

Seit der «Zürcher Anzeiger» mir genommen wurde, beschäftigte das Familienblatt mein Denken und Planen Tag und Nacht. Dass ideelle Werte allein nicht genügten, hatte ich reichlich erfahren. Es musste deshalb den Lesern durch die Zeitschrift ein bedeutender, sichtbarer Vorteil geboten werden, wofür ich eine weitgehende, kostenlose Unfallversicherung beider Ehegatten vorgesehen hatte. Ich hoffte, dass die Fürsorglichkeit unserer Bevölkerung einer Zeitschrift, die so Wertvolles bot, Tür und Herz öffnen werde. Ich stand zwar finanziell noch auf schwachen Füßen und war mir der Schwierigkeiten einer Neugründung bewusst. Also vertraute ich meinem guten Stern, der mich bisher nie ganz verlassen hatte, gründete die im Geiste längst geplante Familienzeitschrift und taufte sie «In freien Stunden». Hoffnungsfreude und Selbstvertrauen hatten mir zu dem raschen Entschlusse geholfen.

Feierlich war mir zu Mute, als ich die erste Nummer der Zeitschrift mit blauem Umschlag in den Händen hielt. Segenswünsche, wie sie eine Mutter ihren Kindern nicht heisser und inniger auf den Weg geben kann, begleiteten «In freien Stunden» auf ihrem ersten Fluge. Wie oft tauchte die bange Frage auf: «Werde ich die Zeitschrift halten können? Wird sie ihr weitgestecktes Ziel erreichen?» Meine hochfliegenden Pläne, die Schundliteratur in kurzer Zeit zu verdrängen, haben manchen Stoss erlitten. Von Zeit zu Zeit verlangten Abonnenten ihre angewöhnten Schundromane

in der Zeitschrift veröffentlicht; es sei «langweiliger Plunder», den sie enthalte und nichts Rechtes. Andere wünschten Indianer- und Räubergeschichten aus dem wilden Westen mit haarsträubenden Erlebnissen, wenn auch prächtig erlogen. Da hielt ich Umfrage bei einer Anzahl Abonnenten verschiedener Stände und Gegenden und hoffte, aus den Antworten einen Weg zu finden, um den Lesern auf die eine oder andere Art das «blaue Heftli» lieb und unentbehrlich zu machen. Die Mehrzahl der Leser erklärte, dass sie und ihre Frauen abends rechtschaffen müde von der Arbeit heimkämen; da wären ihnen schöne und doch spannende Romane und Erzählungen, die für sie Unterhaltung und Belehrung zugleich bedeuteten, schon recht, nur dürften sie nicht verworren und nicht zu hoch geschraubt sein. Für Schund seien sie nicht zu haben.

Bei einem Ausflug vernahm ich unvermutet die Ansicht einer Bauernfrau. Es war Sonntag; sie sass mit ihren Töchtern vor dem Hause, neben sich einen Stoss «In freien Stunden» und jede von ihnen las eine Nummer der Zeitschrift. Um einen Anknüpfungspunkt zu haben, redete ich sie an und bat um ein Glas Wasser. «Gefällt Ihnen das «blaue Heftli»?», fragte ich. Die Frau entgegnete: «Wohl, wohl. Es bringt schöne Erzählungen und viele gute und wertvolle Ratschläge. Wir Bauern finden wenig Zeit zum Lesen, da haben wir gerne alles beisammen. Aber die Romane, wissen Sie, die Romane!» Ich erschrak; denn ich befürchtete wieder das Verlangen nach Schund. Auf meine unsichere Frage, was ihr daran nicht gefalle, erwiderte sie: «Der laufende Roman spielt auf dem Lande. Wenn man so einsam auf seinem Hofe lebt, wo es selten eine Abwechslung gibt, will man gerne sehen, wie es in andern Kreisen zu- und hergeht, wie vornehme und hohe Leute leben und handeln; denn das Landleben und seine Verhältnisse kennen wir zur Genüge. In einen solchen Roman würde ich mich so vertiefen, dass ich meine Umgebung völlig vergässe. Und meine Töchter, wissen Sie, die haben gerne rechte Liebesromane, in denen die Liebenden sich finden; aber auch ich lese sie noch gerne.» Um eine Erkenntnis reicher verabschiedete ich mich von den Bäuerinnen. Ich suchte nun, den empfangenen Ratschlägen folgend, den verschiedenen Wünschen der Leser gerecht zu werden. Sie erhielten von den Liebesromanen das beste, was für Zeitungsromane zu erhalten war; die wirklich gute Geistesnahrung wurde sozusagen löffelweise in kleinen, lebenswahren Erzählungen gegeben und der Erfolg blieb nicht aus. Die Leser gewannen mit der Zeit Freude an gediegener Literatur und reklamierten sogar, wenn ein Roman oder eine Erzählung hätte besser sein können. Das war jedesmal eine grosse Freude für mich. Ich rechnete hauptsächlich mit der Jugend, die, einmal an gute Literatur gewöhnt, schlechten Lesestoff einfach ablehnen würde.

In den elf Jahren seit dem Tode meines Mannes, in denen ich mich allein durchgerungen und durchgekämpft hatte, war es mir gelungen, das Vertrauen der Lieferanten zu erwerben. Mit dem Verlust des «Zürcher

Anzeigers» als Druckauftrag ging mir die grösste regelmässige Einnahmequelle verloren. Dagegen entstanden durch die neue Zeitschrift grosse Kosten, nicht allein für die Herstellung, sondern auch für die Abonnentenwerbung durch Reisende. Wohl mehrte sich die Zahl der Leser, die Auflage nahm erfreulich zu, verlangte aber bedeutend grössere Mittel, und meine finanzielle Lage wurde mit dem Anwachsen von «In freien Stunden» immer schwieriger. Ich vermochte meinen Verpflichtungen nicht mehr nachzukommen; die Gläubiger wurden stutzig, misstrauisch und ungeduldig. Mahnungen, Drohungen, Zahlungsbefehle und Konkursandrohungen prasselten so auf mich hernieder, dass ich mich ihrer nicht zu erwehren wusste. In weiter Ferne sah ich das Licht des Erfolges glänzen, aber ein langer, mühseliger Weg über Felsen und Schründe führte dorthin. Ob ich wohl je an das Ziel gelangen werde? Das fragte ich mich täglich und wehrte mich verzweifelt. Das Jahr 1908 war für mich wirtschaftlich das schwerste aller Jahre.

Ein junger, im Hause wohnender Rechtsanwalt, Herr Dr. Emil Huber, half mir mehrmals aus tiefster Bedrängnis und es gelang mir, ihn für die Zeitschrift zu interessieren und schliesslich als Associé zu gewinnen. Redaktion und Administration der neuen Zeitung und die vermehrte Arbeit in der Druckerei vermochte ich, trotz unbegrenzter Arbeitszeit, nicht länger allein zu bewältigen. Im Schwager von Dr. Huber, Herrn Ernst Meier, war der Zeitschrift ein vorzüglicher Mitarbeiter erwachsen, der den Verlag mit grosser Umsicht leitete und dem Dr. Huber mit seinen reichen Erfahrungen im Unfallwesen zur Seite stand. Nach und nach wurden die Anfragen der Abonnenten über alle erdenklichen Anliegen so zahlreich, dass eine besondere Briefkastenredaktion notwendig wurde; in Frau Anny Walter gewannen wir eine verständnisvolle Briefkastentante. Wir waren alle gemeinsam darauf bedacht, den Abonnenten in jeder Beziehung das Beste zu bieten. Mit dem Anwachsen der Auflage konnten jeweils auch die Versicherungsbedingungen verbessert, die Entschädigungssummen erhöht werden. Auf wiederholte Anfragen aus der welschen Schweiz entschlossen wir uns zur Herausgabe einer gleichartigen Zeitschrift in französischer Sprache, der «Lectures du foyer». In Mme Demiéville erhielt die Zeitschrift eine tüchtige Redaktorin und erfreute sich bald eines ausgedehnten Leserkreises.

Mein Sohn Hans, der sich mehrere Jahre in verschiedenen Ländern beruflich ausgebildet hatte, schrieb mir ausführlich über alles, das sein Interesse gefunden und was er Schönes gesehen hatte. Ich erhielt oft recht umfangreiche Briefe, aus denen ich zu meiner Freude sah, dass er mit offenen Augen durch die Welt ging. Er kehrte auf meinen Wunsch aus Italien zurück, übernahm die Leitung des Druckereibetriebes und trat etwas später als Teilhaber in die Firma ein. Nun begann für mich eine ruhigere Zeit, und ich konnte mich mehr als bisher der Redaktion widmen.

Im November 1909, am Hochzeitstage Dr. Hubers, verlobte sich mein Sohn Hans mit dessen Schwester Marie, die in unserm Verlagsbureau tätig war, und anderthalb Jahre später wurden sie getraut.

Mit Beginn des Jahres 1911 wurde mein jüngster Sohn volljährig, und sein Vormund teilte mir mit, dass er gleichzeitig auch die Vormundschaft für meinen kranken Sohn Conrad, die ihm Dr. Forrer bei seiner Wahl als Bundesrat übertragen hatte, aufzugeben wünsche. Ich war Herrn Friedensrichter Sidler herzlich dankbar für die Vormundschaft über meine Söhne; sie war ohne die kleinste Reibung abgelaufen. Alle zwei Jahre, wenn der Waisenbehörde der Vormundschaftsbericht eingereicht werden musste, fragte er telephonisch an, wie es meinen Söhnen gehe, und entschuldigte sich jedesmal, dass er sich nicht mehr um seine Mündel bekümmere; aber er wisse ja, wie gut ich für sie Sorge. Auch um Conrad brauchte er sich nie zu bemühen; ich sorgte für ihn und brachte ihn je nach seinem Zustand in entsprechenden Anstalten unter. Als es mit ihm besser wurde, holte ich ihn heim und behielt ihn solange es möglich war. Wurde in einer wichtigen Angelegenheit die Unterschrift des Vormundes verlangt, sandte ich ihm das betreffende Schriftstück zu, das er ohne weiteres unterzeichnete. Als ich Herrn Sidler erklärte, dass ich die Vormundschaft Conrads übernehmen wolle, sah er mich gross an und sagte knurrig: «Sie, Vormund? – Das geht doch nicht!» Diese Antwort überraschte mich; denn er war sonst immer sehr verständig, wenn auch noch von altem Schrot und Korn. Ich durfte wohl für meine Söhne bis zu ihrer Mündigkeit arbeiten, für sie sorgen und sie zu ordentlichen Menschen erziehen. Ja, sogar den Vormundschaftsbericht musste ich selbst schreiben und diesen dem Vormund zur Unterzeichnung zustellen. Dass aber eine Mutter, die allein für ihre Kinder sorgt, auch als deren Vormund rechtlich anerkannt werde, das schien ihm zu viel verlangt, und er übertrug das Amt meinem Sohne Hans.

Wenn ich bei meinen Vorträgen den Arbeiterinnen die Segnung des freien Samstagnachmittags schilderte, peinigte mich der Gedanke, dass ich ihn in meinem Geschäfte noch nicht hatte einführen können. Aber dieses stand damals noch auf so schwachen, wackligen Füßen und der Konkurrenzkampf war so hart, dass ich noch längere Zeit nicht an die Freigabe denken durfte. Endlich im Jahr 1911, ich war den drückendsten finanziellen Sorgen enthoben, schenkten wir als erste Privatdruckerei unserm gesamten Personal den freien Samstagnachmittag. Meine Freude war gross, dass es mir endlich vergönnt war, eines meiner Ideale im eigenen Geschäfte zu verwirklichen.

Seit meinem 21. Jahre war ich nie mehr krank gewesen, aber jetzt mit fünfzig Jahren begannen meine Nerven zu versagen. Bei einem Kuraufenthalt in Braunwald fühlte ich mich nach einem kleinen Spaziergang besonders elend, und man befürchtete, dass mein Herz für den Aufenthalt in der Höhe zu schwach sei. Daraufhin zog ich den Arzt des

Sanatoriums zu Rate. Nach gründlicher Untersuchung erklärte er, dass meine sämtlichen Organe gesund, die Nerven dagegen so geschwächt seien, dass es nur eines gebe: zu faulenzten, wie man nur faulenzten könne. Kein Buch, keine Handarbeit, keine Spaziergänge, wenig reden, stets im Freien liegen. Da es in Braunwald schon früh im Herbst zu schneien begann, riet mir der Kurarzt, mich für einige Monate in den Tessin zu begeben; ein längerer Kuraufenthalt sei unbedingt notwendig. Ich lachte zu Hause über den Rat des Arztes, der glaubte, ich vermöchte wie eine reiche Engländerin im Sommer in die Berge und im Winter in den Süden zu reisen – und blieb zu Hause. Dr. Oeri behielt aber doch recht; meine ganze Willenskraft vermochte die Nerven nicht zu meistern, und ich musste mich noch einige Jahre in langen Kuren fügen. In den Jahren schweren Ringens befürchteten meine Angehörigen stets, dass meine Kräfte nicht aushalten möchten, bis die finanziellen Schwierigkeiten überwunden seien. Ich beschwichtigte sie: «Habt keine Angst, ich werde nicht krank, bis ich es vermag.» Über meinen Ausspruch wurde mancher Spass gemacht. Aber meine Gesundheit hielt sich, bis das Geschäft die schwersten Zeiten überwunden hatte und mein Sohn Hans den Betrieb zu leiten vermochte. Da erst kam der Rückschlag, das Versagen der Nerven, von denen ich geglaubt hatte, ein fester Wille werde die «Modekrankheit» schon überwinden. Es zeigte sich jedoch, dass so viel angewandte Tatkraft einmal zur Erschöpfung führen musste. Die nervösen Störungen begannen in den Fersen; da fing es an zu krabbeln, stieg langsam gegen den Rücken hinauf und setzte sich im Hinterkopfe fest. Konnte ich mich nicht sofort hinlegen, war ich für eine Weile erledigt. Ich wagte kaum mehr auszugehen aus Angst, das unheimliche Krabbelgefühl könnte mich unterwegs überraschen und ich bewusstlos hinfallen.

Im Arbeiterinnenverein wurde es nicht verstanden, dass ich nicht mehr an jeder Versammlung teilnahm und dass ich sogar der Kuren wegen monatelang wegbleiben musste. Von den früheren Mitgliedern war nur noch ein kleines Trüppchen vorhanden und von den neuen glaubten viele, dass die Arbeiterinnenbewegung erst mit ihnen erstanden sei. Etwas Merkwürdiges erlebte ich mit dem Tage, an dem die private Volksrecht Druckerei als Genossenschaftsunternehmen an die sozialdemokratische Partei übergang. Von diesem Zeitpunkt an wurde ich im Arbeiterinnenverein nur noch als Unternehmerin betrachtet. Während drei Jahrzehnten hatte ich selbstlos für die Aufklärung der Arbeiterin und die Verbesserung ihres Loses gewirkt, und nun brachten sie mir auf einmal Misstrauen entgegen. War ich in einer Versammlung anderer Meinung oder stellte ich einen eigenen Antrag, wurde ziemlich hörbar von «Unternehmerstandpunkt» gemunkelt. Vor meiner Erkrankung hätte ich den Kampf mit den Genossinnen frischfröhlich aufgenommen; aber mit meinen schwachen, überempfindlichen Nerven ging das nicht. Ich darf schon sagen, dass es manchmal recht schwer war, Parteimitglied und

gleichzeitig Unternehmerin zu sein. Das musste ich oft genug bei Erörterungen mit Andersdenkenden erfahren; und anders dachten zum grössten Teil die Leute, mit denen ich im Geschäftsverkehr stand. Die Genossinnen begriffen nicht, dass es etwas ganz anderes ist, inmitten Gleichgesinnter, die von gleichen Interessen beseelt, diese zu erörtern und gemeinsam für sie einzutreten, als im geschäftlichen Verkehr mit dem Gegner seine Überzeugung zu verfechten und aufrechtzuhalten.

Durch die langen, auswärtigen Erholungskuren lockerten sich meine Beziehungen zum Arbeiterinnenverein, und einige Jahre später wurden die Arbeiterinnenvereine aufgelöst und die Mitglieder den Gewerkschaften oder der sozialdemokratischen Partei zugewiesen.

In meinem Sohne Hans, der sich schon früh in der Partei betätigte, hatte sie reichlich Ersatz erhalten. Die gleichen warmen Gefühle, welche die Eltern den Unterdrückten und Enterbten entgegengebracht hatten, zogen auch die Söhne zu ihnen hin. Freudig kehrte mein Ältester einst nach einem Vortrag von Stäfa zurück und erzählte, dass der Präsident bei Eröffnung der Versammlung bekanntgegeben habe, dass in diesem Saale schon Papa Conzett zu ihnen gesprochen, nach Jahren Mama Conzett und heute werde ihnen die Freude zuteil, den Sohn Hans Conzett zu hören.

Eine herzliche Freude bereitete es mir immer, wenn ein Genosse oder eine Genossin nach einem Vortrag im Appenzellerland erzählte, wie mich die dortigen Plattstichweber und Sticker noch in freundlicher Erinnerung hätten. Auch ich dachte mit Freuden an die muntern, gemütlichen Appenzellermannli und -fraueli und dankbaren Zuhörer; die Vorträge bei ihnen zählen zu den liebsten Erinnerungen meiner Vortragszeit.

Im August 1912 wurde meinem Sohne Hans das erste Kind geboren, das nach seinem Grossvater Conrad genannt wurde. Als ich meinen Enkel im Arme hielt, sein zartes, rosiges Gesichtchen an meine Wangen drückte, stieg ein seliges Glücksgefühl in mir auf, wie vor 26 Jahren, als mir um die gleiche Zeit sein Vater als erstes Bübchen in den Arm gelegt worden war. Ich küsste ihm meine innigsten Wünsche für seine körperliche und geistige Entwicklung auf die weichen Bäcklein. Wie bedauerte ich, das Kindchen nicht länger betreuen zu dürfen; aber ich musste wieder einmal kuren – Höhenluft verordnete der Arzt – und ging mit Schwester Albertine ins Engadin.

Der internationale Friedenskongress

Vom 17. bis 24. November 1912 fand in Basel der grosse internationale Friedenskongress der Sozialisten statt. Aus allen Ländern Europas trafen die Vertrauensleute der Arbeiterschaft ein, um mit entschlossenem Willen sich jenen Mächten entgegenzustellen, die aus eitler Machtgier versuchten, den Krieg zu entfesseln. Der Verhandlungssaal in Kleinbasel, in dem sich 500 Delegierte versammelten, bot mit seinen hübschen Dekorationen aus

rotem Tuch und Buchszweigen ein stimmungsvolles Bild; die Kantonswappen ringsum an den Wänden waren von Palmzweigen eingerahmt. Rechts und links der Bühne hingen rote Fahnen; von der Bühne selbst grüssten die Wahlsprüche: «Proletarier aller Länder, vereinigt Euch!» und «Krieg dem Kriege!» Stürmisch wurde das Erscheinen Bebels, Viktor Adlers, Jaurès, Keir Hardies und all der alten sozialistischen Führer begrüsst, die ihr Leben lang für das Proletariat gekämpft und gelitten hatten. Wuchtig durchbrauste darauf die Internationale den Saal.

Die Basler Regierung hatte für den Kongress ihren schönsten und würdigsten Raum, das Münster, zur Verfügung gestellt, und bezeugte durch ihre Anwesenheit ihre Sympathie.

Aus der badischen und elsässischen Nachbarschaft und aus der übrigen Schweiz hatten sich für den Sonntag zahlreiche Arbeitervereine eingefunden, um am Demonstrationzug teilzunehmen. Um zwei Uhr versammelten sich die Teilnehmer auf dem Kasernenplatz, und gegen drei Uhr setzte sich der gewaltige Zug, er mochte etwa 20 000 Menschen zählen, in Bewegung, um zusammen mit den Delegierten unter Glockengeläute ins Münster zu ziehen. Es war eine wuchtige Prozession und alle Teilnehmer von dem einen grossen Gedanken durchdrungen: Friede auf Erden! Der mächtige Innenraum des Münsters mit den uralten Glasmalereien war durch ein Meer von Lichtern, die ringsum am hohen Kranzgesimse angebracht waren, zauberhaft schön beleuchtet. Unter den feierlichen Klängen der Orgel zog der Zug mit den Delegierten und Fahnen an der Spitze ins Münster ein. Bald war das dunkle Schiff bis auf das letzte Plätzchen gefüllt und auf dem Platz vor der Kirche gruppierten sich etwa 10 000 Menschen um vier Tribünen, von denen die bekanntesten Redner aller Länder zur Menge sprachen. Alle betonten die Abscheu gegen den Völkermord und die kapitalistische Kriegshetze. Der grosse Beifall, der den Rednern gesendet wurde, tönte bis in die Stille der Kirche hinein. Regierungspräsident Dr. Blocher begrüsst die Anwesenden im Namen der Basler Behörde, die ihre Sympathie für die grosse, heilige Sache des Völkerfriedens am besten dadurch bekundet habe, dass sie der Tagung das Münster überliess.

Als erster Redner betrat Keir Hardie (London) die Kanzel, dessen ausdrucksvoller Kopf von schneeweissem Haar und Bart umrahmt war. Er teilte mit, dass der Kongress 15 Millionen sozialdemokratische Wähler vertrete, die von der gleichen heiligen Mission beseelt und im Geiste mit uns seien. Er hoffe, dass die grosse internationale Arbeiterbewegung alle Mächte der Unterdrückung und Finsternis noch bei Lebzeiten dieser Generation vernichten und die Menschheit zur höchsten Herrin erheben werde.

Dr. Viktor Adler (Wien), der mit leidenschaftlichen Worten die Willkürherrschaft der Machthaber geisselte, sprach tiefergriffen von der Tatsache, dass dem Kongress eine christliche Kirche geöffnet wurde von

Menschen, für die offenbar das Wort «Nächstenliebe», das Wort «Friede auf Erden» noch Bedeutung habe. Österreich-Ungarn bestehe aus zwölf Völkern, jedes benötige Schulen, Spitäler, weitgehende Fürsorge für alt und jung – alles, alles – nur keinen Krieg. Zum Schluss ertönten die prophetischen Worte: «Sicher ist, dass auch ein siegreicher Krieg für das Staatsgefüge Österreichs keinen Gewinn, sondern Anfang vom Ende bedeuten würde.»

Jaurès (Paris), eine untersetzte Gestalt mit dem breiten, blonden Kopf eines Germanen, hatte etwas Gewalttames in seinem Auftreten. Die Feierlichkeit und Leidenschaftlichkeit, das Steigen und Fallen seines Tones zog die Menge in seinen Bann. Mit atemloser Stille folgte sie seinen Worten und liess den Wohlklang seiner Stimme auf sich wirken. Zum Schlusse führte er aus: «Beinahe fünf Jahrhunderte sind verflossen, seit hier im Münster ein grosser kirchlicher Kongress, das Konzilium zu Basel, tagte. Aber welcher Gegensatz zur heutigen Tagung! Dort herrschte im eigenen Lager Spaltung, die trotz jahrelanger Beratung nicht zu beseitigen war. Bei uns dagegen herrscht die Einigkeit des Herzens, die Einigkeit des Gedankens und die Einigkeit der Tat. Hier sind wir und werden dieses Gebäude nicht verlassen, ohne den festen Entschluss, überall unsere Kräfte für den Frieden und die Zivilisation geltend zu machen. Ich erinnere das Proletariat an die Worte eines deutschen Kämpfers: «Wir ziehen nicht gegen unsere Brüder; wir kämpfen nicht gegen sie. Sollte es zum Kampfe kommen, dann Krieg den andern, dann die Revolution!»

Es war für die Delegierten, zu denen auch ich mich zählen durfte, ein überwältigendes Gefühl, an einem Stück Weltgeschichte mitarbeiten zu dürfen, das Millionen von Menschen den Frieden sichern sollte. Ich war begeistert von dem grossen Friedensgedanken und überzeugt, dass in Zukunft ein Krieg zu den Unmöglichkeiten gehöre – zwei Jahre später startete ganz Europa in Waffen. Wie schnell hatte sich die Prophezeiung Dr. Adlers erfüllt. Nach dem vierjährigen Weltkrieg blieb von dem aus 12 Völkern bestehenden Österreich nur noch das alte Österreich übrig, die andern 11 Völker sind zu selbständigen Staaten geworden.

Welch furchtbare Enttäuschung wäre für die beiden alten Vorkämpfer der Internationale, Bebel und Jaurès, wie für alle alten Kämpfer der Zusammenbruch der sozialistischen Internationale gewesen. Bebel erlebte glücklicherweise den Kriegsausbruch nicht mehr, und Jaurès wurde am Vorabend der Kriegserklärung ermordet. Er war das erste Opfer des unseligen Weltkrieges.

Erholungskuren

Zum vierten Male führte mich die Eisenbahn im Frühjahr 1913 ins Land der Sonne, unsern Tessin, und wieder war Novaggio mein Reiseziel. Als ich dem Postwagen entstieg, schlugen gerade die Glocken im Kirchturm an

und ihr Gebimmel erschien mir wie ein heimeliges Willkomm. Die Dorfstrasse entlang schreitend, hörte ich ein wohlbekanntes «Signora, Signora» rufen. Schnell kehrte ich um und kaufte im nächsten Laden eine Düte Süßigkeiten. Als ich bei den von Steinmauern umgebenen Gärten anlangte, schossen die Kinder wie Eidechsen aus dem alten Gemäuer und boten mir mit ihren braunen, schmutzigen Händchen die dunkelblauen Köpfe der Schwertlilien freudig zum Grusse dar. Ich nahm die armen Blumenköpfe in Empfang, nach allen Seiten freundlich dankend. Erwartungsvoll sahen die Gesichtlein zu mir auf; da zog ich meine Düte hervor und nun ging ein Zwitschern und Jubilieren los, als ob die Bäume voll gefiederter Gäste wären.

Die kleinen Schleckmäulchen begleiteten mich bis zum Gartentor der Pension «Beau-Séjour», die am Ende des Dorfes auf einer Anhöhe inmitten herrlicher Parkanlagen liegt. Ich wurde als alter Gast mit herzlicher Freude empfangen.

Novaggio ist der schönste Ort im Malcantone, wie das Tal der Magliasina genannt wird. Ein sonniger Höhenrücken zieht sich vom Luganersee gegen den Querriegel des Monte Ceneri hinauf; auf ihm liegen die stattlichen Dörfer wie hineingewürfelt, und prachtvoll ist die Aussicht von meinem Zimmer in die Berge, den Luganer- und Langensee. Von Novaggio aus erreicht man in fünf bis zehn Minuten die herrlichen Kastanienwälder, die das Dorf umgeben und deren Früchte das Brot der genügsamen Tessinerbevölkerung bilden. Anfang Mai ist der Waldboden mit hochstieligen Alpenrosen oder mit Maiglöcklein übersät, und im Juni, den ich zum erstenmal im Tessin erlebte, sollte ich etwas ganz Eigenartiges zu sehen bekommen.

Es war kurz vor der Heuernte und sehr heiss; ich spazierte nach dem Nachtessen in der kühlen, erquickenden Abendluft. Da sah ich im Grase ein kleines Lichtlein – ein Glühwürmchen. Ich ging ihm nach, um es zu ergreifen. Als ich aufschaute, sah ich leuchtende Pünktchen in der Luft, in Bäumen und Sträuchern; bei zunehmender Dunkelheit wurden ihrer immer mehr und mehr. Es sah aus, als ob sich die Sterne des Himmels der Erde näherten und als Lichtlein durch die Nacht schwebten, flimmernd und schimmernd. Ich stand vor einem Wunder – dem Wunder des Südens. Die Wirtin erklärte mir, dass diese Erdensternlein fliegende Leuchtkäferchen seien. Am folgenden Abend fing ich einige der Tierchen, um sie im Hotel genau zu betrachten. Sie sahen aus wie unsere Stubenfliegen, nur schmaler und länger; der Hinterteil ist der Glühkörper und durch die Bewegung der Flügel entsteht dann das Flimmern. Mit der Heuernte war auch das «Wunder des Südens» zu Ende.

In den ersten Frühlingstagen verlassen die Malcantonesen, wie die meisten Tessiner, ihr sonniges Tal, um während des Sommers in nördlichen oder westlichen Ländern zu arbeiten. In der Fremde erwerben sie sich eine

freihere Weltanschauung, als sie sonst in diesen entlegenen Tälern zu finden ist.

So ist es zu erklären, dass in Novaggio der Platz vor der Kirche nach dem in Spanien hingerichteten Lehrer und Freidenker Francisco Ferrer benannt wurde. Am Schulhaus war eine Gedenktafel mit der Inschrift, dass Ferrers Leib wohl vernichtet worden sei, dass sein Geist aber weiterlebe und in der Schule des Volkes gute Früchte zeitige.

Die Bevölkerung von Novaggio besteht aus Katholiken, Freidenkern und Protestanten, welche letztere wohl eine eigene Kirche, aber kein Geläute haben. Laut Gemeindebeschluss müssen jedoch bei einer Beerdigung die Glocken der katholischen Kirche nicht nur den Katholiken, sondern auch den Reformierten und Ungläubigen geläutet werden.

Die Novaggianer sind fast durchweg künstlerisch begabt und arbeiten in der Fremde grösstenteils als Stukkateure. Kehren sie dann im Herbst heim, bringen sie ein schönes Stück erspartes Geld mit; dafür aber müssen die Frauen während ihrer Abwesenheit übermenschlich arbeiten. Ich sah sie im Frühling das verfaulte Kastanienlaub in schwerbeladenen Rückenkörben als Dünger auf die Felder tragen und diese bearbeiten; sah wie sie im Herbst die ganze Ernte einbrachten. Kastanien, Nüsse, Trauben und Kartoffeln schleppten sie in ihren Körben ins Haus hinein. Das Pfeifchen im Munde, trotteten die heimgekehrten, rüstigen Männer neben ihren schwerbeladenen Frauen her, ohne sich einfallen zu lassen, ihnen die Last abzunehmen. Eines Abends gingen einige Kurgäste hinter den vom Markt heimkehrenden Dorfleuten her; die Frauen trugen wie immer die schweren Körbe auf dem Rücken und die Männer machten es sich bequem, indem sie den leichten Armkorb trugen. Einige der Kurgäste erklärten den Männern, dass eine solche Last für die Frauen zu schwer sei und nahmen diesen die Tragkörbe ab. Sie hofften, die Männer würden sich schämen und die Körbe selbst auf den Rücken nehmen. Es war dies aber nicht der Fall; im Gegenteil, weil die Frauen nun frei waren, gaben sie ihnen sogleich die leichten Armkörbe zu tragen.

So rechtschaffen die Tessiner sonst sind, von ihren alten Bräuchen, die schwerste Arbeit den Frauen aufzubürden und die Vögel zu morden, waren sie nicht abzubringen.

Um den geplagten Frauen Novaggios zu helfen, baute Fräulein Alice Meyer, Besitzerin des grossen prachtvollen Gutes unterhalb des Beau-Séjour, in ihrem Park ein Spital für die Kranken der Gegend und ein Chalet, in dem sie mit einigen Schwestern die Säuglinge und Kleinkinder des Dorfes betreute. Von der Sorge um die Kleinsten befreit, konnten die Frauen ungestört ihrer Arbeit nachgehen und am Abend die Kinder wieder in Empfang nehmen. Damit wurde ihnen ihr schweres Los erleichtert. Der Krieg hat auch diesem, mit grossem Opfersinn geleiteten Werk ein Ende bereitet. Als Fräulein Meyer während des Weltkrieges in Berlin als Oberin das grösste Verwundetenspital leitete, ging infolge der Inflation ihr ganzes

Vermögen verloren. Der Bund kaufte das grosse Gut sowie das Hotel Beau-Séjour und richtete ein Heim für kranke und erholungsbedürftige Wehrmänner ein. Auf der grossen Terrasse des Chalets, wo vor dem Krieg die Kleinen von Novaggio nach der Musik eines mit Seidenpapier bespannten Kammes, den die Oberschwester meisterhaft zu spielen verstand, in ihren «Zoccoli» graziöse Reigen tanzten, liegen jetzt Soldaten in der Sonne und warten auf Genesung.

Endlich wieder daheim! Mir war, ich sei Jahre fort gewesen, nicht nur Wochen. Glücklich ging ich von einem Zimmer ins andere, strich da liebkosend über ein Möbelstück, dort über einen Teppich; alles schien mir viel schöner als vor meinem Weggang, und ich fühlte mich so wohl in meinem Heim, dass ich den Ausspruch tat, keine sieben Pferde brächten mich mehr von zu Hause fort. Sieben Pferde waren es nicht; aber meine Nerven brachten es fertig, dass ich nach einigen Monaten schon wieder den Koffer packen musste.

Im Herbst begann mein Leiden von neuem; da empfahl mich mein Arzt einem bekannten Spezialisten. Dieser stellte die gleiche Krankheit fest wie die andern Ärzte, nur gab er ihr einen andern Namen und verlegte die Kur auf eine andere Jahreszeit. Er nannte meine Nervenschwäche Industriekrankheit, der viele Geschäftsleute anfangs der Fünfzigerjahre verfallen, die übermässig gearbeitet und ständig mit schweren Sorgen gekämpft haben. Das einzige Mittel, den geschwächten Nerven aufzuhelfen und sie zu kräftigen, sei ein Winteraufenthalt in 1400 bis 1800 Meter Höhe; Höhensonne und Schnee hätten überraschend gute Erfolge erzielt. Niedergedrückt kehrte ich heim. Der Gedanke, nach dem langen Frühjahrsaufenthalt im Süden den Winter in der Höhe verbringen zu müssen, quälte mich. Tausende von Arbeitern und Arbeiterinnen haben gesundheitlich auch zu leiden und können sich keine Kuren erlauben. Es brauchte des liebevollen Zuredens meiner Söhne, bis ich mich zu einer Winterkur entschliessen konnte.

Da in Samaden Verwandte wohnten, gedachte ich dorthin zu gehen, damit ich mich bei ihnen heimisch fühle, falls mich das Heimweh packe. Ich bat sie, mir in einem kleinern, netten Familienhotel ein Zimmer für den Winter zu bestellen, reiste anfangs Dezember ins Engadin und fand Hotel und das Zimmer angenehm. Die Mahlzeiten wurden in einer grossen, gut erwärmten Glasveranda eingenommen, von der man einen herrlichen Ausblick auf die Berninagruppe geniesst.

Die Wirtsleute waren liebe, ältere Leute mit einer gottvollen Vergesslichkeit, und der Wirt gab manch gelungenes Stücklein darüber zum besten. Der Grossteil der Gäste hatte die Frau mit ihren frischen, vollen Backen, ihrem schneeweissen, krausen Haar und ihren grossen, klaren Augen ins Herz geschlossen. Wenn sie mit ängstlichen Blicken umhersuchte, wussten wir, dass sie etwas verlegt hatte, und waren sicher, dass sie beim Suchen wieder etwas verlegte. Hatte sie dann glücklich alles

gefunden, strahlten ihre grossen Kinderaugen und gaben dem Gesicht einen so lieben Ausdruck, dass wir uns mit ihr freuen mussten. Den Hotelbetrieb leitete die Tochter, Fräulein Nineli, mit kräftiger Hand und freundlichem Wesen; Mutter und Tochter waren bestrebt, den Gästen den Aufenthalt so angenehm als möglich zu gestalten, so dass kein Heimweh aufzukommen vermochte.

Sobald die Sonne ihre wärmenden Strahlen über den Piz Languard sandte, begab ich mich mit andern Gästen der Höhe zu. Sofern sie nicht Skisport betrieben, huldigten alt und jung dem Schlitteln. Oft setzten wir Bellevue-Gäste oben an der Halde Schlitten an Schlitten in eine Reihe, und auf Kommando ging's in lustiger Fahrt den Berg hinunter. Das Tummeln in der herrlichen Engadinerluft tat mir gut; ich schlief Nacht für Nacht herrlich, während ich seit dem Tode meines Mannes selten vor Morgengrauen den Schlaf gefunden hatte.

Oft gab es Ausflüge auf die umliegenden Höhen, wo wir um die Mittagszeit auf unsern Jacken im Schnee sassen und das mitgebrachte Essen verzehrten. Die Sonne schien so kraftvoll, dass wir völlig durchglüht wurden, ohne dass der Schnee schmolz.

Im Tessin erlebte ich das Wunder des Südens und im Engadin das Wunder des Winters. Zwischen Höhensonne und Schnee sind meine Nerven gesund und kräftig geworden.

Mein jüngerer Sohn arbeitete nach der Lehre in Genf und reiste, sobald er die französische Sprache beherrschte, nach Deutschland. Er wollte in Leipzig die Buchdruckerschule besuchen, blieb aber schon in Stuttgart in einem Geschäfte stecken, in dem er viel lernen konnte. Ein Jahr später war Simi in Paris. Die Stadt und das dortige Leben gefielen ihm sehr gut, die Arbeitsverhältnisse dagegen gar nicht. Er wäre bald wieder zurückgekehrt, hätte er nicht Dora Ruesch kennen und lieben gelernt. Sie war im Engadin unter der Obhut des Vaters und der Geschwister aufgewachsen, da ihre Mutter starb, als sie erst einige Jahre zählte. Nachdem Dora in Genf die französische Sprache erlernt hatte, besorgte ihr eine Freundin, die in Paris Kinderfräulein war, eine ähnliche Stelle bei einer guten Familie; so kam Dora nach Paris und dort zu einem Bräutigam. Dora und Simi entstammten den gleichen Urgrosseltern und mussten sich in fremdem Lande, weit von der Heimat kennenlernen.

Simi war ein fleissiger Briefschreiber und berichtete mir über alles, was mich interessieren konnte; von seiner Liebe aber schrieb er kein Wort. Dagegen besuchte mich an einem schönen Frühlingstag ein junges Mädchen, stellte sich als meine Grossnichte Dora Ruesch vor und brachte mir Grüsse von Simi, der in einigen Wochen zurückkehre, um in den Wiederholungskurs einzurücken. Sie gefiel mir gut, und ich lud sie ein, für einige Zeit bei mir zu bleiben. Da vertraute sie mir ihre Liebe zu Simi an, die auf Gegenseitigkeit beruhe; er wollte mich bei seiner Rückkehr mit

dieser Tatsache überraschen. Sie aber habe es nicht übers Herz gebracht, meine Gastfreundschaft anzunehmen, ohne mich über ihr Verhältnis zu meinem Sohne aufzuklären.

Die «Bugra»

Im Frühjahr 1914 wurde in Leipzig die internationale Buchausstellung, die «Bugra», eröffnet. Ich besuchte mit meinen Söhnen die Ausstellung, die für Buchdrucker und Zeitungsverleger viel Interessantes und Anregendes bot. Simi und ich reisten im Juni nach Leipzig und trafen dort mit Hans zusammen, der als Abgeordneter am Kongress der Handels- und Transportarbeiter in Köln teilgenommen hatte. Die Ausstellung war grossartig; jedes Land stellte in einem eigenen Gebäude aus, das unter zuverlässiger Bewachung stand. Uralte Bücher und Schriften auf Pergament, deren Wert überhaupt nicht zu ersetzen war, lagen wohlverwahrt unter Glas und wurden mit besonderer Sorgfalt betreut. Wir brauchten mehrere Tage, um das für uns Wichtigste zu sehen; dann reisten wir nach Berlin, dessen Sehenswürdigkeiten uns Hans mit freudiger Geschäftigkeit zeigte. Wir trafen vormittags in Berlin ein, fuhren vor dem Mittagessen mit der Untergrund-, Ring- und Hochbahn und besichtigten das königliche Schloss. In mächtigen Filzschuhen schlurften die Besucher durch die Säle, den Boden damit glänzend. In einem der Säle standen grosse silberne Statuen und Leuchter, von denen der Führer erzählte, dass sie ursprünglich aus echtem, schwerem Silber gewesen seien, aber im Siebenjährigen Krieg, als den Fürsten das Geld ausging, «versilbert» werden mussten. Die Kunstgegenstände seien dann in billigem Metall nachgebildet worden und ständen seither wirklich versilbert an dieser Stelle. Nachdem alle Prunksäle durchwandert waren, wurden die Filzschuhe an einen Haufen geworfen. Wir waren die letzten und hörten die andern Besucher lachen. Auch uns belustigte es, als wir den Führer in der königlichen Dienstkleidung sahen, die Hand für das Trinkgeld hinstreckend, über seinem Kopf ein Plakat mit grossen Buchstaben: Trinkgelder sind verboten. An einem Nachmittag besuchten wir mit Bekannten den Lunapark, wo wir bis in die Nacht hinein blieben. Sechzigtausend elektrische Lampen beleuchteten den Park, und ich Kleinstädterin war so benommen von dieser märchenhaften Pracht, dass ich den Lärm und den Betrieb ringsumher kaum beachtete. Diese erste grosse Reise bot mir viel Schönes und Neues; das Herrlichste aber war, dass ich alles mit meinen Söhnen zusammen geniessen durfte. Leider wurde die Freude daran durch den Gedanken an ihre baldige Heimkehr getrübt. Es war mir, ich müsse sie zurückhalten, um unser Beisammensein und gemeinsames Geniessen zu verlängern, obwohl ich genau wusste, dass ihre Anwesenheit im Geschäfte nötig sei. Sie trösteten mich. Hans stellte mir für das folgende Jahr eine Reise nach Dänemark in Aussicht, die er mit

Frau und Freunden bereits geplant hatte. Und Simon versprach mir eine gemeinschaftliche Reise nach Paris, sobald er verheiratet sei.

Nachdem Hans und Simi abgereist waren, begab ich mich nach Hamburg, wo mir der dortige Sekretär der Transportarbeiter, ein Freund von Hans, die Sehenswürdigkeiten der alten Hansastadt zeigte. Gerne hätte ich die elenden, verrufenen Hafenuartiere gesehen, von denen ich schon oft gelesen hatte. Mein Begleiter zeigte mir eine breite Strasse mit grossen, schönen Häusern und Verkaufsmagazinen, an deren Stelle ehemals die verrufenen Matrosenkneipen ihr dunkles Dasein gefristet hatten. Er erklärte mir, dass es immer noch Matrosenquartiere gebe, mit den schlimmsten aber gründlich aufgeräumt worden sei. Er meinte, dass mir der Hafen das Interessanteste biete, und bald sassen wir in einem Dachgartenrestaurant, von dem aus wir einen grossen Teil des Hafens überblickten. Die eine Seite zeigte eine unübersehbare Menge Segelschiffe, ein unentwirrbares Durcheinander von Masten und Segeln in allen Grössen. Ich war überrascht über die Menge der Segelschiffe, denn ich glaubte sie von den Dampfschiffen verdrängt. Mein Begleiter erklärte mir, dass der Warentransport mit Segelschiffen viel billiger sei als mit den kohlenfressenden Dampfern. Am gegenüberliegenden Ufer waren die grossen Schiffswerften, deren Riesenkrane ihre Arme gen Himmel streckten. Davor lagen die grossen Überseedampfer und auch ein reparaturbedürftiges Kriegsschiff, grau mit schwarzen Schloten. Zwischen all den hellgestrichenen Schiffen sah das Kriegsschiff recht düster aus.

Mit grossem Interesse verfolgte ich den regen Verkehr im Hafen, das Ein- und Auslaufen der Schiffe, vom mächtigen Ozeandampfer bis zum kleinsten Motorboot. Nachher begaben wir uns zu dem stattlichen Kuppelgebäude, den Eingängen zu den tiefliegenden Elbetunnels, über denen die grössten Dampfer hinwegfahren. Je zwei mächtige Aufzüge dienen zum Ein- und Ausstieg von Menschen und Fahrzeugen. Die zwei Riesentunnels sind ganz mit weissen Kacheln ausgelegt und von unzähligen elektrischen Lichtern taghell erleuchtet. Der eine Tunnel dient dem Verkehr hinüber, durch den andern kehrt man zurück. Ausser dem Betrieb im grössten Hafen Europas lockte mich nur noch Hagenbecks Tierpark. Trotz hochgestellten Erwartungen wurde ich von der Grösse und Reichhaltigkeit dieser Anlage überrascht.

Der folgende Tag fand mich im Zoologischen Garten in Berlin. Soweit vom Haupteingang der Blick reichte, sah man ausser einigen Käfigen nur Tischchen an Tischchen, an denen die vornehme Damenwelt in eleganten, duftigen Toiletten beim Tee sass. In weiter Runde spazierten zierliche Dienstmädchen mit ihren Pflinglingen. Als die Musik zu spielen begann, erschienen zahlreiche Offiziere in den buntesten Uniformen aller Waffengattungen, schlängelten sich zwischen den Tischchen durch und scharwenzelten um die Damen. Ich dachte an die schlichte Kleidung unserer Soldaten; blaues Tuch, vom einfachen Soldaten bis hinauf zum

Obersten. Mir kam der bunte Aufzug wie eine Maskerade vor und ich fragte mich, wie dieses Militär im Ernstfall sich benehmen würde. Meine Freunde errieten meine Gedanken; sie erklärten mir, dass bei allfälligem Kriege das bunte Tuch durch ein einheitliches Feldgrau ersetzt werde und ihre Offiziere trotz den Galauniformen doch ihren Mann stellen werden.

Der nächste Tag war ein Sonntag, und ich hatte einem unserer frühern Angestellten versprochen, ihn in Potsdam zu besuchen. Mit Frau und Tochter holte er mich am Bahnhof ab. Wir spazierten gemeinsam nach Sanssouci und besahen dort die wundervollen Gartenanlagen. Hierauf zeigten sie mir einen ihrer Bräuche, der in der Schweiz nicht bekannt ist. Sie führten mich in eine grosse Gartenwirtschaft, wo die Frau, eine geborene Schweizerin, ihre Handtasche öffnete, dieser eine Düte Kaffeepulver entnahm und der Kellnerin mit den Worten übergab: «Für vier Personen!» Dann wurden Kuchen ausgepackt und auf den inzwischen gedeckten Tisch gelegt. Herr Both fragte gemütlich: «Was würden die Schweizerwirte sagen, wenn die Gäste alles mitbrächten und nur Wasser und Geschirr verlangten?» Beim Gedanken an die erstaunten oder ärgerlichen Gesichter unserer Wirte musste ich laut lachen; die Sprüche über eine solche Zumutung würden jedenfalls nicht schmeichelhaft ausfallen.

Auf der Heimreise stieg ich noch in München aus, wo die Künstlerin Dora Hauth mich erwartete. Sie zeigte mir die Stadt, die Kunstausstellungen, das Hofbräuhaus und andere Sehenswürdigkeiten und war eine feine Führerin.

Der Inselhof

Ein Werk, das 1909 gegründet worden ist und sich aus kleinem Anfang zu etwas Grossem, Hohem entwickelt hat, will ich hier noch erwähnen. Es geschieht nicht, weil ich seit der Gründung dabei und das älteste Mitglied des Vorstandes bin, sondern ich möchte zeigen, was verständnisvoller Frauensinn zu schaffen vermag und als Führerin dienen durch das Mütter- und Säuglingsheim in Zürich.

Vor unserem Kauf hiess die Liegenschaft zum Inselhof, und diese Benennung wurde beibehalten; denn das Mütter- und Säuglingsheim liegt wirklich auf einer Insel, allein in einem grossen Garten, der ringsum von einem hohen Zaun abgeschlossen ist und in dem 150 kleine Menschlein neben 110 Erwachsenen eine Welt für sich bilden. Zwei Frauenärzte und eine Kinderärztin amten im Hause.

Das Heim wurde für die uneheliche Mutter geschaffen, die in ihrer Not oft nicht weiss, was anfangen. Es ist eine irrige Meinung, zu glauben, alle unehelichen Mütter seien leichtsinnig; meistens sind es gläubigvertrauende, um ihre Liebe, ihr Glück und ihre Ehre betrogene Mädchen. Sie sind doppelt zu bedauern, weil sich zu der Last und den Kümernissen der Mutterschaft noch das seelische Leiden gesellt; für sie wird es zur Wohltat,

wenn sie in ihrer Verzweiflung den Weg in den Inselhof finden, wo sie in mütterlicher Liebe aufgerichtet und ihnen das Vertrauen zur Menschheit wieder gegeben wird. Jede der werdenden Mütter verpflichtet sich, mindestens acht Wochen im Heim zu bleiben, ihr Kind zu stillen und es tagsüber auch selbst zu pflegen. Die wenigen Wochen im Heim wirken Wunder. Von Tag zu Tag wächst die Liebe zum Kinde und mit geringen Ausnahmen hängen sie mit rührender Anhänglichkeit an ihnen. Jede Mutter, die ihr Kind nicht heim oder in bekannte Privatpflege geben kann, ist glücklich, wenn sie bei der Rückkehr ins Erwerbsleben es im Heim lassen kann, wo sie es jederzeit besuchen darf. Die meisten Mütter finden sich an jedem freien Nachmittag ein und sind beglückt über die gute Entwicklung ihrer Kleinen. Der Besuch im Heim ist für viele eine doppelte Freude; denn dort haben sie ihr seelisches Gleichgewicht und ihr Selbstvertrauen wiedergefunden. Das Heim kennt weder eine eheliche noch eine uneheliche Mutter, sondern nur Mütter. Jede Mutter ist dort Frau und wird als solche angesprochen.

Die hohen luftigen Zimmer liegen auf der Südseite und enthalten je acht Kinderbettchen. Es ist allerliebste, die Kleinen in ihren weissen, gestrickten Höschen anzusehen, wie sie es sich in allen Stellungen bequem machen. Keine Decke hemmt ihre Bewegungsfreiheit, und bei schönem Wetter sind sie in Korbwagen im Garten, erfreuen sich an der herrlichen Luft und strampeln und jauchzen um die Wette.

Das ganze Heim glänzt vor Sauberkeit und strahlt von schwesterlicher Liebe und Fürsorge.

Kriegsausbruch

Kaum zurückgekehrt, hörte ich von einer drohenden Kriegsgefahr, die von unserer Bevölkerung ernsthaft besprochen wurde. Die Leute stürzten sich auf jede neue Nummer der Tageszeitungen, um sich noch auf der Strasse in die neuesten Nachrichten zu vertiefen. Wohl gab es eine Menge Menschen, die über die Ängstlichkeit lächelten: «Es gibt keinen Krieg, das ist bei den heutigen Waffen, Geschossen, Luftschiffen und Giftgasen ausgeschlossen.» Da dachte ich an Deutschland, das ich während einigen Wochen durchreist hatte, an die friedlichen Landleute, die in emsiger Geschäftigkeit auf fast unübersehbaren Getreideäckern die Garben gebunden und heimgeführt hatten und an das rege Geschäfts- und Gesellschaftsleben der Grossstädte. Ich dachte an Leipzig, an die «Bugra», wo Menschen aus aller Welt zusammengetroffen waren, um die Schriften und Bücher vom grauen Altertum bis auf die Neuzeit zu besichtigen und zu studieren. Ich musste auch an die gemütlichen Münchner denken, die sich im Hofbräuhaus und in Biergärten fröhlich und behäbig niederliessen, wenn sie in der Menge der Gäste glücklich ihr «Masserl» und einen «Radi» ergattert hatten. Bei all diesen Menschen hatte ich nicht die kleinste Unruhe oder gar Angst vor

einem Kriege bemerkt; nicht ein einziges Mal hatte ich in den verschiedenen Gesellschaftskreisen auch nur einen Gedanken an Krieg aussprechen hören. Und nun sollte er in Aussicht stehen; ich vermochte nicht daran zu glauben. Die Leute wurden stets ängstlicher und nervöser, und unerwartet erfolgten die Kriegserklärungen Schlag auf Schlag. Auch bei uns wurde der Mobilisationsbefehl bis hinauf in die entlegensten Berghütten angeschlagen. Kopf über Hals wurde überall gepackt und schweisstriefend unter den Lasten trafen Fremde und Einheimische auf den Bahn- und Poststationen ein. Einzelne waren glücklich, Heuwagen oder sonstige mit Kühen bespannte Karren zu ergattern, mit denen sie die Stationen erreichten. Niemand empfand das Komische der Lage, wenn vornehme Fremde mit ungezählten Koffern und Schachteln auf Ochsenkarren angerumpelt kamen; fort, fort war der einzige Gedanke, der alle beherrschte. In Zürich zogen Gruppen junger Ausländer fröhlich singend dem Bahnhof zu, als ob es zu einem Feste ginge, während sich davor herzerreissende Auftritte abspielten. Eltern, die Jahre, vielleicht schon ihr ganzes Leben in der Schweiz zugebracht hatten, mussten ihre Söhne, die schweizerisch fühlten und dachten, hergeben, um für ein fremdes Land zu kämpfen – ihr Leben zu opfern. Manche Mutter versuchte den Sohn zurückzuhalten, zog ihn unter bitterm Weinen immer wieder an sich, und mit Gewalt musste er sich losreissen, um den Zug zu erreichen. Auch meine Söhne hatten einzurücken, Hans in Zürich, Simon in Schwyz. Im Gegensatz zu den fröhlich abreisenden Ausländern waren unsere Soldaten sehr ernst, beim Vorbeimarsch sah man kein Lächeln. Sie mussten zwar keinem Feind entgegen, aber rings um unser Ländchen lauerte die Gefahr eines Einbruches oder Durchmarsches einer der kriegführenden Mächte. Um dies zu verhüten, wurde unsere ganze Wehrmacht zum Schutze der Grenze aufgeboten. Viele Betriebe standen infolgedessen verwaist da; auch in unserer Buchdruckerei fehlte der weitaus grössere Teil des Personals. Es gelang mir in wenigen Tagen den Betrieb den Umständen entsprechend umzustellen und weiterzuführen. Wie sehr meine Söhne dem Geschäfte fehlten, zeigte sich erst jetzt so recht. Beide waren im Fache tüchtig und griffen überall zu, wo etwas fehlte. Ich dagegen war in den letzten Jahren, seit Hans die Führung übernommen hatte, nicht mehr auf dem laufenden. Ich arbeitete mich bald wieder ein, und von Zeit zu Zeit kam Hans für einige Wochen nach Hause. Er war der Küche zugeteilt, und beim Heben der schweren Kessel zeigten sich mit der Zeit heftige Schmerzen. Die Untersuchung ergab, dass er infolge einer nicht beachteten Brustfellentzündung starke Verwachsungen hatte, und schliesslich wurde er gänzlich aus dem Militärdienst entlassen. Sobald das feuchte Nebelwetter eintrat, das im Winter am Zürichsee oft recht ausdauernd ist, war Hans genötigt, die Arbeit auszusetzen. Die Ärzte rieten ihm, die schlimmste Zeit an einem Winterkurort zu verbringen; sein Leiden werde sich in der Höhe mit den Jahren ausheilen. Ich ging während

einiger Jahre anfangs Januar für einige Wochen mit Hans nach Arosa, da in der Höhe auch meine Nerven sich von neuem kräftigten. Dort lernten wir eine Anzahl junge Deutsche kennen, die als lungenkrank vom Kriegsdienst befreit waren. Wir bemerkten aber bald, dass die Krankheit nur ein Vorwand war, das Leben ungefährdet reichlich zu geniessen. Das bemerkten auch ihre internierten Landsleute, die im Grand-Hotel untergebracht waren. Als Simi zur Ausheilung seines Lungenkatarrhs im Winter 1917/18 einige Monate in Arosa zubringen musste, traf er öfters mit einem deutschen Hauptmann zusammen. Er fühlte sich zu dem grossen, ernstesten Manne, dessen düsterer Blick die geschauten Kriegsgreuel ahnen liess, hingezogen. Als sie einst beim schwarzen Kaffee sassen, traten einige der «Vaterlandsverteidiger» ins Restaurant, sahen die Zeitungen durch und brachen in Jubel aus: «Wir haben gesiegt! Wir haben gesiegt!» Der Hauptmann war empört über seine Landsleute und sagte bitter: «Wissen Sie auch, meine Herren, was uns dieser Sieg an Menschenleben gekostet hat?» «Ja – aber – wir haben doch gesiegt.» Da schnellte der Hauptmann auf und rief mit vor Erregung bebender Stimme: «Jawohl haben wir gesiegt; aber schämen Sie sich, Sie Drückeberger.»

Simi hatte sich gleich nach der Rekrutenschule in ein Schwyzerregiment versetzen lassen, um bei einem Streik nicht in Konflikt mit seiner Überzeugung zu geraten. Er war Unteroffizier und wurde zum Besuch der Offiziersschule vorgeschlagen. Da keine Aussicht auf Frieden und Dienstende bestand, wünschte er diese Schule zu bestehen. Ich sah es nicht gern, doch wollte ich nicht gegen seinen Wunsch sein; wohl hätte er sich ohne weiteres gefügt, aber darunter gelitten. Ich erlebte aber doch Freude an ihm als Offizier. Nach der Offiziersschule wurde er als Zugführer einem Schaffhauser Bataillon in Baselland zugeteilt; beim Abschied überreichten ihm seine Soldaten zur Erinnerung an die gemeinsame Dienstzeit einen Säbel mit der Widmung: Grenzbesetzung 1914/15 3. Zug II/98 an Lt. S. Conzett. Er hätte dieses Geschenk nicht angenommen, nicht annehmen dürfen; weil aber der Dienst in diesem Bataillon nur ein vorübergehender und einmaliger war, wurde es gestattet. Als Simi einen längern Urlaub erhielt, lud er einen seiner Schaffhauser Unteroffiziere, der in Zürich in Stellung war, zum Abendessen ein. Ich war erstaunt, als ich hörte, wie wenig es braucht, bis ein Offizier das Zutrauen und die Liebe seiner Soldaten besitzt. Der Unteroffizier erzählte: «Als wir hörten, dass ein neuernannter Leutnant unser Führer werde, da waren wir alle einig, ihn zu <schlauchen> und freuten uns schon darauf. Als wir am Montagmorgen in Reih und Glied standen, um unsern Leutnant zu erwarten, sahen wir einen grossen, schlanken Offizier in der neuen feldgrauen Uniform, wie sie erst die frischgebackenen Leutnants trugen, die Strasse herabkommen. Da stufte einer den andern, und wir kicherten vor uns hin. Er trat auf uns zu, hielt die Hand ans Käppi, stellte sich vor und grüsste uns freundlich. Diese Einführung freute uns so, dass keiner mehr an Widerstand dachte. Als wir

einst durch ein Dorf marschierten, begegnete uns ein Leichenzug. Leutnant Conzett nahm sein Käppi ab und blieb mit uns stehen, bis der Leichenwagen vorbei war. Bei dieser ehrgebietenden Rücksicht wurde uns allen warm ums Herz. Und als bei einem Gefecht um einen Hügel wir mit dem jüngsten Leutnant Sieger wurden, jubelten wir und waren stolz auf ihn. Einmal, es hatte schon Schnee, erhielten wir Befehl, morgens um vier Uhr zu einer Patrouille aufzubrechen. Es war stockfinstre Nacht, und wir fanden im dunklen Wald weder Weg noch Steg, so dass die Vordermänner ständig ausglitten. Da ging unser Leutnant voraus, suchte mit seinem Säbel Weg und Halt. Sie glauben nicht, Frau Conzett, wie wohl das uns Soldaten tut, in die sichern Fussstapfen des Führers zu treten. Wir hatten ihn so ins Herz geschlossen, dass wir für ihn durchs Feuer gegangen wären.» Auf meine Bemerkung, dass das alles selbstverständlich sei, meinte der Unteroffizier: «Es sollte wohl, ist aber leider nicht immer der Fall.»

Es gab im Geschäfte vielerlei durch den Krieg verursachte Schwierigkeiten zu bekämpfen. So hatte z.B. eine deutsche Farbwarenfabrik uns seit Jahren eine besondere Farbe für den Druck der illustrierten Zeitschriften hergestellt und geliefert. Diese Farbe wollte die deutsche Behörde nicht mehr über die Grenze lassen. Da erklärten wir ihrem Vertreter, dass nicht eines ihrer Kriegsbilder, mit denen sie uns überschwemmt, mehr in unsern Zeitschriften aufgenommen werde; darauf erhielten wir Farbe zur Genüge. Ein andermal hatte es uns eine Druckmaschine so verjagt, dass sie nur noch als altes Eisen verkauft werden konnte. Hans reiste in eine deutsche Fabrik, in der eine neue, beinahe fertige Maschine stand, und kaufte diese. Nun bereiteten die Schweizerbehörden Schwierigkeiten wegen der Einfuhr. Sie meinten, wir könnten die alte Maschine wieder flicken. Schliesslich wurde die Einfuhrbewilligung erteilt; für eine Tiegeldruckmaschine dagegen, diejenige, die Hans schon an der «Bugra» gekauft hatte, wurde die Bewilligung verweigert, obschon in der Schweiz keine solchen Maschinen hergestellt wurden. Wir reichten wieder ein Gesuch ein, da wir die Maschine dringend benötigten. Als ich eines Morgens ins Geschäft kam, streckte mir Hans lachend zwei Schreiben entgegen; das eine, von der eidgenössischen Einfuhrkommission, enthielt nochmals die strikte Abweisung unseres Gesuches; das andere war von den Bundesbahnen, die uns mitteilten, dass eine Tiegeldruckmaschine für uns angekommen sei. Auf welche Art sie über die Grenze gelangt war, erfuhren wir nie, kümmerten uns auch nicht darum; die Maschine war da, und das war für uns die Hauptsache.

Auch der Redaktion war es nicht immer leicht, die Kriegsklippen zu umschiffen. Wir hatten deutsch- und französischgesinnte Abonnenten und beide waren überempfindlich. Ein Bild – ein Wort, und die einen oder andern fühlten sich verletzt. Es war eine so bewegte Zeit, dass wir unmöglich alle Leser befriedigen konnten.

Im Frühjahr 1918 traf Papiermangel ein; das Papier wurde rationiert. Unsere Zeitschriften mussten ohne Umschlag erscheinen, das Format vorschriftsgemäss verkleinert werden. Unsere schönen blauen Heftli sahen aus wie halb verhungerte Kriegskinder. Es war, als ob die Bevölkerung sich dieser armen Kriegskinder mit besonderer Liebe annehmen wollte, die Abonentenzahl vermehrte sich in erfreulicher Weise. Durch die Rationierung des Papiers wurde auch die Lieferung anderer Arbeiten in Frage gestellt. So hatten wir im vergangenen Jahr auf das Gesuch einer Anzahl Kunden Abreisskalender angefertigt, die Abteilung ausgebaut und für das laufende Jahr eine Menge Bestellungen erhalten, aber zu wenig Papier und so spät, dass nicht alle Auftraggeber befriedigt werden konnten.

Hans war gewerkschaftlich und politisch sehr tätig; längere Zeit amtierte er als Zentralpräsident des Schweiz. Handels- und Transportarbeiter-Verbandes; er verhalf dem Streik der Bankbeamten Zürichs zu einem siegreichen Ende und leistete dem Hotel- und Wirtschaftspersonal bei der Ausarbeitung des Wirtschaftsgesetzes wertvolle Dienste. Manch anderer Gewerkschaft stand er mit Rat und Tat zur Seite. Dies alles mag der Grund gewesen sein, dass ihn die sozialdemokratische Partei schon früh in verschiedene Behörden abordnete.

Als Mitglied des Kantonsrates wurde er vom Finanzdirektor ersucht, die Einschätzung für die Kriegs- und Kriegsgewinnsteuer am linken Ufer des Zürichsees zu übernehmen. Er führte sie mit Erfolg durch, trotzdem sie viel mehr Zeit beanspruchte, als vorauszusehen war. Im Jahre 1917 wurde Hans in den Nationalrat gewählt, und da er immer daran dachte, seiner Mutter Freude zu bereiten, sandte er mir von Bern aus ein silbernes Tischbesteck, in das der Tag seines Eintrittes eingraviert war.

Nach zweijähriger Dienstzeit musste Simi wegen eines Lungenspitzenkatarrhs, den er sich im Militärdienst geholt hatte, nach Locarno zur Kur. Nach seiner Heilung fand im Mai die Hochzeit statt und nachher nahm ich ihn ebenfalls in die Firma auf. Im folgenden Dienst holte er sich zum zweitenmal einen Lungenkatarrh, schwerer als der erste; infolgedessen hatte er eine längere Heilungskur in Arosa durchzumachen und wurde von der Untersuchungskommission vom Dienste befreit. So wenig Freude Simi sieben Jahre früher am Militärdienst gezeigt hatte, zu dem er trotz seiner schwachen Gesundheit einberufen war, so leid tat es ihm, als er aus der Dienstpflicht entlassen wurde.

Russische Revolution

Mitten in die Kriegsgreuel hinein platzte wie eine Bombe die Nachricht von der Revolution in Russland und dem Sturz des Zaren. Alle im Ausland lebenden Flüchtlinge wurden von einer fieberhaften Aufregung und Sehnsucht nach der Heimat gepackt, und General Ludendorff, der auf den

Abbruch des Krieges mit Russland durch die Sozialisten rechnete, verhalf Lenin und seinen Getreuen zur Durchreise in die Heimat.

Das war anfangs 1917. Bei seiner Ankunft in Petersburg wurde Lenin von der begeisterten Menge als der Befreier Russlands mit Jubel begrüsst; alle erwarteten von ihm die Erlösung aus dem drückenden Joch. Aber nicht nur die russische Bevölkerung begrüsst Lenin als Befreier, auch in andern Ländern richteten sich viele Augen gegen Osten, gläubig, hoffnungsvoll. Von der zaristischen Schreckensherrschaft, mit der in Russland jeder freiheitliche Gedanke unterdrückt worden war, hatte ich zu oft gehört, um mich nicht über die Morgenröte der Freiheit zu freuen und brachte in unserer Zeitschrift die Bilder Lenins und Trozki als der Befreier Russlands.

Als ich dann Lenins Thesen gelesen, die er in der «Prawda» veröffentlichte und die in deutschen Zeitungen erschienen, stiegen Zweifel in mir auf. Die Verwirklichung seiner Ideen wäre vielleicht in einem fortgeschrittenen Lande durchführbar gewesen, nie aber in Russland. Sein Programm verlangte alle Macht für die Sowjets der Arbeiter und Bauern, Sozialisierung aller Güter, Vereinigung aller Banken und Kontrolle aller Lebensmittel. In der Tat wurden die leitenden Häupter der Regierung und sämtliche eingearbeiteten Verwaltungsbeamten entlassen und an ihre Stelle Kommunisten ohne Erfahrung in Staatsdienst und Staatshaushalt gesetzt. Den Besitzern wurden die Fabriken weggenommen und den Arbeitern übergeben, die Direktoren, Techniker und leitenden Personen entlassen.

Die Intellektuellen unter den Nihilisten, wie die russischen Sozialdemokraten genannt wurden, waren wohl von hohen Idealen beseelt und bereit, jederzeit ihr Leben auf dem Altar der Freiheit zu opfern, waren aber in Wirklichkeit unpraktische Menschen.

Den Grossgrundbesitzern wurde das Land entrissen und den Bauern zur eigenen Bepflanzung übergeben. Sie, die seit Urzeiten an die Knute gewöhnt, stets gehungert und in jämmerlichen Hütten gewohnt hatten, konnten sich nun ständig satt essen, und niemand stand hinter ihnen, der die Knute schwang. Damit waren ihre bescheidenen Wünsche erfüllt. Die ungewohnte Freiheit liess sie nicht bewusst werden, dass auch sie als Glieder eines kommunistischen Staates Pflichten zu erfüllen hatten. Eine grosse kräftige Arbeiterbewegung war auch nicht vorhanden; sie hatte unter der Schreckensherrschaft des Zaren nicht aufkommen können. Und unter diesen Verhältnissen glaubten Lenin und seine Genossen ein neues Reich errichten zu können.

Russland war Tagesgespräch geworden. Ich versetzte mich 30 Jahre zurück, da mein Mann erklärt hatte, er würde erschrecken, wenn der sozialdemokratischen Partei die Staatsmacht und damit die Verantwortung so unvermutet und unvorbereitet zufiele; es fehle an geeigneten, tüchtigen Kräften. Zehn Jahre später jammerte Bebel als Führer der grössten und geschultesten sozialistischen Arbeiterbewegung über das Fehlen von

Geschäftssinn und Verwaltungsbeamten in der Partei; und ich selbst hatte seither so viel beobachtet und erlebt, dass ich mich in die in Russland herrschenden Zustände hineindenken konnte. Überall wurde über die Verhältnisse Russlands gesprochen; stets äusserte ich Befürchtungen, die aber nicht geteilt wurden. Die meisten Genossen glaubten fest, Russland werde der erste sozialistische Staat.

Eines Tages traf ich bei meinem Sohn in Kilchberg Stadtrat Pflüger, und sofort waren wir in eifrigstem Gespräch über Russland. Als ich meine Meinung äusserte, schüttelte Hans den Kopf und meinte, ich sähe zu schwarz; Genosse Pflüger dagegen sann über meine Befürchtungen, die ich begründet, nach und sagte: «Frau Conzett, ich glaube, Sie haben recht.» Als Stadtrat von Zürich kannte er den Wert einer tüchtigen, verständnisvollen Verwaltung. Nach Jahresfrist sah Lenin sein Unvermögen, Russland umzugestalten, ein; er erkannte die mangelnde Vorbereitung, und eines Tages überraschte er seine Genossen mit dem erschreckenden Bekenntnis, dass alles zu früh, zu rasch und zu unvorbereitet gekommen sei; dass es so nicht weitergehen könne und neue Wege gesucht werden müssten. Er stellte den Antrag, mit dem Ausland in Verbindung zu treten und sich von dort Ingenieure und Techniker, vor allem aber Geld kommen zu lassen. Von ihm stammt der Ausspruch, dass ein Techniker mehr wert sei als acht Kommunisten. Aber alle diese Vorschläge vermochten die Folgen übereilter Versuche nicht aufzuhalten.

Die Grippe

Gegen und nach Kriegsschluss 1918 herrschte überall in der Schweiz die Grippe, der hauptsächlich junge, blühende Menschen, zum grössten Teil Männer, zum Opfer fielen. Auch meine beiden Söhne wurden von der unheimlichen Krankheit ergriffen. Nach der Erkrankung von Hans musste auch ich mich infolge Brustfellreizungen, die mir beinahe den Atem raubten, ins Bett legen. In der Nacht vom vierten auf den fünften Krankheitstag von Hans überfiel mich eine wahnsinnige Angst. Warum? Ich wusste es nicht, doch zitterte ich an allen Gliedern. Ich spürte nichts mehr von Schmerzen, nichts mehr von Atemnot, ich konnte kaum das Erwachen des Tages erwarten, um nach Kilchberg zu telefonieren. In grosser Aufregung fragte ich meine Schwiegertochter Marie, wie es mit Hans stehe, und erzählte von der entsetzlichen Angst der vergangenen Nacht. Sie suchte mich zu beruhigen, dass es mit Hans nicht schlimm stehe und er nur noch im Bett zu bleiben habe, bis er gänzlich fieberfrei sei. Aber die Seele der Mutter hatte die Gefahr, in der ihr Kind schwebte, gefühlt; in der Nacht hatte sich, ohne dass es jemand ahnte, eine beidseitige Lungenentzündung eingeschlichen, die bei seinen Verwachsungen von Lunge und Brustfell den Tod bedeutete. Marie und ihr Bruder, der Arzt, waren ständig um den Kranken. Sie sahen das Ende voraus und deuteten es

mir leise an; ich verstand sie nicht, ich glaubte nicht an das Schlimmste, wollte gar nicht daran denken. Für mich gab es kein Ende.

An seinem Todestag, am 24. Oktober 1918, war ich in Kilchberg; da fragte mich Hans unvermittelt: «Habe ich denn nicht das Recht, zu leben?» Gegen Abend fragte mein Associé telephonisch nach dem Befinden seines Schwagers; er glaube nicht, dass es mit Hans schlimm stehe, und ich bestätigte ihm hoffnungsvoll. Kaum hatte ich das Hörrohr aufgehängt, ertönte ein Schrei Maries; ich eilte ins Krankenzimmer und – Hans, mein lieber, lieber Sohn, hatte aufgehört zu sein.

Ich hatte noch nie einen Menschen sterben sehen und nicht bemerkt, dass der Tod Hans schon gezeichnet hatte; ich freute mich über seine Lebhaftigkeit und wusste nicht, dass diese durch Kampferinspritzungen hervorgerufen war. Ich glaubte sicher, dass mein Sohn bald in einen erquickenden Schlaf verfallen und gesund daraus erwachen werde. Das plötzliche Aufschrecken aus meiner Selbsttäuschung war furchtbar; mein Hals war wie zugeschnürt, kitzelte und reizte zum Lachen, und ich musste mich mit Gewalt wehren, um nicht in Lachen auszubrechen, während mein Herz blutete. Wieder läutete das Telephon; im Geschäft sei ein Herr, der Hans zu besuchen wünsche. «Er ist soeben gestorben», war meine Antwort. Sofort wurden sämtliche Maschinen der Druckerei abgestellt, zum Zeichen der Trauer und Ehrung für den Verstorbenen, der dem Personal nicht nur ein verständnisvoller Prinzipal, sondern auch ein Freund gewesen war.

In Zürich holten mich Bekannte an der Bahn ab; sie erwarteten mich in Tränen aufgelöst und fanden mich ruhig und gefasst. Sie wussten nicht, dass ein so grosses Würgen im Hals keine Tränen durchlässt. Scheinbar sorglos trat ich bei Simi ein; er sollte nicht merken, wie es in Kilchberg stand. Er schaute mich mit seinen grossgewordenen Augen an und sagte: «Hans ist gestorben! Ich hörte am Telephon Tante Strässles erschrockenen Ruf.» Am andern Morgen wollte Simi wissen, wie Hans gestorben sei; beim Erzählen wich der Druck von mir und ich konnte weinen. Simi bat mich, nicht zu weinen, er sei ja auch noch da. Gleich nachher erschien der Arzt und teilte mir mit, die gefürchtete Lungenentzündung, gleich doppelseitig, sei bei meinem Sohne eingetreten. Er sprach so ernst, dass seine Worte sich gleich Dolchstichen in mein Herz bohrten. Da bat ich ihn, mir sofort zu sagen, wenn es schlimmer werde; denn einen solchen Schrecken könnte ich unvorbereitet ein zweites Mal nicht mehr ertragen.

Simi wurde im Geschäft von der Grippe befallen und wünschte während der Krankheit bei mir zu sein, um nicht durch Ansteckung das Leben seiner Frau und des in Bälde zu erwartenden Kindes zu gefährden. Seine Wohnung lag der meinigen gegenüber und Dora, meine Schwiegertochter, stand, von Angst gefoltert, Nächte hindurch am Fenster, um aus jeder Lichtbewegung im Krankenzimmer Schlüsse zu ziehen. Ich fühlte grenzenloses Mitleid mit ihr. Täglich kam sie mehrere Male herüber, ängstlich, von Sehnsucht und Kummer vergrämt, um nach dem Befinden

ihres Gatten zu fragen. Das durfte so nicht weitergehen, das war für Mutter und Kind viel gefährlicher als ein Besuch mit den nötigen Vorsichtsmassregeln. Ich sprach mit dem Arzte darüber, und er war einverstanden mit dem Besuche, unter der Bedingung, dass er von kurzer Dauer sei und dass sie sich zum Grusse die Hände nicht reichten.

Die Freude Doras, als ich ihr die Bewilligung mitteilte, war rührend. Sie eilte in ein Sanitätsgeschäft und traf kurz darauf mit einer Binde vor dem Munde bei Simi ein. Die Weisung des Arztes vergessend, streckte sie ihm in der Wiedersehensfreude beide Hände entgegen; er aber steckte die seinen schnell unter die Decke. Von nun an erschien sie täglich mehrere Male und wurde ruhiger und gefasster.

Die Beerdigung von Hans fiel auf einen Sonntag. Der Grippegefahr wegen fanden keine öffentlichen Beerdigungen statt; trotzdem erschienen Freunde und Bekannte von Hans sowie eine schöne Anzahl Arbeiter und Arbeiterinnen. Seiner gütigen Art wegen war er sehr beliebt gewesen, und nun begleiteten sie ihn auf den weithin schauenden Höhenfriedhof in Kilchberg, wo er in stiller Feierlichkeit zur letzten Ruhe gebettet wurde. Der Bundesrat sandte als Abgeordnete die Ständeräte Scherrer von St. Gallen und Sigg von Genf mit dem Bundesweibel. Pfarrer Reichen hielt eine ergreifende Trauerrede, und Ständerat Scherrer zeichnete in anerkennenden Worten das Wirken und den schnellen Aufstieg des Jungverstorbenen im politischen Leben.

Noch vor dem Ableben meines Sohnes Hans hatte die Grippe auch dessen Frau erfasst; sie hielt aber tapfer aus und blieb bei ihm bis zum letzten Atemzug. Dann aber verlangte die Krankheit ihr Recht, und der Arzt forderte energisch sofortiges Niederlegen. Auch die drei herzigen Buben von sechs, drei und zwei Jahren wurden grippekrank, auch das Dienstmädchen blieb nicht verschont, so dass die ganze Familie ein Krankenlager bildete. Am Beerdigungstag wurde Maries Bett ans Fenster gerückt, damit sie den blumengeschmückten Sarg, die mit Kränzen und Blumen beladenen Wagen und das Trauergeleite sehen konnte. Wehen Herzens und mit traurigen, von Tränen verschleierten Augen blickte sie dem Leichenzug nach, der ihr früh verlorenes Glück mit sich führte.



Mein Sohn Hans
1886–1918

Als ich von der Beerdigung heimkehrte, fand ich Dora, ihre Schwester und den Freund Palmy an Simis Bett sitzen und zusammen plaudern. Sein Freund Palmy war, als er von Simis Erkrankung hörte, sofort herbeigeeilt, um mir in der Pflege behilflich zu sein. Am Morgen war Simon zum erstenmal fieberfrei und ich beglückt gewesen, doch hatte der Arzt beim Besuch ein sehr ernstes Gesicht gemacht, was mir den ganzen Tag zentnerschwer auf der Brust lag. Jetzt fand ich den Patienten so frisch und munter, dass ich wieder Hoffnung fasste, wenigstens dieser Sohn werde mir erhalten bleiben. Am folgenden Abend erklärte mir der Arzt ernst und gedehnt: «Wenn nicht ein Wunder geschieht, wird Ihr Sohn kaum mehr als vierundzwanzig Stunden leben.» Mit einem Lächeln auf den Lippen trat ich mit dem Arzt an das Bett des Kranken; was mich dieses Lächeln gekostet hat, kann ich nicht beschreiben.

Das Wunder geschah nicht; andern Tags bestätigte Prof. Nägeli die Hoffnungslosigkeit. Als Dora gegen Abend kam, munterte ich sie auf, ihrem Gatten die Hand zu reichen, ohne dass ich ihr sagen durfte, dass es ein Abschied fürs Leben sei. Gegen elf Uhr nachts erlöschte das junge Leben. Mein Sohn war oft krank, sogar todkrank gewesen; aber immer war es mir gelungen, ihn dem Tode abzurufen. Auch in seiner letzten Krankheit hatte er felsenfest auf mich vertraut, und es zerriss mir beinahe das Herz, dass es nicht möglich war, ihn zu retten.



Mein Sohn Simon
1891–1918

Die Brüder, die von klein auf eng verbunden waren, sollten es auch im Tode sein. Es wurde mir gestattet, Simon neben seinen Bruder Hans zu betten. Auch ihm wurde eine Unmenge Kränze und Blumen zum Abschied gebracht. Es war eine lange Fahrt von Wiedikon auf die Kilchberger Höhe, und eine traurige; zum zweitenmal innert wenigen Tagen ging ich diesen Schmerzensweg. Pfarrer Nötzli in Kilchberg hielt dem lieben Verstorbenen eine stimmungsvolle Trauerrede.

Wie schön spricht Conrad Ferdinand Meyer vom Kilchberger Kirchlein:

Bei der Abendsonne Wandern,
Wann ein Dorf den Strahl verlor,
Klagt sein Dunkel es den andern
Mit vertrauten Tönen vor.

Noch ein Glöcklein hat geschwiegen
Auf der Höhe bis zuletzt;
Nun beginnt es sich zu wiegen:
Horch – mein Kilchberg läutet jetzt.

So oft die Glocken von Kilchberg ertönen, versetzen sie mich in eine weihevollen Stimmung. Meine Söhne entsteigen ihrer Gruft; es wird ein inniges Gedenken an vergangene Zeiten und ein Gedenken an ihre Liebe,

die meinem Leben so viel Schönes, Glückseliges und Kraftvolles geboten hatte.

Im Dezember des Unglücksjahres 1918 rief der Tod die älteste aus unserm Schwesternkreis. Bei ihr musste ich immer des Spruches gedenken: «Edel sei der Mensch, hilfreich und gut.» Überall in der grossen Familie, wo Hilfe nötig war, erschien Schwester Albertine ungerufen und half in ihrer ruhigen, lieben Art. So war es auch bei Simi; kaum hatte sie von seiner Erkrankung gehört, war sie da und stand mir in allem zur Seite.

Nachkriegszeit

Als ich zwei Tage nach der Beerdigung ins Geschäft trat, kam mir eine Angestellte mit erschrockenen Augen entgegen und teilte mir mit, dass gleich nach Öffnung des Geschäftes zwei Polizisten gekommen seien, um auf sämtliche Kalenderplatten Beschlagnahme zu legen. Sie hätten erklärt, dass ihnen noch kein Gang so schwer geworden sei wie dieser. Ein Konkurrenzgeschäft besass ein Patent für seine Blockeinteilung und behauptete nun, dass unsere Druckart die gleiche sei und es dadurch geschädigt werde. Herr Dr. Huber wurde sofort bei Gericht vorstellig, verlangte eine hohe Barkaution für den Schaden, der uns durch die Verzögerung entstehen werde. Da sie nicht geleistet wurde, druckten wir weiter. Vor Gericht erklärte unser Obermaschinenmeister sehr richtig, ob er die Blöcke in halben, in ganzen oder in Doppelbogen drucke, der 1. Januar werde immer auf dem ersten, der 31. Dezember auf dem letzten Blatt der Kalenderblöcke stehen. Der Tod meiner Söhne sollte dazu benutzt werden, eine unbeliebte Konkurrenz aus dem Wege zu räumen; aber die Sache verlief im Sande.

Kurz nach dem Tode meiner Söhne meldeten sich verschiedene Käufer für die Buchdruckerei und den Zeitschriftenverlag. Einer vermochte nicht einmal die Beerdigung Simis abzuwarten und drohte mir bei Ablehnung mit der Eröffnung eines Konkurrenzgeschäftes in Zürich. Mit Rücksicht auf meine Enkel wies ich alle Angebote ab.

Die Kalenderfabrikation hatte mit viel Schwierigkeiten zu kämpfen und nicht zum wenigsten wegen der Papiernot. Die erste Papierlieferung reichte kaum für die Hälfte der Bestellungen und die zweite ging mehr als einen Monat zu spät ein, so dass in Druck und Fabrikation mit jeder Minute gerechnet werden musste. Da brach am 11. November 1918 ganz unerwartet der Generalstreik aus und damit entstand eine weitere Verzögerung. Es wurde eine strenge, harte Zeit; meine Schwiegertochter Marie und ich kamen selten vor neun Uhr abends aus dem Geschäft. Eine Angestellte holte uns täglich einige Male heissen, starken Kaffee, uns die Lebensgeister zu wecken, und nachts schluckte ich Schlafpulver, um einige Stunden Ruhe und Vergessen zu finden.

Tagsüber blieb mir keine Zeit, meinem Weh nachzugrübeln, und das war gut; denn ich wäre sonst ins Uferlose geraten. Wenn ich hörte, dass Grippekranke gerettet worden seien, sann und grübelte ich darüber nach, ob nicht doch das Leben unserer Lieben hätte erhalten werden können. Dieser Gedanke quälte mich so unsagbar, dass ich fürchtete, wahnsinnig zu werden. Mit aller Kraft wehrte ich mich, um nicht zu unterliegen. Alle Mittel – die grosse Liebe der Gattinnen, die innige Mutterliebe waren diesem grausamen Schicksal gegenüber machtlos.

Wenn ich nachts das Geschäft verliess, zog ich den Schleier übers Gesicht und weinte leise vor mich hin; dann wurde es mir leichter. Wanderte ich dann den Wiedikonener Hügel hinauf meiner Wohnung zu, nahm ich mich zusammen, trocknete die Tränen, denn zu Hause wartete Dora auf mich. Sie kam jeden Abend herüber, um mich im Leid nicht allein zu lassen, sie, die selbst so schwer zu tragen hatte am Verlust ihres kurzen Glückes.

Am 30. Dezember begrüsst ein herziges Kindlein, Simons Töchterchen, mit seinen blauen Guckerli die Welt. Er hatte doch recht behalten, als er mit Bestimmtheit voraussagte, dass es ein Mädchen sein werde, das meinen Namen tragen müsse. Mein Sohn hatte so bestimmt auf die Geburt eines Mädchens gezählt, dass er die Geburtsanzeigen in Farbendruck – ein kleines Mädchen mit einem Blumenstrauss – noch zu Lebzeiten, also drei Monate voraus, hatte drucken lassen.

Anfangs Januar war ich eines Morgens so müde, dass ich nicht aufstehen konnte; das war nach all den Aufregungen und der vielen Überarbeit kein Wunder. Am Nachmittag musste aber doch meine Freundin, Frau Dr. Hilfiker, telephonisch beigezogen werden; sie stellte Blinddarmentzündung fest und verlangte sofortige Überführung ins Spital. Sie und Marie begleiteten mich auf der Fahrt; der Arzt wartete schon und alles lag zur Operation bereit, zu der es höchste Zeit war. Es ging gut vorbei, und nach vierzehn Tagen durfte ich wieder nach Hause.

Klein Vreneli war ein zartes Kind und sollte viel im Freien sein; da beschlossen Dora und ich den Haushalt zu vereinigen und zogen in das geräumige Haus meines Sohnes Hans in Kilchberg, das von einem grossen Garten umgeben ist. Es war reizend, wie zärtlich meine drei Enkelbuben mit dem neuen Schwesterchen umgingen. Vreneli gewöhnte sich so an die Zärtlichkeit ihrer Vettern, dass es bald die Handküsschen nicht mehr würdigte, sondern ihre Ritterlichkeit damit lohnte, dass es ihnen in die Haare geriet. Als es sich gar mit den Buben im Garten tummeln konnte, war eitel Lust und Freude.

Die allgemeine Teuerung, die während des Krieges einsetzte und in der Nachkriegszeit sich verschärfte, wurde um so tiefer empfunden, als es überall an Arbeit fehlte. Bei vierjährigem Kriegsdienst und nachheriger Arbeitslosigkeit des Ernährers war es kinderreichen Familien unmöglich,

auch nur das Notwendigste an Kleidern, Wäsche und Schuhen anzuschaffen. In ihrer Not gelangten sie an das blaue Heftli; die zahlreichen Hilfsgesuche stammten hauptsächlich aus Land- und Fabrikgegenden, wo die Fürsorgetätigkeit ungenügend war. Ein Aufruf in unserer Zeitschrift zeitigte schönen Erfolg, und mit Unterstützung des Verlages war es möglich, den Notleidenden zu helfen. Aus diesem kleinen Anfang entstand ein ständiger Hilfsdienst «Hilfsbereit», der sich seither segensreich entfaltet hat. Die Abonnenten gewöhnten sich mit den Jahren daran, entbehrliche Kleider, Wäsche, Schuhe, Spielzeug und noch vieles andere der Hilfsabteilung zu übermitteln.

Da die Abonnentenzahl sich stetig vermehrte, führten wir das Tiefdruckverfahren ein, um unsere Zeitschrift mit schönen Bildern reichlicher ausschmücken zu können. Das blaue Heftli und die Tiefdruckabteilung entwickelten sich mit der Zeit zu ungeahnter Blüte. Nicht nur «In freien Stunden», es kamen mit der Zeit noch weitere Zeitschriften dazu sowie ständige und auch grössere Druckaufträge, so dass eine Vergrösserung des Betriebes notwendig wurde.

Die Mehrarbeit, die mir durch den Hinschied meiner Söhne geworden, daneben gleichzeitig die Redaktion des «blauen Heftli», war für mich mit der Zeit doch zu anstrengend. Als mein Associé, Herr Dr. Huber, seine Anwaltspraxis aufgab, wurde er auch Teilhaber in der Druckerei und übernahm gleichzeitig die Leitung des Gesamtbetriebes. Mit seiner Tatkraft und kaufmännischen Kenntnissen kam das Geschäft rasch in die Höhe. Während einer Reihe von Jahren wurde der Betrieb stets erweitert und ein grosser Neubau erstellt. Maschinen neuester Konstruktion reihten sich eine an die andere.

Längere Zeit hatte ich mit Herzschwäche zu tun, die mich zur Untätigkeit verurteilte. Da übergab ich nach sechzehnjähriger Redaktion der «In freien Stunden» diese meiner Nichte und mehrjährigen Mitarbeiterin Frau Berti Blattmann.

Seit der Gründung unseres Familienblattes «In freien Stunden» im Jahre 1908 sind mit der Zeit weitere ähnliche Zeitschriften ins Leben gerufen worden. Der Grossteil unserer Bevölkerung bekam Freude und Verständnis für guten Lesestoff, so dass die ausländische Schundliteratur, die in Massen in die Familien hineingetragen wurde, fast gänzlich verschwunden ist. Auch volkswirtschaftlich erfüllen unsere Zeitschriften eine grosse Aufgabe. Laut dem Eidgenössischen Versicherungsamt werden jetzt jährlich an die Abonnenten der Versicherungszeitschriften grosse Summen an Unfallgeldern ausbezahlt.

Mein Heim in Kilchberg

Wie lieb war mir das Heim meines Sohnes Hans in Kilchberg geworden! Ich erlebte dort viel Wundersames. In vier lieben, herzigen Enkelkindern,

Coni, Hansli, Räto und Vreneli, fand ich meine Söhne wieder. Sie zeigen grosse Ähnlichkeiten mit ihren Vätern im Aussehen, in der Art, in den Bewegungen und im Charakter. Täglich fand ich neue Züge und vertiefte mich in sie; jeder einzelne rief Erinnerungen und gemeinsame Erlebnisse in mir wach; so lebte ich wieder mit meinen Söhnen zusammen, führte in Gedanken und mit leisen Worten Gespräche mit ihnen und überwand nach und nach das Herbe des Verlustes. Ich war meinen Söhnen von früher Jugend an nicht allein die fürsorgliche, liebende Mutter, ich war auch ihre Freundin, ihre Vertraute gewesen. Ein enges seelisches Verbundensein vereinte einst unser Leben, vereint es auch über das Grab hinaus. Das Schicksal hat mir viel Schweres gebracht, so dass sich meine Seele oft gewunden hat vor Weh; ich bin aber auch von Gatte und Söhnen mit so viel Liebe überschüttet worden, dass mein ganzes Leben ein warmes Leuchten durchzieht.

Der Platz wurde allmählich zu knapp, die Bürschchen entwickelten sich und brauchten mehr Bewegungsfreiheit. Da war es die Grossmutter, die für all das Verständnis zeigte und ihnen Platz machte. Ich dachte an ein eigenes Heim, in dem ich meinen Lebensabend beschliessen konnte; aber es musste in Kilchberg gelegen sein. Ich wollte nicht zu weit weg von meinen lieben Enkeln und vom Grabe meiner Söhne; auch hätte ich mich vom geliebten Zürichsee nicht trennen können.

Meine Schwiegertochter Marie betätigte sich im Geschäft; die Besorgerin ihres Haushaltes war eine Witwe und schliesslich zog eine Verwandte, deren Mann gestorben war, zu uns. So beherbergte unser Haus sechs Witwen, und wir nannten es scherzend Witwenheim. Meine jüngere Schwiegertochter kehrte ihm am schnellsten den Rücken und verheiratete sich wieder. Dora hatte bei ihrem Zukünftigen so viel Gemeinsames mit Simi gefunden, dass sie hoffte, glücklich zu werden. Sie hatte in ihrem Glück nicht vergessen, wieviel Sonne mir meine Enkelin in meinen Lebensabend brachte und überliess mir ihr Töchterchen, wofür ich ihr aus tiefstem Herzen dankbar bin. Auch meine Schwiegertochter Marie hat bald nachher einem passenden Lebensgefährten die Hand gereicht und ist glücklich geworden.

Nun habe ich ein Heim gefunden, so schön, wie ich es mir nie hätte träumen lassen. Ich, die ich ein langes Leben hindurch kaum Zeit gefunden, die beglückende Schönheit der Natur auf mich wirken zu lassen, empfinde nun mit tiefer Dankbarkeit alles, was mein Heim mir bietet. Vor dem Hause ist ein Rain, wie ich ihn vor meinem Geburtshäuschen in Mellikon gesehen hatte. Er ist zwar etwas grösser – kein Unglück – und auszuroden gibt es nichts; denn er steht voll prächtiger Obstbäume und schliesst das Haus von der Hauptstrasse ab. Das Haus ist geräumig; mein Geburtshäuschen, das ich so gerne nach Zürich mitgenommen hätte, fände mehrere Male Platz darin. Nicht nur für mich und mein Enkelkind, auch für liebe Gäste habe ich genügend Platz. Das Haus ist umgeben von einem

grossen Garten, mit Beeren und Obst; alles wird getreulich mit Verwandten und Freunden geteilt. Von meinen Blumen sagt der Gärtner, dass sie bei mir wachsen wie bei andern Leuten das Unkraut; dafür tragen auch alle meine Besucher einen Arm voll mit nach Hause. Und dann der See vor meinem Heim, mit der herrlichen Fernsicht und den Stimmungen in der Natur, die sich täglich erneuern, dass man aus dem Wundern und Bewundern nicht herauskommt. Alles erscheint mir wie ein Symbol des Lebens; mir ist, mein eigenes Leben spiegle sich in den tausendfältigen Bildern, die meine Seele beglückt aufnimmt. Gewaltig schön sind die Gewitter; die vom Sturm aufgepeitschten Wellen fliehen mit rasender Schnelligkeit am Auge vorüber; alles hüllt sich in Dunkelheit, nur erhellt von zuckenden Blitzen, die sich oft mit gewaltigem Krach in den See stürzen. Und bald darauf liegt der See wieder in seiner blauen Ruhe und die Sonne lächelt ihm zu. In der Morgenfrühe bahnt sie sich eine breite, goldene Strasse auf dem Wasser; bevor sie sich zur Ruhe begibt, taucht sie den See in feuriges Rot und drückt vor ihrem Verschwinden noch schnell allen erreichbaren Fenstern einen goldenen Kuss auf, dass sie weithin schimmern, leuchten und sprühen. Aber auch der Mond will nicht zurückstehen; mit seinem milden Lichte verwandelt er das Wasser in flüssiges Silber. Märchenhaft schön ist die Nacht, wenn die Lichter des gegenüberliegenden Hügelufers sich bis in die Mitte des Sees spiegeln, und die weissen, roten und grünen Lichter der Dampfer, die lautlos durch die dunkle Flut gleiten, stille Boten von Ufer zu Ufer. Nacht für Nacht entzückt mich das wunderbare Bild von neuem.

Mein Haus ist zu einer Stätte geworden, an die sich schon viele Menschen wandten, um in ihrer Not mit mir zu beraten im festen Vertrauen, ich werde ihnen helfen können. Ich habe stets nach bestem Wissen und Gewissen gehandelt, obwohl dies nicht immer leicht war. Viele sahen meinen geschäftlichen Erfolg und begehrten einen solchen auch für sich, wollten aber das Ringen darum nicht auf sich nehmen. Ich musste manchmal Kampfmüde und Mutlose etwas hart anfassen, ihnen in ehrlicher Offenheit ihre Lage klarlegen; mir war, ich sollte sie schütteln, wie das Leben auch mich geschüttelt hat. Es tat mir leid, doch mit Bemitleiden und zu grosser Weichheit war nicht zu helfen; dagegen gelang es mir, durch meine willenskräftige Art das Selbstvertrauen mancher so zu heben, dass sie mit frischem Mut den Lebenskampf wieder aufnahmen.

Oft bin ich nach den Ursachen meines geschäftlichen Erfolges gefragt worden, da meine Arbeit in hergebrachtem Sinne eigentlich nicht die Arbeit einer Frau sei. War es Glück? War es Energie? Tönte es mir in der Regel entgegen. Gewiss hatte ich Glück; auch an Energie fehlte es mir nicht; doch ebenso wichtig ist Ausdauer und Beharrlichkeit zum Erfolg. Ich habe verschiedene, recht energische Menschen kennengelernt, die trotzdem bei allen ihren Unternehmungen Schiffbruch erlitten. Es hat ihnen nicht etwa an Tüchtigkeit gefehlt, wohl aber an Ausdauer; trat der Erfolg nicht in

der erwarteten Zeit ein, erlahmten sie. Zum Ausharren waren sie nicht zu bewegen; das sei Zeitverschwendung, meinten sie: Wir haben doch kein Glück! Den beharrlicheren Nachfolgern wurde das Glück dann zuteil.

Ich hatte mir nach Übernahme des Geschäftes auch vorgestellt, der Erfolg werde rascher eintreten. Über zehn Jahre habe ich durchgehalten, in hartem Kampf. Da endlich wagte ich einen Schritt, dessen Konsequenzen ich nicht übersehen konnte. Würde er mir Erfolg bringen? – Ja, er brachte mir Erfolg.

Im Jahre 1907 kaufte ich eine Setzmaschine «Linotype». Es gab damals deren erst wenige in Zürich. Hätte ich mit dem Kauf zugewartet, so wäre ich wahrscheinlich überhaupt nicht mehr dazu gekommen. Kaum war die Maschine in Betrieb, da verlor ich durch Eingehen einer Zeitung die Hauptarbeit für sie. Um Ersatz zu schaffen, gründete ich die Zeitschrift «In freien Stunden». Es herrschte gerade eine schwere wirtschaftliche Krisis. Ich wurde von Freunden gewarnt. Einer meinte: «Wenn Sie besonderes Glück haben, ist es möglich, dass die Zeitschrift geht, ich befürchte aber – Sie gehen!» Ich ging nicht, aber die Zeitschrift ging. Und das war wirklich ein Glück. Noch ein weiteres Glück hatte ich in der Wahl meines Associé Dr. Emil Huber. Seine juristischen Kenntnisse waren für die Entwicklung des Geschäfts ebenso wertvoll wie seine kaufmännische Tüchtigkeit.

Oft, wenn ich über den Erfolg nachdenke, ist es mir, als ob das Schicksal etwas hätte gutmachen wollen, nachdem es mir vorher das Liebste, den Gatten und die Söhne, entrissen hatte.